ACHAD HAAM
AM SCHEIDEWEGE

3 1761 08735976 6

DS
149
G52615
1923
Bd.1
c.1
ROBARTS

Presented to the
LIBRARIES *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Rabbi Dov Marmur

HAD HAAM / AM SCHEIDEWEGE

ACHAD HAAM

AM SCHEIDEWEGE

GESAMMELTE AUFSÄTZE

VIER BÄNDE

*

1923

JÜDISCHER VERLAG / BERLIN

ACHAD HAAM

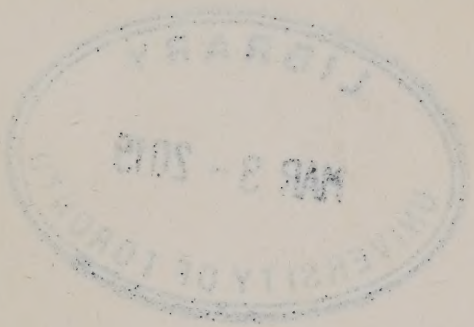
AM SCHEIDEWEGE

GESAMMELTE AUFSÄTZE

ERSTER BAND

AUTORISIERTE ÜBERTRAGUNG
AUS DEM HEBRÄISCHEN VON
ISRAEL FRIEDLÄNDER
UND HARRY TORCZYNER

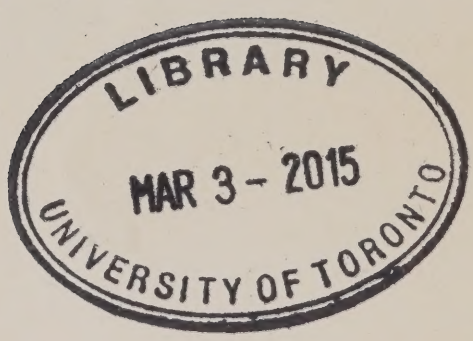
*



1 9 2 3

JÜDISCHER VERLAG / BERLIN

Die Fußnoten in eckigen Klammern stammen von den Übersetzern



Alle Rechte vorbehalten
Druck von G. Kreysing in Leipzig
Copyright 1923 by Jüdischer Verlag G. m. b. H. / Berlin
Druckleitung und Einband von Menachem Birnbaum

Vorrede zur ersten Auflage

Il y a de certaines vérités qu'il ne suffit pas de persuader, mais qu'il faut encore faire sentir.

Montesquieu.

Seitdem Israel in die Diaspora hinauszog, sehen wir es zu keiner Zeit auf seinem Wege innehalten, um sich die Frage vorzulegen: zu welchem Zwecke muß ich diese unerhörten Leiden ertragen, und welches Ziel hat der furchtbare Kampf, den ich für mein Leben führen muß? Im Laufe der vielen vielen Jahrhunderte, Generation nach Generation schritt es voller Glauben und Vertrauen immer weiter auf dem Wege, den ihm seine Leiter und Lehrer am Beginne seiner Leidenszeit vorgezeichnet hatten. Mit liebevoller Demut erduldete es die Martern von außen, und mit liebevoller Demut ertrug es das schwere Joch von innen, ohne nach etwas zu fragen und ohne über etwas zu staunen. Denn auf all dieses Fragen und Staunen hatte der Glaube und das Vertrauen die allumfassende Antwort bereit, daß auch die Belohnung mit den Leiden wächst. In den letzten Generationen freilich ergriff der Zeitgeist eine große Anzahl aus unserm Volke und warf sie auf einen neuen Weg. Aber auch sie, die den Weg der Väter verlassen hatten, erbten dennoch von ihnen, wenn auch in einem andern Sinne, den Glauben und das Vertrauen und schritten gleich ihnen auf ihrem neuen Wege blindlings weiter, ohne sich nach vorwärts oder nach rückwärts umsehen zu wollen ... Indessen fanden sich hie und da einige große Männer, die ein innerer Drang trieb, nachzudenken und nachzuforschen, wo sich die E n d station befinde, zu der die Geschichte das älteste der Völker hinzuführen gedenke, und

welches „Lebenselixier" für dasselbe notwendig sei, um es bis zur Erreichung seines Endzieles am Leben zu erhalten. Aber das Ergebnis all dieses Nachdenkens und Nachforschens war nichts weiter als einige abstrakte Ideen, einige hübsche Betrachtungen, die dem Menschen wohl Kurzweil verschaffen, doch ohne die Zeichen eines wahrhaften Strebens, den Entwicklungsgang des Volkslebens und Volksgeistes auch mehr oder weniger nach ihnen zu gestalten, — eines Strebens, das jede lebendige, empfundene Idee, die den richtigen Weg sucht, um ihn auch wirklich zu betreten, stets zu begleiten pflegt. Die jüdische Predigt verkündete in hochtrabenden Worten die erhabene sittliche „Mission", die die Geschichte ihrem Liebling, dem Volke Israel, zum Heile der Menschheit zugewiesen hat, und um derentwillen es lebt und auch weiter leben muß, bis es dieselbe voll und ganz erfüllt haben wird. Sie pries den hohen moralischen Wert der Lehre des Judentums oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, der Wissenschaft des Judentums, die uns zur Selbsterkenntnis führe und die das notwendige Lebenselixier zur Verlängerung unseres Daseins enthalte. Dieses und ähnliches ließ die Predigt von der Kanzel herab erschallen, aber die reale Welt der Tatsachen ging zu derselben Zeit ruhig ihres Weges weiter. Die „erhabene Mission" hinderte ihre Anhänger, ja sogar ihre Verkünder auf der Kanzel nicht im geringsten, in jenen „unvollkommenen Schülern", zu deren sittlicher Vollendung ja jene Mission bestimmt war, die verkörperte Vollkommenheit zu sehen und sie in allen Lebensverhältnissen als ihre Lehrer zu betrachten. Noch viel weniger kam einer dieser Missionsapostel je auf den Einfall, sie aus den Mauern der Synagoge ins Leben hinauszutragen und auch nur im geringsten den Finger zu rühren, um zur Erfüllung einer so erhabenen Aufgabe beizutragen. Aber auch die Wissenschaft des Judentums, der man gleichfalls die „erhabene Mission" zugewiesen hatte, uns über uns selbst aufzuklären und über alle Mühseligkeiten des Lebens hinwegzuheben, auch sie kümmerte sich wenig um die wirkliche Erfüllung ihrer Aufgabe. Die alte fundamentale Geschichtsperiode, in der der Geist unseres Volkstums entstand und sich in seiner beson-

deren Eigenart entwickelte, in der daher der Schlüssel zur Lösung all jenes Fragens und Staunens liegt, — diese Periode fand in der Hauptsache ihre Bearbeitung durch andere, die mit Anstrengung all ihrer Kräfte um deren Erforschung und Ausgestaltung nach ihrer Weise bemüht sind. (Die hervorragendsten Werke der Neuzeit, die die Geschichte des jüdischen Volkes und seines Geisteslebens im Altertum behandeln, besonders die Werke über die biblischen Schriften und alle sich daran anschließenden Spezialgebiete, sind bekanntlich von Nichtjuden verfaßt.) Dagegen unsere Wissenschaft des Judentums steckt über Hals und Kopf in den Finsternissen des Mittelalters, in den Ruinen der Ghettos, und selbst hier unternimmt sie es nur selten, in die Tiefe des inneren Volkslebens einzudringen und wenigstens den geringen noch erhaltenen Rest seiner nationalen Eigenart aufzudecken und verständlich zu machen. Ihre Haupttätigkeit konzentriert sich vielmehr auf das Bestreben, die Verleumdungen und Verfolgungen, die wir von andern erdulden mußten, aufzuspüren, Gelehrten, Schriftstellern und sonstigen edlen Männern ohne Rücksicht auf ihre wirkliche Bedeutung einen würdigen Nachruhm zu sichern und ähnliche Dinge mehr, aus denen sich die „Moral von der Geschicht'" ergibt, daß wir vollkommen unschuldig sind und die ganze Verantwortung lediglich unsere Feinde trifft, daß wir, trotz aller Verfolgungen und Bedrückungen, das „Ebenbild Gottes" nicht verleugnet, ja sogar es vermocht haben, einiges in der Poesie von den Arabern, einiges in der Philosophie von den Griechen zu entlehnen, usw. usw. Diese „Moral" würde freilich auch uns nützen, wenn sie nur in die Herzen der anderen Eingang fände. Aber wodurch sollte sie unser eigenes Herz, unser Bedürfnis nach einem innern nationalen Ideal, das uns in all unseren Nöten aufrichten würde, befriedigen können? In der Tat finden wir auch einige Äußerungen, die noch vor einem halben Jahrhundert dem Vater der „Wissenschaft des Judentums" aus der Feder geschlüpft sind und die die Vermutung nahelegen, daß diese Wissenschaft von vornherein mehr für die anderen als für uns selbst bestimmt war. „Die Gleichstellung der Juden in Sitte und

Leben", schrieb damals Zunz[1], „wird aus der Gleichstellung der Wissenschaft des Judentums hervorgehen."

So lagen die Dinge bis vor kurzem, ohne daß der Wunsch oder die Möglichkeit, sie zu ändern, sich irgendwo gezeigt hätte. Da stellten sich plötzlich die bekannten Ursachen ein und brachten diese Änderung hervor. Und nun sind wir die Zeugen einer noch nie dagewesenen historischen Erscheinung: Israel beginnt über sich selbst zu staunen, für sein Leben einen Zweck und für seine Wanderungen ein Endziel zu suchen, nicht um sich an schönen Worten und Redensarten genügen zu lassen, sondern um den Zweck auch wirklich zu erstreben und durch eigene Kraft das Endziel zu erreichen. So steht es nachdenklich „am Scheidewege" und überlegt, welchen Weg es nunmehr einzuschlagen hat...

Diese Überlegung war es, die den Gedanken der „Zionsliebe" ins Leben rief.

* * *

Der Name „Zionsliebe"[2] ist bereits seit fünfzehn Jahren so sehr in jedermanns Munde und wurde bereits von so verschiedenen Leuten zu so verschiedenen Zwecken gebraucht, daß viele unserer feinfühligen Neurastheniker sich eines ironischen Lächelns nicht erwehren können, wenn sie ihn nur nennen hören. Allein trotz dieses fortwährenden Gebrauchs ist seine Bedeutung auch jetzt nicht geklärt und umgrenzt, und er muß sich auch jetzt noch verschiedene voneinander stark abweichende Deutungen gefallen lassen. In einem Punkte nur stimmen alle überein: in der Konzentration des jüdischen Volkes in Zion. Über das, was außerhalb dieses Punktes, sowohl vor ihm als hinter ihm, liegt, gehen die Ansichten auseinander und durcheinander, und keiner versteht die Sprache des andern. Was freilich hinter diesem Punkte liegt, verbirgt sich in der Zukunft Schoße, und die

[1] Zur Geschichte und Literatur S. 21.

[2] [Der moderne Zionismus hatte bekanntlich im Osten lange vorher seine nicht unbedeutenden Vorläufer. Doch war nur die Sache, nicht der Name bekannt. Die Bewegung nannte man hebräisch „Chibbath Zion", die „Zionsliebe" und die Anhänger derselben „Chowewe Zion", die „Zionsfreunde". Im folgenden werden überall diese deutschen Ausdrücke gebraucht.]

Meinungsverschiedenheit darüber kann keinen großen Einfluß auf die Entwicklung der Dinge in der Praxis ausüben. Allein die Verworrenheit der Ansichten über das, was vor ihm liegt, hat bereits großes Unheil in der Praxis angerichtet, und wer weiß, wieviel Unheil sie noch in der Zukunft anrichten wird.

Als die „Zionsliebe" in Erscheinung trat, richteten ihre Anhänger das Augenmerk auf jenen Punkt und auf das, was hinter ihm liegt; was jedoch vor ihm lag, entzog sich gänzlich ihrem Gesichtsfeld. Sie hegten den Glauben, daß es notwendig und möglich sei, sofort mit der „Konzentration des Volkes" zu beginnen, und daß dazu nichts mehr erforderlich sei, als einige Artikel in die Zeitungen zu lancieren und die jüdischen Volksmassen ohne Rücksicht auf ihre Qualifikation aufzurufen, sich zu „erheben" und nach dem Heiligen Lande auszuwandern. Die Artikel wurden allerdings geschrieben, und von den jüdischen Volksmassen, die sich damals von selbst aus äußeren Ursachen „erhoben", ließen sich einige Hundert im Heiligen Lande nieder. Allein dieser erste Versuch und seine Folgen öffneten vielen die Augen und zeigten ihnen, daß dieses kolossale Werk doch nicht so „einfach" sei, daß zahlreiche und schwierige Hindernisse auf dem Wege liegen, zu deren Beseitigung nicht nur ein gesunder Körper, sondern auch ein gesunder Geist gehöre ... Ja, ein hervorragender Mann wagte es sogar, öffentlich auszusprechen, daß die Befreiung unseres Geistes unserer nationalen Befreiung vorangehen müsse, daß jegliche Tätigkeit im Interesse der „Zionsliebe" so lange aussichtslos sei, als sich nicht das jüdische Volk seiner inneren Fesseln, die sein Wachstum und seine Entwicklung hintanhalten, entledigt habe; daß daher die intelligenten Volkskreise verpflichtet seien, das bis jetzt noch unreife Werk vorläufig einzustellen und sich wiederum der negativen Arbeit zuzuwenden, mit der sie bis dahin beschäftigt waren.

In jenen Tagen war ich weder schriftstellerisch noch sonst öffentlich tätig. Allein in den vier Wänden meines Studierzimmers pflegte ich mit liebevoller Aufmerksamkeit alle diese Vorgänge in Literatur und Leben zu verfolgen. Als ich nun

über den tatsächlichen Zustand der „Zionsliebe" und die darüber herrschende Meinungsverschiedenheit nachdachte, als ich beobachtete, wie die einen das Ende herbeizwingen wollen, indem sie ihre Kräfte an einem Aufbau ohne Basis verschwenden, und die andern das Ende hinausschieben möchten, indem sie ihre Kräfte an einen Abbau ohne Endzweck vergeuden, — da schien es mir, daß sie beide gleich irren und ins Extrem verfallen, und daß der rechte Weg in der Mitte liegt. Wohl ist es richtig, daß unser Volk in seinem gegenwärtigen sittlichen Zustand in keiner Weise zu einem großen nationalen Werk befähigt erscheint, daß also die Konzentration des Volkes nicht ohne eine lange vorausgehende Vorbereitungsarbeit ermöglicht werden kann. Allein diese Vorbereitungsarbeit kann nicht und darf nicht aus einem bloß negativen Kampfe hervorgehen. Sie kann nicht, weil die Negation niemals jene uns mangelnden moralischen und sozialen positiven Eigenschaften schaffen wird. Sie darf nicht, weil sie auf einem natürlichen Wege aus der „Zionsliebe" selbst hervorgehen kann; nicht aus jener „Zionsliebe", die auf dem Markte um einen festen Preis feilgeboten wird, auch nicht aus jener, die sich nur auf die Zustimmung des Intellekts stützt, ohne im Gemüt tief eingewurzelt zu sein, sondern aus jener „Zionsliebe", welche die menschliche Seele als deren Grundelement ausfüllt und deren geistigen Mittelpunkt bildet.

Die Konzentration des Geistes ist eine bekannte psychologische Erscheinung, die nichts anderes bedeutet, als daß ein bestimmter geistiger Inhalt in den Tiefen der Seele über die übrigen Inhalte das Übergewicht erlangt, so daß er sie alle auf unmerkliche Weise allmählich um sich herum gruppiert, sie alle seinen speziellen Zwecken dienstbar macht und ihre Eigentümlichkeiten seinen Bedürfnissen entsprechend umformt. Einem bekannten Psychologen gelang es, auf Grund der Biographie von Darwin ein anschauliches Bild vom Verlaufe eines derartigen Konzentrationsprozesses in der Seele dieses großen Mannes zu zeichnen.[1] Was aber in der Seele

[1] Paulhan, l'activité mentale, pp. 483–504.

eines einzelnen Menschen möglich ist, ist auch in der Seele eines ganzen Volkes nicht unmöglich. Wir brauchen nur auf die Geschichte verschiedener Völker oder auch nur unseres eigenen Volkes einen Blick zu werfen, um viele Erscheinungen dieser Art zu entdecken und uns zu überzeugen, daß die Volksseele im Laufe langer Zeiträume gänzlich einem bestimmten geistigen Element unterworfen war, das seinen Einfluß auf alle Eigentümlichkeiten und alle Lebensformen des Volkes, selbst auf diejenigen, die für den oberflächlichen Blick keinerlei Zusammenhang damit zeigten, geltend machte und in ihnen, seinen Zwecken entsprechend, radikale Umwandlungen hervorbrachte, wobei die innere Wirkung dieses geistigen Elements dem Auge verborgen und den Gemütern unbewußt blieb.

Würde daher auch die „Zionsliebe" in demselben hohen Maße im Herzen unseres Volkes Wurzel fassen, würden sich sämtliche Parteien nicht nur von der klaren Erkenntnis, sondern auch von der tiefen Empfindung durchdringen lassen, daß die „Mission des Judentums" — mag sie letzten Endes sein, was sie will — nicht eher in Erfüllung gehen kann, bevor nicht unser Volk an Stelle des künstlichen Lebens in der Gegenwart, das eines blinden Glaubens oder einer spitzfindigen Sophistik bedarf, um überhaupt erträglich zu sein, sich wahre und natürliche Lebensbedingungen geschaffen hat, die seinem Geiste die Möglichkeit gewähren, sich vollständig zu entfalten; wäre die „Zionsliebe" zu dieser Höhe gediehen, — dann würde sie auch allmählich eine vollständige Umwälzung in allen Ansichten, Empfindungen und Handlungen zur Folge haben, dann würden alle mit voller Kraft empfinden, daß die elementare und allererste Aufgabe des jüdischen Volkes in seiner Gesamtheit wie in allen seinen großen und kleinen Organisationen, nicht nur seiner hervorragenden Männer, seiner Lehrer und Leiter aus allen „Lagern", sondern auch eines jeden einzelnen Volksgliedes vor allem darin besteht, die besten Kräfte für die Erlangung „wahrer Lebensbedingungen" einzusetzen. Dann würde alles, was dieser Aufgabe oder ihrer praktischen Verwirklichung

widerstrebt, sowohl in unserer inneren Geistesentwicklung wie auch in unserer äußeren Lebensweise sich allmählich von selbst verflüchtigen oder sich dieser Aufgabe entsprechend wandeln, alles in Ruhe und Frieden, ohne Sturm und Drang...

Die für die Konzentration des Volkes in Zion notwendige Vorbereitungsarbeit besteht also in der Konzentration des Volksgeistes auf die Liebe zu Zion. Jedes Werk, das in unserer Generation (und wer weiß in noch wie vielen Generationen nach uns) unternommen wird, sei es im Heiligen Lande oder außerhalb desselben, muß daher gerichtet sein nicht auf die Konzentration des Volkes, sondern auf die Vorarbeit, die Konzentration des Geistes. Dieser Unterschied ist keineswegs bloß theoretischer Natur, sondern er dringt tief in die praktischen Verhältnisse ein. Für die Zwecke einer Konzentration des Volkes suchen die Zionsfreunde mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte die Kolonisation im Heiligen Lande quantitativ zu vermehren, ohne auf ihre Qualität zu achten, und auch dann bleibt noch die Frage der Gegner berechtigt: was kann uns diese kleine unansehnliche Kolonisation helfen? Aber für die Zwecke einer Konzentration des Volksgeistes ist die vorhandene Kolonisation nicht nur nicht zu klein, sondern sogar viel zu groß, und eine einzige wohlbestellte Kolonie, die imstande wäre, im Volke die Liebe zum Heiligen Lande zu stärken, würde den Vorzug verdienen vor zehn minderwertigen Kolonien, die zu ihrer Verteidigung sich selbst in den Schutz dieser allverzeihenden Liebe flüchten müssen... Vom Standpunkt der Konzentration des Volkes meinen die Zionsfreunde sich auch mit halben Konzessionen begnügen zu müssen, die der Kolonisation im Heiligen Lande nur eine religiöse oder rein praktische Bedeutung zugestehen, und stimmen Jubelhymnen an, wenn es ihnen glückt, von irgendeiner Kapazität ein beifälliges Nicken zu erhaschen, das ebensogut noch vieles andere bedeuten kann, weil sie davon eine quantitative Zunahme des Kolonisationswerkes erhoffen. Allein vom Standpunkt der Konzentration des Geistes ist dies alles keinen Pfifferling wert. Denn so groß die Bedeutung der „Zionsliebe" für die

Wiederherstellung des Volkes erscheint, wenn sie das Zentrum des Geistes bildet, — so sinkt ihr Wert auf Null oder, sofern sie minderwertige Gründungen zeitigt, sogar unter Null herab, wenn sie lediglich einen einzelnen Punkt an der Peripherie eines andern Zentrums bildet...

* * *

Diese Gedanken mit allen daraus folgenden Konsequenzen, die, sich allmählich erweiternd, mein ganzes Ich ausfüllten und alle meine geistigen Kräfte, die vorher zerstreut waren und nach allen Richtungen auseinanderstrebten, in ihren Dienst zwangen, — diese Gedanken waren es, die mich aus meiner Klause hervorlockten und zu einem Schriftsteller in Israel machten. Viele Jahre hatte ich als Privatmann zugebracht, lernend, ohne zu lehren, und hatte nicht im geringsten daran gedacht, nach der dornigen Schriftstellerkrone zu greifen. Würde damals mir jemand etwas Ähnliches prophezeit haben, ich hätte ihn für einen falschen Propheten erklärt, da schon der bloße Gedanke daran in mir einen Schauder hervorrief. Als ich nun bereits im Mannesalter stand, da wurde in mir der Wunsch, die „Zionsliebe" in der Wirklichkeit so realisiert zu sehen, wie sie mir in meinen Gedanken vorschwebte, so übermächtig, daß ich das Lampenfieber überwand und auf die Tribüne stieg. Anfangs tat ich es bloß vorübergehend, um ein paar Worte vorzubringen, — nicht etwa als einer der Schriftstellerzunft, sondern als „Achad Haam", als „Einer aus dem Volke" — und mich dann wieder ins Privatleben zurückzuziehen. Doch jene ersten „paar Worte", gegen die sich die Kritik wandte, zogen andere Worte nach sich. Nachdem ich jedoch auf diese Weise aus meiner Reserve herausgelockt worden war, fühlte ich mich schließlich berechtigt und dann auch verpflichtet, die Schriftstellertribüne zu besteigen, so oft ich einen Gedanken zu haben glaubte, der zur Klärung dieser Sache beizutragen schien, — einer Sache, von der nach meiner Überzeugung die Zukunft unseres Volkes abhängig ist und der ich mich auch in anderweitiger praktischer Tätigkeit widmete.

Wäre ich nun ein echter und rechter Schriftsteller, d. h. einer, den ein innerer Trieb zur Schriftstellerei drängt, der in der schriftstellerischen Tätigkeit einen Selbstzweck und eine Lebensaufgabe erblickt und seinen Lohn in einem literarischen Renommé sucht, dann müßte ich freilich zugestehen, daß mein schriftstellerischer Erfolg weit größer war, als ich in Anbetracht des geringen Umfanges meiner Tätigkeit je zu hoffen berechtigt war. Ja anstatt mich über die „Stimme des Volkes" zu beklagen, müßte ich mich vielmehr gegen jene häufigen und an sich berechtigten Klagen meiner Leser und Kritiker zu rechtfertigen suchen, welche der Ansicht sind, daß ein Schriftsteller, der sich eines Lesepublikums erfreut, verpflichtet sei, viel zu schreiben und alle Lebenserscheinungen zu umfassen, und daß er kein Recht habe, sich mit zwei oder drei kleinen Aufsätzen jährlich loszukaufen und seine ganze Kraft auf eine einzige Sache zu konzentrieren, mag sie auch so groß und bedeutend sein wie die „Zionsliebe".

Da ich mich jedoch niemals für einen regelrechten Schriftsteller hielt, sondern mich im Tempel der Literatur lediglich als Gast betrachtete, der nur gelegentlich zu einem bestimmten Zweck eintritt und sich nach Erfüllung seiner Aufgabe sofort zurückzieht; da ich mit meinen Worten nicht die Absicht habe, daß mir das Publikum Beifall klatscht, sondern daß es auf die Worte selbst merkt und sie sowohl auf ihren theoretischen als auch praktischen Wert ernstlich prüft, — so habe ich sehr wohl Grund, unmutig zu werden, wenn ich das Fazit meiner literarischen Tätigkeit ziehe und das Resultat meiner ganzen sechsjährigen Wirksamkeit betrachte. Wer einen neuen oder neu scheinenden Gedanken in die Herzen einzuführen gedenkt — und nicht bloß als abstrakten Gedanken sondern als eine „empfundene Wahrheit" einzuführen gedenkt —, der muß freilich von vornherein wissen, daß die menschliche Seele keine tabula rasa ist, die sich leicht beschreiben läßt, daß er daher nicht mißmutig und verzweifelt werden darf, wenn er sieht, daß seine Worte nicht befolgt werden. Wenn aber ein Schriftsteller sieht, daß seine Worte nicht begriffen werden, daß sie das Publikum in ihrer

wahren Bedeutung nicht begreifen will, daß, je mehr er sich Mühe gibt, seine Anschauungen auf alle menschenmögliche Weise verständlich zu machen, die anderen, teils ohne, teils auch mit Absicht, desto hartnäckiger fortfahren, aus seinen Worten herauszulesen, was in ihnen nicht enthalten ist oder gar das Gegenteil von dem, was in ihnen enthalten ist, und ihn mit Fragen und Klagen zu belästigen, die mit der Sache nicht das Geringste zu tun haben; — wenn er all dies mit ansieht und sich auch der Ursachen dieses Verhaltens, die keineswegs herzerhebender Natur sind, bewußt ist, dann darf man sich nicht wundern, wenn er schließlich müde wird und wenn seine Hände schlaff werden ...

Und da ich in der letzten Zeit in mir fühlte, daß ich tatsächlich müde bin, und daß meine Hände immer schlaffer werden, kam ich auf den Gedanken, alle bisher von mir erschienenen Aufsätze in einer Sammlung zu vereinigen. Vielleicht daß ihnen in ihrer Zusammenfassung die Erfüllung ihrer Aufgabe besser gelingen wird, als es ihnen einzeln und zerstreut möglich war, und wenn nicht jetzt, so doch wenigstens in einer späteren Zeit. Jedenfalls aber werden sie dem künftigen Geschichtsforscher Material liefern, um die Anschauungen und Handlungen zu erkennen, die in unserem Zeitalter dem Gedanken der „Zionsliebe" entsprangen ...[1]

Odessa, 5. April 1895.

ACHAD HAAM

[1] [Hier sind die Schlußsätze ausgelassen, die sich auf das äußere Arrangement des Buches beziehen.]

Vorrede zur zweiten Auflage

Als ich vor etwa sechs und ein halb Jahren, da dieses Buch zum erstenmal in die Welt hinausging, das vorhergehende Vorwort schrieb, dachte ich nicht im Traum daran, daß ich eines Tages wieder am Eingange meines Werkes erscheinen würde, um ihm zu seiner zweiten Auflage das Geleitwort zu geben.

Mit schlaffen Händen und verbittertem Herzen schrieb ich damals das Vorwort zu meinem Buche, indem ich rings um mich in Literatur und Leben einen offenen oder geheimen Widerstand gegen alle meine Gedanken und Handlungen gewahrte oder — was noch schlimmer ist — eine lahme, nichtssagende Zustimmung fand, die keine Basis abgeben konnte für segensreiche und dauernde Werke... Überall, wohin ich mich wandte, empfand ich, daß ich in meiner geistigen Welt gänzlich vereinsamt dastehe, daß fast keiner vorhanden war, der voll und ganz alle jene Anschauungen teilte, die mir zum „geistigen Mittelpunkt" geworden waren, und der sich bereit fände, seine Kräfte ihrer praktischen Verwirklichung im vollen Umfange zu widmen, ohne auf halbem Wege stehen zu bleiben. Und dieses Gefühl der Einsamkeit tat mir sehr weh.

Da „kam ich auf den Gedanken, alle bisher von mir erschienenen Aufsätze zu einer Sammlung zu vereinigen. Vielleicht, daß ihnen in ihrer Zusammenfassung die Erfüllung ihrer Aufgabe besser gelingen wird, als es ihnen einzeln und zerstreut möglich war, und wenn nicht jetzt, so doch wenigstens in einer späteren Zeit."

Dieser Versuch — ich glaube es sagen zu dürfen — ist in gewissem Sinne geglückt. Seitdem diese Aufsätze in einem

Buche gesammelt erschienen, fanden einige der mir lieb gewordenen Ideen, die vorher, als ich zum ersten Male mit ihnen auftrat, teils als destruktiv und gefährlich, teils als idealistische Phantastereien hingestellt worden waren und daher auf seiten der „Positiven" und „Praktischen" heftigem Widerstand begegneten, Verbreitung und Eingang in viele Herzen.

Damit will ich aber durchaus nicht gesagt haben, daß ich nunmehr ein Liebling des Publikums geworden sei, und daß alle meine Feinde versöhnt wären. Im Gegenteil, in den letzten Jahren hat auf verschiedenen Seiten der Unmut gegen mich vielleicht sogar noch eine Steigerung erfahren. Die „praktischen Zionsfreunde" zetern noch heftiger gegen mich, seitdem sie durch den Verlauf des Kolonisationswerkes gezwungen sind, sich selbst zuzugestehen, daß meine Zweifel, über die sie früher zu lächeln pflegten, zu Gewißheiten geworden sind. Auf der entgegengesetzten Seite sind es die begeisterten Neophyten unter den politischen Zionisten, die mir das furchtbare Verbrechen nicht verzeihen können, daß ich mir die Freiheit nahm, ihre Gewißheiten in Zweifel zu verwandeln, noch bevor sie selbst dazu gezwungen wurden ... Die Orthodoxen empfinden mit sicherm Instinkt, daß sie auch jetzt keine Ursache haben, mit mir sonderlich zufrieden zu sein, während auf der entgegengesetzten Seite unsere weltstürmenden „Jungen" einen Heidenlärm gegen mich erheben, daß ich unser Volk in die Fesseln der Vergangenheit schlagen und es gänzlich vom Leben der Gegenwart separieren möchte.

Trotz alledem durfte ich behaupten, daß der Versuch geglückt ist, weil ich in allen diesen Stimmen manchmal — was früher nicht der Fall war — einen Widerhall meiner eigenen Stimme vernehme... Es ist meine eigene Münze, mit der mir meine Gegner zurückzahlen, und der Einfluß dieses Buches macht sich in ihren Worten geltend, ohne daß sie selbst sich dessen bewußt sind.

Diese Erscheinung ist durchaus nicht ungewöhnlich. Mag es sich nun um ein Volk, eine Partei oder ein Individuum handeln, nur selten pflegen die Gegner derselben, die durch die Verhältnisse des Lebens gezwungen sind, ihnen irgendeine

Wahrheit zu entlehnen, auch zugleich die Gegnerschaft gegen sie selbst aufzugeben. Im Gegenteil! Da die Ausrottung eines Gefühls dem Menschen viel schwerer fällt als der Wechsel seiner Anschauungen, pflegt er gewöhnlich in derartigen Fällen die Wahrheit von ihrem Urheber zu trennen: die Wahrheit nistet sich in seinem Herzen ein und wird von ihm als sein Eigentum betrachtet; das Gefühl der Erbitterung aber, welches vorher sich gegen die Wahrheit und ihren Urheber zugleich richtete, besteht in unverminderter Kraft weiter, nur daß es sich jetzt einzig und allein gegen den Urheber wendet.

Im Altertum haßten die Griechen und Römer unser Volk wegen seiner „fremdartigen" Anschauungen, wegen des in ihm waltenden Geistes der „Verneinung", der es zur Leugnung ihrer Götter führte, und wegen seines Hanges zur „Phantasterei", die ihm einen anderen, körperlosen Gott vorspiegelte. Nachher aber, als sie selbst und später auch die übrigen Völker einen Teil dieser Anschauungen in sich aufgenommen und sie in einer anderen, ihrem Geiste angepaßten Form zur Grundlage ihrer neuen Lehre gemacht hatten, vergaßen sie die Quelle, aus der sie geschöpft hatten, und begannen, uns dieselben Anschauungen in einem neuen Gefäße zu präsentieren, als wären es neue Wahrheiten, die zuerst von ihnen und nicht von uns entdeckt worden wären; und wir werden nach wie vor gehaßt wegen unserer „Verneinung" und „Phantasterei" ... Es geht so weit, daß sie sogar das ausdrückliche Gebot des Alten Testaments: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst", sich selber zuzuschreiben und uns vorwurfsvoll vorhalten, daß wir es doch nicht zu einer so vollendeten Moral gebracht hätten. Ja selbst ein John Stuart Mill, der in seiner Wahrheitsliebe zugeben mußte, daß dieses Gebot sich bereits im Pentateuch findet, konnte sich der Bemerkung nicht enthalten: „Wie seltsam, daß es dort steht!" ...

Das Objekt der soeben angeführten Erscheinung steht freilich unendlich höher als der Gegenstand, der für uns in diesem Vorwort in Betracht kommt. Allein die soziologischen Gesetze offenbaren sich in gleicher Weise in den größten wie in den kleinsten Erscheinungen, ebenso wie die biologischen

Gesetze in derselben Weise sich im Menschen wie in der Fliege offenbaren. Wenn daher eine so merkwürdige „Vergeßlichkeit" einem ganzen Volke gegenüber möglich ist, um wieviel leichter kann sie einzelnen Menschen gegenüber vorkommen. Es ist daher mit Bestimmtheit zu erwarten, daß manche unter den Anhängern der „neuen Lehren", die jetzt in unserer Mitte soviel Staub aufwirbeln, wenn sie das Buch von Anfang bis Ende mit vorurteilsfreier Aufmerksamkeit lesen, an vielen Stellen stutzen und darüber staunen werden, daß sie hier verschiedene Anschauungen und Begriffe finden, die sie als integrierenden Bestandteil jener Lehren zu betrachten gewohnt waren, denen der Verfasser des Buches „bekanntlich" feindlich entgegentritt ... „Wie seltsam, daß es d o r t steht!" — werden diese Leser immer wieder ausrufen müssen.

Indessen gibt es nur wenige einsichtige Leser dieser Art, die auf solche „Fremdartigkeiten" aufmerksam werden. Die große Mehrheit nimmt von dem, was sie liest oder hört, nur das in sich auf, was ihr zusagt und prüft gar nicht, woher ihr dies oder jenes zukam. Wozu in der Tat auch prüfen? Für die Sache an sich ist es ja auch vollständig gleichgültig, ob eine Wahrheit hier oder dort zuerst ausgesprochen wurde. Das Wichtigste ist, daß sie überhaupt öffentlich ausgesprochen wurde und zum Gemeingut werden konnte.

Aus diesem Grunde nahm ich den Antrag der Verlagsgesellschaft „Achiassaf", von diesem Buche, dessen erste Auflage bereits vergriffen ist, eine zweite Auflage zu veranstalten, gern an, in der Hoffnung, daß, je größer die Verbreitung des Buches sein wird, desto mehr auch die in ihm enthaltenen Ideen — bewußt oder unbewußt — Aufnahme finden werden; trotz der Gegnerschaft gegen den V e r f a s s e r des Buches, die sich vielleicht jetzt noch steigern wird, nachdem auch die neuen Aufsätze, die ich in den letzten Jahren geschrieben habe, hier gesammelt erschienen sein werden.

Diese zuletzt genannten Aufsätze sind ihrem I n h a l t e nach nichts als eine ergänzende Erläuterung zu gewissen Anschauungen, auf die ich immer wieder zurückzukommen pflege.

Aber ihrer Form nach sind sie eine Kritik der neuen Erscheinungen, die in dem letzten Entwicklungsstadium der nationalen Bewegung hervortraten, — eine negative Kritik, die ganz besonders dazu beitrug, in vielen den festen Glauben zu erwecken, daß mein ganzes Streben darauf gerichtet sei, alles, was andere gebaut haben, zu zerstören, daß in meiner geistigen Welt nur irgendein abstraktes Judentum, eine Ausgeburt meiner Phantasie, existiere, und daß ich zu dessen Gunsten und Ehren bereit sei, allen Juden den Garaus zu machen. Nun weiß ich, wie bereits gesagt, sehr wohl, daß es nicht in meiner Kraft steht, diesen Glauben auszurotten, der möglicherweise auch dann noch bestehen wird, wenn sich inzwischen die öffentliche Meinung über das Wesen der Sache geändert und sich meiner eigenen Meinung genähert haben wird. Trotz alledem möchte ich nicht gern diese Vorrede schließen, ohne vorher mit einigen allgemeinen Worten die Beschaffenheit jener „negativen Kritik" anzudeuten.

* * *

Die Feindschaft gegen das jüdische Volk wird kein Ende nehmen, solange dasselbe unter den Nationen zerstreut ist, und es gibt keinerlei Mittel, sie unwirksam zu machen, — dies ist die große „Neuigkeit", die die Zionisten entdeckt haben, und auf der sie ihr ganzes System aufbauen. Denn da in den Ländern der Diaspora keine Hoffnung vorhanden ist, der Feindschaft der Völker und ihren verhängnisvollen Folgen zu entgehen, so bleibt uns kein anderer Ausweg übrig, als einen besonderen „Judenstaat" zu gründen, in dem unsere Feinde machtlos wären. Und nun machen sich die Führer der Zionisten auf den Weg, um den Judenstaat mit den bekannten Mitteln zu erwerben, damit die Judenfrage ein- für allemal ihre endgültige Lösung finde, während das schwergeprüfte Volk zuschaut und jubelnden Beifall klatscht. Da tritt mitten in diesem Freudentaumel und enthusiastischen Beifallsgetöse ein Mensch auf und ruft der Menge entgegen: vor allem müssen wir auf die Regeneration des Judentums bedacht sein, ja, der Judenstaat selbst muß zum Zwecke der Regeneration

des Judentums gegründet werden und lediglich mit solchen Mitteln, die zu diesem Ziele führen. Ist es denn zu verwundern, daß sich viele auf den Ruhestörer stürzen, die einen mit dem Zorne der Fanatiker und die anderen mit dem Lächeln der „Praktiker", und daß alle stutzen und fragen: Ist es denn jetzt an der Zeit, an das abstrakte Ideal des Judentums zu denken, während die Juden in so großer Not sind und nach einer „Heimstätte" suchen? Die „Jungen" ihrerseits führen nach ihrer Art einen Höllenspektakel auf und rufen: „Das Judentum ist für die Juden geschaffen, und nicht die Juden für das Judentum!"

Diese letztere Redensart klingt nun freilich sehr schön. Allein wenn wir ihr auf den Grund gehen, müssen wir aus ihr eine Folgerung ziehen, die der von ihren Urhebern gewollten durchaus entgegengesetzt ist. Wären die Juden für das Judentum geschaffen, dann könnten wir sagen: jetzt, da sie nun einmal geschaffen sind, liegt durchaus keine Notwendigkeit vor, daß sie sich noch weiter mit ihrem Judentum abgeben, wie wir ja auch in vielen Fällen im Leben der Natur und der Gesellschaft die Wahrnehmung machen, daß etwas, was ursprünglich für eine bestimmte Sache geschaffen war, sich im Laufe der Zeit von diesem Abhängigkeitsverhältnis zu seiner ursprünglichen Ursache emanzipiert und auch ohne sie zu existieren vermag. Allein da das Judentum für die Juden geschaffen wurde und nicht nur für die Juden, sondern auch durch die Juden, die seiner Erzeugung und Erhaltung im Laufe von Jahrtausenden ihre besten Kräfte opferten, — so geht ja deutlich hervor, daß sie zweifellos desselben bedürfen und ohne es nicht bestehen können, da sie sonst nicht so viel Mühe dafür aufwenden würden. Ein ganzes Volk kann unmöglich im Laufe von Generationen in einer bestimmten Weise handeln einzig und allein infolge eines logischen Irrtums, sondern es handelt so unter dem instinktiven Einfluß des in ihm waltenden Selbsterhaltungstriebes.

In der Tat bedarf es auch keiner allzu großen Überlegung, um einzusehen, daß die Juden verpflichtet sind, für ihr Judentum nicht minder zu sorgen, als sie für sich selbst sorgen.

Denn jene von den Zionisten entdeckte „Neuigkeit" von der Unausrottbarkeit der Feindschaft zwischen Israel und den übrigen Völkern war unseren Vorfahren seit undenklichen Zeiten eine durchaus geläufige Vorstellung. Sie gaben sich zu keiner Zeit — bis auf die Zeit der Emanzipation — der Täuschung hin, daß die Feindschaft gegen sie aufhören und ihnen ein ruhiges Dasein unter den Nationen vergönnt sein würde. Allein sie waren gleichzeitig auch fähig, die Feindschaft und die äußere Niedrigkeit zu ertragen, ohne dadurch in eine innere, moralische Niedrigkeit zu verfallen, da sie sehr wohl wußten, wofür sie litten. Sie waren felsenfest überzeugt, daß diese Erniedrigung für sie eine Erhöhung bedeutet, daß eine hohe und heilige Wahrheit, die die anderen verleugnen, ihren Händen anvertraut ist, und darum trugen sie die Fahne dieser Wahrheit, wenn nicht mit erhobenem Arm, so doch mit erhobenem Geist und gingen für sie freudig in den Tod. Sie waren sich bewußt, daß ihre Existenz als auserwähltes Volk einen besonderen sittlichen Zweck habe, und dieses Bewußtsein hob sie über alle Mühsal hinweg und gab ihnen die Möglichkeit, geduldig der Ankunft des Messias zu harren, da die von ihnen gehütete Wahrheit die gesamte Welt überwinden und ihnen selbst ewige Ruhe zuteil werden wird. — Uns jedoch, die wir nach dem kurzen Traum der Emanzipation wiederum zu der alten Erkenntnis gelangt sind, daß wir in den Ländern der Diaspora keine Ruhe finden werden, uns war in der Zwischenzeit jene sittliche Fähigkeit unserer Vorfahren, äußerlich erniedrigt und geknechtet und doch innerlich Geisteshelden zu sein, abhanden gekommen, weil unsere Annäherung an die anderen Völker und ihre Kultur wider unsern Willen den Glauben in uns untergraben mußte, daß alle Völker außer uns in die Irre gehen und wir allein die alleinseligmachende Wahrheit in den Händen haben. Dadurch verkümmerte das nationale Ideal bei vielen aus unserm Volke (und auch die übrigen nähern sich allmählich diesem Zustand), so daß ihnen nichts weiter übrig blieb, als die negative Erkenntnis, daß wir existieren, weil wir nicht aufhören können zu existieren, weil das Nationalgefühl noch

immer in uns wirksam ist und uns von den übrigen Völkern trennt. Doch diese negative Erkenntnis allein genügt nicht. Das Nationalgefühl mag wohl die Ursache unserer Existenz sein. Aber unser Herz, das voller Schmerz und Gram ist, kann sich bei der Kenntnis der Ursache allein nicht beruhigen. Es möchte den Zweck unserer Existenz unter so furchtbaren Verhältnissen kennen. Schwere Pein zu erdulden und doch vor dem Leben keinen Ekel zu empfinden, das ist nur dann möglich, wenn der Gepeinigte sich bewußt ist, daß er lebt und leidet nicht nur, weil er nicht sterben kann, sondern weil er leben muß. Darum ist es nicht verwunderlich, daß wir die Schwere unserer Leiden weit mehr empfinden als unsere Väter, daß uns das Joch des Golus unerträglich drückt, weil uns ein nationales Ideal fehlt, welches uns die Fähigkeit verliehe, gleich ihnen die Leiden mit Freudigkeit zu ertragen. Darum haben wir die Wiederbelebung des nationalen Ideals nicht minder nötig als die Wiederbelebung der Nation selbst. Bei einer schweren, hartnäckigen Krankheit bedarf der Kranke einer Stärkung seiner sittlichen Kräfte nicht minder als der körperlichen Heilung. Denn ohne die sittliche Kraft, die ihn aufrichtet und zum Ertragen seiner Leiden befähigt, nehmen auch die Kräfte des Körpers allmählich ab, bis sie von selbst zu Ende gehen, noch bevor sich die Heilung einstellen kann...

Da nun der politische Zionismus selbst empfindet, daß er nicht imstande ist, dem Volke die sittliche Kraft, der es in seinen Leiden bedarf, zu verleihen, daß daher das Volk immer mehr die Geduld verliert und sich nicht mit Versprechungen für eine ferne Zukunft trösten lassen will, — stellt er sich als eine nahe bevorstehende Lösung hin. Wäre dem in der Tat so, könnte der „Judenstaat" in naher Zukunft gegründet werden und das ganze Volk der Diaspora in sich aufnehmen, dann könnten wir für eine Zeitlang diese ideale Frage von der Tagesordnung absetzen. Denn wozu sollten wir einen Zweck für unsere Leiden suchen, da doch die Leiden selbst allmählich ihrem Ende entgegengehen? Das Geschehene läßt sich nicht wieder gutmachen. Unsere Väter, die leiden

mußten, genießen nun die ewige Ruhe, und was uns betrifft, so sind wir ja demnächst vom Joche des Golus befreit und leben in unserem Staate gleich allen übrigen Völkern. Die Frage nach dem nationalen Ideal würde dann vielleicht nur noch einige Auserwählte beunruhigen, die auch dann die Leiden der Vergangenheit nicht vergessen könnten und keine Beruhigung fänden in dieser armseligen Erlösung, nachdem wir Jahrtausende hindurch mit aufopferndem Heldenmut ihrer geharrt hatten. Allein das Volk in seiner Gesamtheit würde sich damit begnügen, daß es in der Gegenwart Ruhe hat und würde vielleicht keinerlei Bedürfnis empfinden, für derartige ideale Fragen eine Lösung zu suchen. Umgekehrt könnten wir, wenn der ganze Zionismus in unseren Augen lediglich eine hohle, aussichtslose Phantasie wäre, ihn ohne viel Aufhebens seinem natürlichen Laufe überlassen, uns gleich jenen „christlichen Zionisten" an dem „erhebenden Schauspiel" erbauen, wie ein verfolgtes und geknechtetes Volk sich mit seiner eigenen ärmlichen Kraft aufrafft, und im übrigen — schweigen. Denn was könnte es schließlich schaden, wenn das Volk sich eine Zeitlang an den Träumen seiner Einbildung erquickt, bis es seinen Irrtum einsieht und in seine düstere Alltäglichkeit zurücksinkt? Und sollte auch die Folge sein, daß einzelne dann verzweifeln und abfallen, wie es schon früher bei messianischen Bewegungen geschah, — was liegt daran? Dieser Verlust wird durch einen Moment seelischer Erhebung eines armen, unglücklichen Volkes, das nur wenige solcher Momente erlebt, reichlich aufgewogen.

Wenn wir aber in keines der beiden Extreme verfallen, wenn wir einerseits überzeugt sind, daß der Zionismus noch sehr fern vom Judenstaat ist, und daß der Judenstaat sogar nach seiner Verwirklichung noch sehr fern davon ist, eine wirkliche, endgültige Lösung der Judenfrage zu sein, da auch dann die Mehrheit der Juden wer weiß wie lange unter den Völkern zerstreut bleiben und ihrem Haß ausgesetzt sein wird, und wenn wir andererseits dennoch überzeugt sind, daß Zion dem jüdischen Volke die moralische Erlösung verheißt, daß dort, wo einst das nationale Ideal in Erscheinung

trat, dasselbe auch jetzt, da es uns in den Ländern der Zerstreuung abhanden gekommen ist und wir ohne es das Joch des Golus nicht ertragen könnten, wieder gesucht werden muß; wenn wir die zionistische Bewegung von diesen beiden Seiten betrachten, — wie sollten wir ruhig und schweigend zusehen, wie sie von dem Wege, der zum geistigen Ideale führt, abweicht und ihre Kräfte an Unternehmungen verschwendet, die außerstande sind, eine allgemeine nationale Erlösung, sei es eine materielle oder eine geistige, herbeizuführen?

Unter den Juden Westeuropas ist, wie mir scheint, Zangwill der einzige, der die Bedeutung dieser „idealen Frage" erkannte und mit unzweideutigen Worten erklärte, daß die Krankheit unseres immer mehr verkümmernden Volkes einzig und allein durch ein neues Ideal oder durch die Rückkehr nach Zion geheilt werden kann. Allein auch er sieht nur die eine Seite der Medaille, indem er beides voneinander trennt und das Heilmittel nur in dem einen oder in dem anderen erblickt, während wir tatsächlich beider Mittel bedürfen und das eine ohne das andere nicht möglich ist. Der Zionismus als bloße politische Bewegung kann nicht genügen, da er nicht imstande ist, alle Zerstreuten des jüdischen Volkes zu sammeln und unseren Leiden ein Ende zu machen. Andererseits kann in der Diaspora, da die Volkskräfte, die ihrem natürlichen Boden entrissen sind, untätig und brach darniederliegen und sich nicht frei und ungehemmt entwickeln können, ein lebendiger Gedanke, ein großes nationales Ideal nicht entstehen. Wir brauchen daher Freiheit für unsern Volksgeist, eine ungehemmte Bewegungsmöglichkeit in seiner historischen Atmosphäre, damit er sich aus seinem langen Schlummer aufraffen könne und die Fähigkeit erlange, das nationale Ideal neu zu beleben und in eine unseren jetzigen Bedürfnissen entsprechende Form zu kleiden, auf daß dieses Ideal wieder eine schützende Hülle für unser zerstreutes Volk werde, es vor dem Untergang bewahre und ihm die Kraft verleihe, seine Leiden mit vollem Bewußtsein geduldig bis ans Ende zu ertragen, in der festen Überzeugung, daß sie einen Zweck und einen Sinn haben.

Es ist also klar, daß die „Judentumsnot", d. h. der Untergang des nationalen Ideals, nichts Abgesondertes und Selbständiges ist, sondern einen Hauptteil der „Judennot" ausmacht. Wer daher die Frage stellt: „Was geht uns die Frage des Judentums an, da doch die Frage der Juden eine Lösung verlangt?" — der ist sich überhaupt seiner Worte nicht bewußt. Eine befriedigende Lösung der Frage des Judentums bietet von selbst eine halbe Lösung der Frage der Juden, — gerade jener Hälfte, die wir suchen müssen und auch finden können in Zion, während die andere Hälfte nicht in unseren Händen und auch nicht in Zion liegt...

* * *

Diese Überzeugung war es, die mich öfters zu jener „negativen Kritik" zwang, über die meine Gegner so sehr lamentieren. Diese Leute übersehen, daß die Negation nicht um ihrer selbst willen auftritt, sondern wegen der positiven Konsequenzen, die sich aus ihr ergeben; daß sie nicht den Zweck hat, die Arbeiter zu entmutigen, sondern im Gegenteil vor der Entmutigung zu schützen, die sich letzten Endes wird einstellen müssen, wenn sie einsehen, daß sie ihre Kräfte ohne greifbaren Nutzen vergeudeten, daß sie, was sie suchten, nicht fanden, und was sie finden konnten, nicht suchten.

Doch ich will nicht weiter fortfahren. Die Leser haben ja das Buch selbst vor sich, mit all seinen „Negationen" und „Phantastereien". Wer es mit Aufmerksamkeit, aber ohne vorgefaßte Meinung und ohne zelotischen Eifer lesen wird, der wird von selbst den Zusammenhang entdecken zwischen den verschiedenartigen, sowohl negativen wie positiven Gedanken, die hier verstreut auseinanderliegen, ohne geordneten Plan und ohne logisches System, und die lediglich in der Reihenfolge gesammelt sind, in der sie in mir entsprangen, im Anschluß an die Erscheinungen des Lebens, durch die ich mich einzig und allein bestimmen ließ, hie und da mit meinen Ansichten vor die Öffentlichkeit zu treten.

Odessa, 8. Oktober 1901

ACHAD HAAM

Vorrede zur neuen Auflage

(Übertragen von Max Strauß.)

Diese Sammlung in allen ihren vier Teilen erscheint jetzt in einer neuen Ausgabe, ein Zeichen dafür, daß auch jetzt noch ein Bedürfnis nach ihr besteht, obwohl sich die Bedingungen und Bedürfnisse des Lebens seit der Zeit, in der die hierin enthaltenen Aufsätze geschrieben wurden, nach vielen Richtungen hin geändert haben und viele der Fragen, die mich und meine Generation einst beschäftigten, bereits vergangen und gegenstandslos geworden sind. Ich hätte nicht gedacht, daß ich in meinem Alter noch dieses Glück haben würde, und besonders in einer Zeit, in der unsere nationale Frage im allgemeinen und die der Renaissance in Palästina im besonderen — die Fragen, denen diese Sammlung in allen ihren Zusammenhängen gewidmet ist — infolge des Krieges und seiner Ergebnisse eine ganz andere Gestalt erhalten haben, eine Gestalt, die niemand von uns voraussah, von der niemand voraussehen konnte, daß ihre Zeit so nahe war. Jetzt freilich hören wir häufig Siegeslärm und Triumphrufe: „Nun müssen alle zugeben, daß Propheten in unserer Mitte waren, die das Kommende voraussahen und wußten, wie nahe es war, und deren Voraussicht sie veranlaßte, ihre Handlungen auf diesen großen Tag hin einzurichten, der in Bälde eintreten würde." Aber ich glaube nicht, daß solche Aufrufe Eindruck machen können. Wir sind alle Zeugen, wie ganz plötzlich die Weltkatastrophe eintrat, ohne daß ein Prophet aufgestanden wäre, weder in Israel noch unter den Völkern, der tatsächlich das Unheil vorausgesehen hätte, das vor der Tür stand, und sich vorbereitet hätte, es bei seinem Eintritt zu empfangen, indem

er seine Handlungen im voraus auf die neue Situation hin einrichtete.

Wie dem auch sei, ich bin von dem Gefühl durchdrungen, daß ich bei dem Erscheinen der Sammlung in einer solchen Stunde hier einige Worte vorausschicken müßte, die wenigstens im allgemeinen andeuten könnten, worin meine Anschauungen über die Fragen, mit denen ich mich mein ganzes Leben hindurch beschäftigt habe, sich geändert haben und worin nicht — nachdem der furchtbare Sturm viele alte Wahrheiten entwurzelt und jeden Denkenden gezwungen hat, nochmals den Inhalt seiner inneren Welt nachzuprüfen, seine Beziehungen zu sich selbst, zu seinem Volke und zum Leben des Menschen und der Gesellschaft überhaupt. Aber mein Schicksal hat es gefügt (und noch mehr hat jener Sturm selbst es bewirkt), daß ich gerade in dieser Zeit an einer hartnäckigen Krankheit erkrankte, die mich seit längerer Zeit der Möglichkeit beraubt, offenen Auges alle Geschehnisse ringsum zu beobachten und mit aufmerksamem Ohr allen Phrasen Gehör zu schenken, die jetzt in der Welt im allgemeinen und besonders in unserer Welt freies Spiel haben; ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich nicht die Kraft habe, das erforderliche Material zu sammeln und zu bearbeiten und in einer angemessenen literarischen Form den Lesern vorzulegen. Vielleicht hätte in einer solchen Lage mir Schweigen besser angestanden, besonders da ich dieses Schweigen bereits seit langer Zeit auch aus anderen Gründen gewählt habe. Aber ich gestehe, daß es mir sehr schwer fällt, von ferne zu stehen und zuzusehen, wie meine Sammlung, der Extrakt meiner Lebensarbeit, neu erscheint, nachdem sie bereits längst vom Markte verschwunden war, — und ich sollte sie nicht wenigstens mit einigen Worten auf ihrem Wege geleiten, Worten, die zwar nicht dazu dienen sollen, meine Ansichten über alle gegenwärtigen Fragen auseinanderzusetzen, aber dennoch zeigen, wohin sich meine Gedanken hauptsächlich noch wenden und von welcher Frage ich gewünscht hätte, daß die Sammlung zu ihrer richtigen Lösung beitrage.

* * *

Als ich im Jahre 1912 aus Palästina zurückkehrte, meine Meinung in dem Aufsatze „Die Bilanz" aussprach und mir dadurch von verschiedenen Seiten starken Unwillen zuzog, schrieb ich einige Worte zur Erklärung dieser Erscheinung, als Ergänzung des erwähnten Aufsatzes, und ich möchte hier die Leser an einige dieser Worte erinnern, weil sie mir jetzt aktuell zu sein scheinen. Sie mögen hier folgen:

„Zwischen jedem Ziel und den zu seiner Erreichung unternommenen Handlungen muß eine natürliche Verbindung, ein kausaler Zusammenhang bestehen. Wir dürfen die Antwort auf die Frage nicht schuldig bleiben, wie durch diese unsere Handlungen das Ziel erreicht werden soll. Und solange ein solcher Zusammenhang nicht besteht, und wir auf diese Frage höchstens mit einem ganz ungewissen ‚Vielleicht doch . . ., wer weiß . . ., die Zeiten ändern sich' antworten können — solange dieser Zustand andauert, bedeutet all dies für uns zwar eine liebe Hoffnung, ein Ideal für eine ferne Zukunft, nicht aber ein praktisches Ziel, das die Grundlage für eine methodische Arbeit darstellt. Denn alle methodische Arbeit muß sich notwendig auf eine klare (reale oder phantastische) Vorstellung von dem kausalen Zusammenhang stützen, der die verschiedenen Handlungen untereinander und mit dem Ziele verknüpft . . . Vielleicht wird man sagen: Wer kann künden, was geschehen wird? Ist es nicht möglich, daß ganz unvorhergesehene Dinge eintreten und der Wirklichkeit ein ganz neues Gesicht geben? Jawohl, die Möglichkeit besteht. Aber eine solche Möglichkeit kann man nicht zur Grundlage für eine methodische Arbeit machen. Sie bietet noch kein Ziel für Handlungen in der Gegenwart, sondern ein Wunschbild für künftige Zeiten."

Etwa zwei Jahre, nachdem diese Worte geschrieben und veröffentlicht worden waren, begann der Weltkrieg und führte die in seinem Gefolge eingetretenen Ereignisse herbei; es traten also unvorhersehbare Dinge ein, die der Wirklichkeit ein neues Gesicht gaben. Auch unser Leben wurde in die Weltgeschehnisse verstrickt, und auch unsere Wirklichkeit hat dadurch ein neues Gesicht bekommen. Vieles wäre zu sagen und ist

auch bereits gesagt worden über die Eigenart dieses neuen Gesichts, im Positiven und Negativen, in der Diaspora und in Palästina. Aber wie schon gesagt, habe ich jetzt nicht die Kraft, diese Dinge von allen Seiten zu erfassen, und ich möchte meinerseits nur einige Worte über einen der Hauptzüge dieses neuen Antlitzes sagen, das unsere Wirklichkeit angenommen hat: über die Ausweitung des Horizonts unserer Arbeit in Palästina durch die bekannte Deklaration der britischen Regierung, die vor kurzem durch den obersten Rat der Friedenskonferenz bestätigt und so aus dem Versprechen einer Regierung zu einer internationalen Verpflichtung geworden ist. Diese Deklaration gab eine neue Grundlage für eine methodische Arbeit, zeichnete das Ziel für unsere Handlungen in der Gegenwart vor, für große Handlungen mit weiten Horizonten, die vorher nur Themen für Reden und Aufsätze über die Zukunft waren, ohne jede reale Basis in der Gegenwart. Aber gleichzeitig hiermit schuf die Deklaration neue Flügel für die Phantasie derer, die bereits vorher gewohnt waren, sich eine Welt in der Luft zu erbauen, ohne mit den Bedingungen der Wirklichkeit unten auf der Erde zu rechnen. Und dies ist, wie mir scheint, eine der Ursachen dafür, daß nach dieser Sammlung noch eine große Nachfrage besteht, obwohl vieles von ihrem Inhalt nicht mehr zu der heutigen Wirklichkeit stimmt. Nicht der Inhalt ist hier die Hauptsache, sondern die Methode, mittels derer ich mich bemüht habe, über die Fragen zu urteilen, die in den verschiedenen Zeiten auf der Tagesordnung standen, nämlich ein Urteil zu fällen nicht auf Grund jenes „wer weiß?", das im Nebel der Zukunft verhüllt bleibt, sondern auf Grund der Wirklichkeit, die in der Gegenwart schon besteht, oder von der gegenwärtige Lebensbedingungen bereits ankündigen, daß sie bald eintreten wird. Diese Methode muß auch jetzt noch eingeschärft werden. Das Wunder, das einmal eingetreten ist, daß nämliche Dinge, die vor kurzer Zeit noch weit von der Wirklichkeit entfernt waren, jetzt in einem bestimmten Maß ein Teil von ihr geworden sind, hat die Wirkung gehabt, daß die, die immer auf Wunder warteten, sich jetzt als Sieger betrachten. Sie fordern mit Nachdruck, ihre

Methode auch in Zukunft fortzusetzen und alles auf Grund des schiefen Schlusses zu tun, daß wenn einmal etwas unter ungewöhnlichen Bedingungen eingetreten ist, möglicherweise etwas Ähnliches sich auch in der Zukunft ereignet, so daß wir unsere Welt nach unseren Wünschen erbauen könnten, ohne mit der gegenwärtigen Wirklichkeit zu rechnen; wir sollen uns auf eine Wiederholung des Wunders in dem Zeitpunkt verlassen, indem wir seiner bedürfen. Ein jüdisches Sprichwort sagt: Ein Fehler, der gut ausgegangen ist, bleibt deshalb doch ein Fehler. Auch die Arbeitsmethode, die sich von der Wirklichkeit entfernt, weil sie sich auf einen ungewöhnlichen Zufall stützt, der vielleicht eintreten und die Wirklichkeit zu ihren Gunsten ändern könnte, — ist eine fehlerhafte Methode, obwohl sie einmal zum Erfolg geführt hat. Wenn sie fortfährt, diese zufällige Grundlage in ihre Rechnung einzustellen, die nur in weiten Zwischenräumen in den Gang der Geschichte eingreift, und dementsprechend ihre Handlungen einzurichten, so wird trotz des bisherigen Gelingens ihr Ende eine Niederlage sein.

Noch sind nicht alle Einzelheiten über den Gang der diplomatischen Besprechungen in London, die zur Publizierung der Deklaration geführt haben, veröffentlicht. Aber bei einem Geheimnis scheint es bereits an der Zeit, es zu enthüllen, weil seine Kenntnis es dem Leser erleichtern wird, die wirkliche Bedeutung der Deklaration zu erfassen.

„Die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina“ [1] — das ist der Text des Versprechens, das die englische Regierung uns gab. Aber das ist nicht der Text, den die zionistischen Vertreter ihr vorgeschlagen hatten. Sie wollten, daß es heißen solle: „Die Wiedererrichtung Palästinas als nationaler Heimstätte des jüdischen Volkes“ [2]. Als jedoch die glückliche Stunde kam, in der die Deklaration von der Regierung verbrieft und gesiegelt wurde, da fand sich

[1] Englisch: The establishment in Palestine of a national home for the Jewish people.

[2] Englisch: The re-establishment of Palestine as the national home of the Jewish people.

darin statt dieses letzteren der oben gebrachte Text. Es war also der Hinweis darauf gestrichen, daß wir kommen, um unser altes nationales Heim von neuem zu erbauen (re). Und zugleich stand statt der Worte „Errichtung Palästinas als nationaler Heimstätte" der Ausdruck „die Errichtung einer nationalen Heimstätte in Palästina". Die Kundigen begriffen sofort, daß sich dahinter etwas verbarg. Aber einige meinten, hier liege nur eine stilistische Veränderung ohne besondere Absicht vor, und deshalb versuchten sie später einige Male, wenn sich in den Verhandlungen mit der Regierung eine Gelegenheit dazu bot, das Versprechen in ihren Text zu übersetzen, als ob sich nichts daran geändert hätte. Aber jedesmal, wenn sie so handelten, fanden sie in der Antwort der Regierung die Wiederholung des in der Deklaration selbst enthaltenen Textes. Dies zeigte, daß es sich hier nicht nur um eine Redewendung handelte, die man so oder so formulieren konnte, sondern daß das Versprechen in Wahrheit durch diese Formel begrenzt ist: bis hierher und nicht weiter.

Ich glaube nicht, daß viele Worte nötig sind, um den Unterschied der beiden Fassungen zu erläutern. Wenn die britische Regierung den ihr vorgeschlagenen Text angenommen hätte, so hätte ihr Versprechen dahin gedeutet werden können, daß das Land, so wie es heute besiedelt ist, dem jüdischen Volke auf Grund seines historischen Rechtes zurückgegeben werde; es möge das Zerstörte wieder aufrichten, in Zukunft im Lande herrschen und alle seine Angelegenheiten nach seinem Willen regeln, ohne die Zustimmung oder den Widerspruch der jetzigen Bewohner zu beachten. Denn dieser Aufbau würde nichts anderes als eine Erneuerung des alten Rechtes der Juden sein, welches das Recht der heutigen Bewohner aufheben würde, die ihr nationales Heim unberechtigterweise in einem ihnen nicht gehörigen Lande errichtet hätten. Aber wie die englische Regierung in der Deklaration selbst ausdrücklich erklärte, wollte sie nichts versprechen, was die gegenwärtigen Einwohner Palästinas schädigen könnte. Deshalb änderte sie die zionistische Formel und gab ihr eine eingeschränktere Form. Anscheinend denkt die Regierung, daß ein Volk, das nur im Namen der mo-

ralischen Kraft eines historischen Rechtes kommt, um seine nationale Heimstätte in einem Lande zu errichten, das jetzt von anderen bewohnt ist, und hinter dem kein kräftiges Heer und keine starke Flotte steht, um die Gerechtigkeit seiner Ansprüche zu beweisen, — daß einem solchen Volke nur das zukommt, was ihm tatsächlich die wahre Gerechtigkeit zusprechen würde und nicht, was Welteroberer sich mit Gewalt nehmen, indem sie die verschiedensten Rechte erfinden, um ihre Handlungen zu decken. Für ein historisches Recht eines Volkes auf ein von anderen bewohntes Land gibt es nur eine einzige Auslegung: das Recht, zurückzukehren und sich im Lande der Väter niederzulassen, es ungestört zu bearbeiten und seine Kräfte zu entwickeln. Wenn dann die Einwohner sich beklagen sollten, daß Fremde gekommen seien, um das fruchtbare Land und die Bewohner auszusaugen, dann kommt das Recht und stopft ihnen den Mund: nein, in diesem Lande sind jene nicht fremd, sondern die Nachkommen der einstigen Herren des Landes, und sobald sie zurückkehren und sich in ihm ansiedeln, so sind sie als Eingeborene zu betrachten. Und nicht nur für die Kolonisten als einzelne Bürger gilt das, sondern auch für die ganze Gesamtheit als Volk: sobald es einen Teil seiner nationalen Kräfte — Menschen, Güter, kulturelle Institutionen usw. — in dieses Land zurückgebracht hat, ist es wiederum sein nationales Heim, und es hat das Recht, dieses sein Heim zu vergrößern und zu vervollkommnen, soweit nur seine Kraft reicht. Aber dieses historische Recht hebt nicht das Recht der übrigen Landesbewohner auf, die sich auf das reale Recht des Wohnsitzes und der Arbeit im Lande seit Generationen berufen können. Auch für sie ist dieses Land ihr gegenwärtiges nationales Heim, und auch sie haben das Recht, ihre nationalen Kräfte nach dem Maß ihres Könnens zu entwickeln. Diese Lage macht also Palästina zu einem gemeinsamen Ort für verschiedene Völker, von denen jedes sich bemüht, dort sein nationales Heim zu errichten. In dieser Lage ist es nicht mehr möglich, daß es das nationale Heim eines einzigen von ihnen vollständig ist und all das umfaßt, was in diesem Begriff enthalten ist. Wenn du dein Heim

nicht auf einem menschenleeren Felde errichtest, sondern an einem Ort, an dem es noch andere Häuser und Bewohner gibt, so bist du nur bis zum Tore deines Hauses unumschränkter Herrscher. Dort, nach innenhin, kannst du deine Angelegenheiten nach deinen Wünschen regeln, aber außerhalb des Tores sind alle Einwohner des Ortes beteiligt, und die allgemeine Leitung muß in Übereinstimmung mit dem Nutzen aller geführt werden. Auch nationale Heimstätten verschiedener Völker in einem Lande können nationale Freiheit für jedes einzelne von ihnen nur in seinen inneren Angelegenheiten fordern und die Leitung der allen gemeinsamen Landesangelegenheiten durch alle „Hausherren" insgesamt, wenn ihr gegenseitiges Verhältnis und ihr Kulturstand sie dazu befähigt, oder — wenn diese Vorbedingung fehlt, — durch einen Vormund von außen, der darauf achtet, daß nicht die Rechte eines von ihnen verletzt werden.

Als also die britische Regierung versprach, die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina zu fördern und nicht, wie man ihr vorgeschlagen hatte, die Wiedererrichtung Palästinas als nationaler Heimstätte des jüdischen Volkes, da war die Absicht dieses Versprechens eine doppelte: 1. die Anerkennung des historischen Rechtes des jüdischen Volkes, eine nationale Heimstätte in Palästina für sich zu errichten, wozu die englische Regierung ihre Unterstützung verspricht; 2. die Verneinung der Kraft dieses Rechts, das Recht der gegenwärtigen Einwohner aufzuheben und das jüdische Volk zum Alleinherrscher im Lande zu machen. Die nationale Heimstätte des jüdischen Volkes muß aus dem freien Material errichtet werden, das noch im Lande selbst zu finden ist, und aus dem, das die Juden aus anderen Ländern mitbringen oder das sie durch ihre Arbeit schaffen werden, ohne dadurch die nationale Heimstätte der übrigen Bewohner zu zerstören. Da aber beide Heimstätten einander berühren und es notwendigerweise zu Reibungen und Interessenkonflikten kommen muß, besonders im ersten Stadium der Errichtung der jüdischen nationalen Heimstätte, für die bisher nicht einmal die Grundsteine richtig gelegt sind — so muß das Ver-

sprechen notwendigerweise fordern, obwohl dies nicht ausdrücklich gesagt ist, daß ein Vormund über die beiden Heimstätten, das heißt über das ganze Land, ernannt werden muß, um darauf zu achten, daß der Träger des historischen Rechts, ohne die Landesbewohner in ihren inneren Angelegenheiten zu schädigen, auch seinerseits bei seinem Aufbau auf keinerlei Hindernisse von seiten des Nachbarn stoßen wird, der vorläufig stärker ist als er. Wenn dann im Laufe der Zeit die neue nationale Heimstätte bis zum Dache gediehen ist und auch er sich nicht weniger als sein Nachbar auf das Recht des Wohnsitzes und der Arbeit in großen Massen stützen kann, dann wird man die Frage aufwerfen können, ob nicht die Zeit gekommen ist, die Leitung des Landes den „Hausherren" selbst zu übergeben, die einander die Hand reichen und ihre gemeinsamen Angelegenheiten in Redlichkeit und Gerechtigkeit betreiben mögen, entsprechend den Bedürfnissen eines jeden und dem Wert seiner Arbeit für die Wiedergeburt und Entwicklung des Landes.

Dies, und nicht mehr, ist es, wie mir scheint, was in der britischen Deklaration zu finden ist, und dies und nicht mehr hätten die Führer und Schriftsteller dem Volke sagen müssen, damit es nicht in seiner Phantasie mehr sieht, als in der Wirklichkeit existiert, und später in Verzweiflung fällt und das Vertrauen zu unserer ganzen Sache verliert.

Aber wissen wir nicht alle, wie die Deklaration bei ihrer Veröffentlichung kommentiert wurde, und was für prahlerische Übertreibungen sich viele Parteileute und Schriftsteller von damals an bis heute hinein zu interpretieren bemühten? Das jüdische Volk hörte es und glaubte, daß wirklich das Ende des Golus gekommen sei und nach einer kleinen Spanne Palästina ein Judenstaat sein werde. Auch das arabische Volk, das wir seit dem Beginn der palästinensischen Kolonisation immer als nicht existierend betrachtet hatten, hörte es und glaubte, daß die Juden kämen, um es von seinem Boden zu verjagen und nach ihrem Belieben mit ihm zu verfahren. All das mußte notwendig zu Reibungen und Erbitterung von beiden Seiten führen und hat zum großen Teil jene Lage verschuldet, die sich in

ihrer ganzen Häßlichkeit durch die Ereignisse in Jerusalem an den vergangenen Pessachtagen offenbart hat.[1] Aus diesen, zusammen mit anderen, vorhergehenden Ereignissen hätten wir lernen können, wie weit der Weg von einem Versprechen auf dem Papier zu seiner Verkörperung durch die Tat ist, und wieviel Hindernisse, die nicht leicht zu beseitigen sind, noch auf unserem Wege liegen. Aber wie es scheint, haben wir gar nichts gelernt, und nur wenige Tage nach den Ereignissen in Jerusalem, als das britische Versprechen in San Remo bestätigt wurde, begannen wir abermals in das Horn des Messias zu stoßen und Proklamationen über die „Erlösung" usw. zu erlassen. Diese Bestätigung hat, wie ich bereits oben sagte, das Versprechen zu einer internationalen Verpflichtung erhoben, und in dieser Hinsicht ist ihre Bedeutung unzweifelhaft sehr groß. Aber zu seinem Inhalt ist nichts hinzugekommen, und der Text des alten Versprechens bleibt, wie er war, ohne jede Veränderung. Die richtige Auslegung dieses Textes haben wir bereits oben gesehen, aber durch seine Kürze und Unbestimmtheit läßt er denen, die das wollen, Raum — wie die Erfahrung in Palästina bereits gezeigt hat —, seine Absicht noch viel mehr einzuschränken, fast bis zu Null. Alles hängt also von dem guten Willen des Vormunds ab, dem in San Remo die Pflicht auferlegt worden ist, die Formel in die Wirklichkeit umzusetzen. Wenn wir den Blick auf die Wirklichkeit, so wie sie ist, gerichtet hätten, so hätten wir unsere Gefühle noch aufgespart und noch ein wenig gewartet, bis wir gesehen hätten, welche Deutung das Papier durch die Tat erfährt . . .

Ich habe vielleicht allzu lange bei diesem Gegenstand ver-

[1] Es sei mir erlaubt, daran zu erinnern, daß ich bereits vor fünfundzwanzig Jahren, nach der Rückkehr von meiner ersten Palästinareise, auf den groben Irrtum aufmerksam machte, der bei uns in bezug auf die palästinensischen Araber eingerissen war, indem wir sie als „Wüstenwilde" betrachteten, „die auf tierischer Stufe stehen und für das, was um sie her vorgeht, keinen Blick haben", während in Wahrheit „die Araber, und besonders die Städter, unsere Tätigkeit im Lande und deren Zweck durchschauen, aber schweigen und sich nichts anmerken lassen, weil sie in unserem Tun vorläufig keine Gefahr für ihre Zukunft sehen. . . . Wenn aber einmal die Zeit kommen wird, wo sich das Leben unseres Volkes in Palästina so weit entwickelt hat, daß sich die Landesbevölkerung mehr oder weniger beengt fühlt, dann wird sie uns auch nicht leichthin ihren Platz räumen . . ." (Siehe „Die Wahrheit aus Palästina", Seite 87.)

weilt, weil er das Fundament für alles übrige ist. Aber in Wahrheit stehen jetzt noch schwere innere Fragen vor uns, die unverzügliche Lösungen fordern, und die Lösungen, die wir von Zeit zu Zeit hören, sind von der Wirklichkeit so entfernt wie der Himmel von der Erde. Und es wird doch nicht lange mehr dauern, bis die so schönen Phantasieprojekte den Platz räumen müssen vor der Arbeit selbst und wir durch die Tat zu beweisen haben, wie weit unsere materielle und moralische Kraft dazu reicht, die nationale Heimstätte zu errichten, deren Errichtung in Palästina uns freigestellt wurde . . .

In einer solchen großen und schweren Stunde stehe ich vor den Lesern — vielleicht zum letztenmal — an der Schwelle dieser Sammlung und wiederhole nochmals meine alte Warnung, zu der die meisten Aufsätze der Sammlung nichts als eine Erläuterung darstellen:

„Dränget nicht das Ende", solange nicht die tatsächlichen Bedingungen geschaffen sind, ohne die es unmöglich kommen kann, und schätzt nicht die Arbeit gering, die in jedem einzelnen Augenblick auf Grund der tatsächlichen Bedingungen möglich ist, auch wenn sie nicht heute oder morgen den Messias bringt . . .

London, 4. Siwan 5680.

ACHAD HAAM

Nicht dies ist der Weg!

ERSTER AUFSATZ

Nach vielen Jahrhunderten der Armut und Niedrigkeit von außen und des blinden Glaubens und der Hoffnung auf die Gnade des Himmels von innen trat in unserm Zeitalter ein neuer, folgenschwerer Gedanke in Erscheinung: den Glauben und die Hoffnung vom Himmel herunterzuholen und sie in lebendige, reale Kräfte umzusetzen; auf die Erde die Hoffnung und auf das Volk den Glauben zu gründen ...

Historische Gedanken dieser Art tauchen urplötzlich, wie von selbst auf, wenn sie ein Zeitbedürfnis sind. Sie ergreifen sofort die Gemüter, die für sie besonders empfänglich sind, und breiten sich von da über das ganze Volk aus, gleich dem Funken, der zuerst die entzündbaren Stoffe erfaßt und sich dann über Holz und Stein fortsetzt. Auch unser Gedanke entsprang auf dieselbe Weise, ohne daß wir seinen Urheber angeben könnten, und fand sofort Eingang in die Kreise, die „in der Mitte" standen, d. h. in denen einerseits der Glaube gelockert und das geduldige Harren auf ein Eingreifen Gottes erschöpft war, die aber andererseits sich ihren Zusammenhang mit ihrem Volke bewahrt und den Anspruch auf seine Sonderexistenz noch nicht aufgegeben hatten. Diese ersten „Nationaljuden" entfalteten das Banner ihres Volkes und zogen für dasselbe mit Mut und Kraft in den Kampf. Die Worte, die ihnen aus dem Herzen kamen, drangen auch allmählich in die Herzen des übrigen Volkes, und von „rechts" und „links" gesellten sich ihnen täglich neue Scharen zu, so daß die Erwar-

tung nahe lag, daß ihre Zahl allmählich auf Tausende und Abertausende steigen würde.

Doch inzwischen war ein tiefgreifendes Ereignis eingetreten: der Gedanke hatte die Form der „Kolonisation Palästinas" angenommen und war zur Tat geworden. Ob dieses Wunders staunten in gleicher Weise Freunde wie Feinde. Die Freunde erhoben ein Siegesgeschrei und riefen entzückt: „Ist es denn nicht eine einzigartige Erscheinung, daß ein Gedanke nach so kurzem Dasein bereits imstande ist, sich in der Welt der Wirklichkeit Bahn zu brechen? Beweist dies nicht schlagend, daß es kein Traum war, den wir träumten?" — Die Feinde aber, die den Gedanken bis dahin geschmäht und verspottet und ihn für eine Utopie und ein Hirngespinst überspannter Phantasten erklärt hatten, begannen jetzt schüchtern einzugestehen, daß er doch gewisse Lebensäußerungen verrät und eine ernste Würdigung verdient.

Von diesem Augenblick an begann für unsern Gedanken eine neue Epoche. Wenn wir seine Geschicke von da an bis auf den heutigen Tag überblicken, gewahren wir wieder eine seltsame und merkwürdige Erscheinung. Während er vorher sieghaft vordrang und sich immer mehr in allen Schichten des Volkes ausbreitete, so daß seine Anhänger mit freudigem Herzen in die Zukunft blickten und von den glänzendsten Hoffnungen beseelt waren, konnte er jetzt, nach seinem Siege, keine Herzen mehr gewinnen, und selbst seine erklärten Anhänger schienen matt geworden zu sein und nichts mehr zu wünschen, als jenen wenigen, unansehnlichen, bereits gegründeten Kolonien — dem Rest ihrer stolzen Träume von ehedem — zu einer gesicherten Existenz zu verhelfen. Allein auch dieser bescheidene Wunsch geht ihnen nicht in Erfüllung, und die Streitigkeiten und Zwistigkeiten und die häßlichen Vorfälle, die unausgesetzt die Öffentlichkeit beschäftigten — alles im Namen und zu Ehren des „erhabenen Gedankens" —, rauben ihnen die Seelenruhe und verursachen ihnen neue Sorgen Tag für Tag... Und wer weiß, was das Ende vom Liede sein wird?

Wenn nach dem Ausspruch eines bekannten Gelehrten das

Herz schmerzlich bewegt wird, da es einen Glauben an Altersschwäche sterben sieht, aus dem die vergangenen Geschlechter Trost geschöpft hatten, — um wieviel heftiger muß der Schmerz sein, wenn ein jugendkräftiger Gedanke am Anfang seiner Entwicklung scheitert, die Hoffnung des gegenwärtigen und die Rettung des kommenden Geschlechts! Wenn wir aber bedenken, daß es derselbe Gedanke ist, der vor unseren Augen unter vielen Völkern so Wunderbares vollbringt, dann erhebt sich vor uns unwillkürlich die alte Frage: worin sind wir von jeder Nation und Nationalität unterschieden? Oder sollten jene unter uns Recht haben, welche behaupten, daß wir längst aufgehört haben, ein Volk zu sein und nur durch die Bande der Religion verbunden sind? Aber die dieses behaupten, können doch nur von sich selbst aussagen, daß sie mit uns tatsächlich nichts mehr gemein haben, als die Einheit der Religion und den Haß unserer Feinde. Wir aber, die wir unser jüdisches Volkstum in unserm Herzen empfinden, wir können nur über diejenigen lächeln, die mit Hilfe von Argumenten aus der Außenwelt etwas ableugnen wollen, was wir in unserer Innenwelt unmittelbar empfinden. Warum also, fragen wir, konnte nicht der Regenerationsgedanke auch bei uns Platz greifen und sich weiter entwickeln, wie wir gehofft hatten?

Auf diese Frage geben uns unsere Publizisten zwei verschiedene Antworten. Die einen schieben die Schuld auf die „Chaluka" und ihre theologischen und journalistischen Vorkämpfer; die anderen wälzen sie auf den „bekannten Wohltäter" und seine Organe und Dienstbeflissenen in Palästina ab. Beiden gemeinsam ist das Bestreben, die Schuld auf einzelne Personen abzuladen, ohne deren Einmischung nach ihrer Meinung für Israel längst das goldene Zeitalter angebrochen wäre; nur daß sie in der Bezeichnung der Personen, die diese Glücksperiode hintanhalten, auseinander gehen. Indessen können uns solche Antworten nicht befriedigen. Denn wir müssen wieder fragen: Wie können einzelne Privatpersonen, mögen sie sein, wer sie wollen, imstande sein, sich einem ganzen Volke auf seinem Wege hindernd entgegenzustellen? Und was soll man denn von einer „nationalen Bewegung" halten,

deren Gelingen von der Barmherzigkeit eines Wohltäters und dem Gebaren seiner Dienstbeflissenen abhängig ist, die nicht einmal gegen die armselige „Chaluka" aufzukommen vermag, welche mit den letzten Kräften für ihre Existenz kämpft?

Nicht also in vereinzelten Tatsachen, in der Tätigkeit dieser oder jener Person haben wir die Ursache des Übels zu suchen, sondern wir müssen tiefer greifen, um sie finden zu können. Wenn wir etwas schärfer zusehen, dann werden wir auch, so glaube ich, die wahre Ursache in jenem verfrühten „Siege" entdecken, der dem Gedanken durch die Schuld seiner Anhänger zuteil geworden ist. Denn indem sie noch vor der Zeit Großes vollbringen wollten, verließen sie die langwierige Bahn der natürlichen Entwicklung und setzten einen neuen, zarten Gedanken in die Wirklichkeit um, noch bevor er gereift war, bevor seine Kräfte genügend entwickelt waren. Weil sie die Lösung gewaltsam beschleunigen wollten, darum hat ihr Beginnen keine Basis und ihre Tätigkeit keinen Erfolg.

Dieses Urteil wird zweifellos viele vor den Kopf stoßen. Darum will ich es im folgenden zu begründen suchen, soweit meine Kraft ausreicht, und soweit es die Natur der Sache gestattet.

* * *

Jeder Glaube und jede Anschauung, die praktisch verwirklicht werden sollen, müssen sich auf folgende drei Voraussetzungen stützen: 1. Daß die Erreichung eines bestimmten Zweckes ein von uns empfundenes Bedürfnis ist; 2. daß bestimmte Handlungen die Mittel für die Erreichung jenes Zweckes sind; 3. daß diese Handlungen nicht unsere Kräfte übersteigen, und die durch sie verursachte Mühe nicht den Wert des Zweckes für uns aufwiegt. — Die erste Voraussetzung gründet sich auf eine innere Empfindung und bedarf daher keines Beweises. Hingegen basieren die zweite und die dritte Voraussetzung auf der Kenntnis der Daten und Erscheinungen der Außenwelt und bedürfen daher der Zustimmung des Verstandes.

Wenn demnach ein neuer Gedanke, der zu neuen Werken führen soll, in Erscheinung tritt, so kann es wohl geschehen,

daß er nur neue Mittel für einen längst ersehnten Zweck ausfindig gemacht hat. Er ist dabei zugleich auch imstande, an der Hand triftiger Argumente, sei es theoretischer oder praktischer Natur, den sicheren Nachweis zu führen, daß diese Mittel tatsächlich zur Erreichung jenes Zweckes führen und zugleich seinem Werte und unserer Leistungsfähigkeit angemessen sind. Diese Entdeckung fällt einzig und allein in die Sphäre des Verstandes. Daher brauchen die Vorkämpfer jenes Gedankens sich in ihren Argumenten nur an die intelligenten und urteilsfähigen Kreise des Volkes zu wenden; und sobald diese die Berechtigung dieser Entdeckung anerkannt und sie zur Grundlage ihrer praktischen Tätigkeit gemacht haben, dürfen sie ihres Sieges auch in den breiten Volksschichten gewiß sein, die ebenfalls das Gute, das in der neuen Entdeckung liegt, allmählich einsehen müssen. Doch verhält sich die Sache ganz anders, wenn dem Gedanken eine dieser Bedingungen fehlt, d. h. wenn der Zweck, den er unserm praktischen Tun setzt, kein längst ersehnter oder im Verhältnis zu den schwierigen Mitteln ein nicht in genügendem Maße ersehnter ist, oder wenn er nicht durch triftige Argumente den Verstand zwingen kann, die von ihm statuierte Beziehung zwischen den Mitteln und dem Zweck und der für dieselben erforderlichen Kraft und Arbeit als richtig anzuerkennen. In solchem Falle ist nicht der Verstand, sondern das Herz der Mittler zwischen ihm und dem Volke. Denn je mehr in den Herzen die Liebe und die Sehnsucht nach dem Zwecke zunimmt, um so mehr wächst auch nicht nur der Willensimpuls, die Erreichung desselben trotz der großen Mühe anzustreben, sondern nicht minder auch der Glaube des Verstandes an die Möglichkeit einer Erreichung, trotz des Mangels an „triftigen Argumenten". Daher wollen die Vertreter eines Gedankens dieser Art am Beginne ihrer Tätigkeit nichts zu tun haben mit den „intelligenten" Kreisen, für welche die kalte Logik und die kühle Berechnung maßgebend sind; denn von ihnen kann ihnen das Heil nicht kommen. Nur bei denjenigen, die ein empfängliches Herz haben und sich von ihren Gefühlen leiten lassen,

— bei diesen pflegen sie vorstellig zu werden und gewöhnlich auch Gehör zu finden. Daher ist es notwendig, daß auch sie, die Vertreter des Gedankens selbst, Menschen von Gefühl sind, die von Natur aus imstande sind, ihr ganzes Seelenleben auf einen einzigen Punkt, einen Gedanken und einen Wunsch, zu konzentrieren, dem sie ihre ganze Zeit und ihre ganze Kraft bis zum letzten Atemzuge widmen. Denn nur eine vollständige, in zielbewußter Tätigkeit sich äußernde Selbstaufopferung ihrerseits, die das Vorhandensein eines unbeschränkten Glaubens an die Wahrheit ihres Gedankens und einer grenzenlosen Begeisterung für dessen Realisierung in ihrem eigenen Herzen bezeugt, ist das sicherste Mittel, Glauben und Begeisterung auch in den Herzen der anderen zu erwecken, — und nur durch sie, und nicht durch schöne Redensarten, kann der Gedanke im gesamten Volke zu seinem Rechte gelangen. — Lediglich auf diesem Wege, auf dem zuerst die Herzen erobert werden, hat ihr Gedanke, sofern er überhaupt in den Zeitbedürfnissen begründet ist, die Aussicht, sich allmählich auszubreiten und Anhänger zu gewinnen, die ihm mit ganzer Seele ergeben sind. Und wenn auch diese Anhänger, deren Stärke lediglich in ihrem Gefühle besteht, zumeist trotz ihres guten Willens außerstande sind, schwierige Unternehmungen, die ein großes Maß von Anstrengung, Einsicht und Erfahrung erfordern, ins Leben zu rufen, so schadet es nichts. Denn im Laufe der Zeit findet der Gedanke, der immer mehr in den breiten Schichten des Volkes Wurzel schlägt und sich in jedes Haus und jede Familie Eingang verschafft, schließlich auch Zutritt in die führenden und maßgebenden Kreise des Volkes, die auch ihrerseits unwillkürlich die Wirkung der neuen Macht, die sie von allen Seiten umringt, zu spüren beginnen. Ihr Widerstand wird immer schwächer; ihr Herz gibt sich schließlich besiegt, und sie stellen sich dann selbst an die Spitze der neuen Bewegung. Dann tritt der Gedanke ans Licht des praktischen Lebens, und mit Macht und Vertrauen, mit Einsicht und Verständnis begeben sich seine Anhänger ans Werk, um ihn in die Wirklichkeit umzusetzen und leisten manchmal Großes und Wunderbares, trotz der

„Intelligenten" und „Vorsichtigen", die früher die „Utopisten" verspottet haben.

Aus der religiösen und geistigen Geschichte der Menschheit ließen sich für das Gesagte viele Belege beibringen, doch müssen wir zu unserm Gegenstand zurückkehren.

* * *

Der Gedanke, von dem wir hier sprechen, ist seinem Zwecke nach nicht neu. Allein da seine Mittel schwierig sind und da er keine „triftigen Argumente" beibringen kann, die den Verstand zwingen würden, die Wahrheit seiner Feststellungen anzuerkennen, so ist eine Steigerung des Glaubens und Willensimpulses durch die Kraft der Liebe und Sehnsucht nach diesem Zwecke erforderlich. Diese Liebe, d. h. die liebevolle Fürsorge des einzelnen für das Wohlergehen der Gesamtheit, ist zwar unserm Volke nicht fremd. Um jedoch festzustellen, wie weit ihre Fähigkeit ausreicht, den für unsern Gedanken erforderlichen Glauben und Willen zu erzeugen, wollen wir zuerst auf ihre wechselvollen Geschicke in der Vergangenheit und auf ihre Lage in der Gegenwart einen Blick werfen.

In allen Gesetzen und Vorschriften, Segens- und Fluchformeln, die in den fünf Büchern Moses' enthalten sind, tritt uns überall nur der eine Zweck entgegen: das Wohlergehen der nationalen Gemeinschaft, während das Glück des einzelnen außer acht gelassen wird. Jedes jüdische Individuum ist nach dieser Anschauung lediglich ein Glied des jüdischen Volkes, und das Gute, das der Gemeinschaft zuteil wird, ist auch der Lohn für die Leistungen des Individuums. Eine lange Kette zieht sich durch alle Generationen hindurch, von den Zeiten Abrahams, Isaaks und Jakobs bis ans Ende der Tage; das Bündnis, das der Ewige mit den Vätern geschlossen, bewahrt er auch ihren Kindern nach ihnen, und wenn die Väter Herlinge gegessen haben, müssen die Zähne der Kinder stumpf werden.[1] Denn das Volk bleibt in allen seinen Generationen dasselbe und die Individuen, die

[1] [Vgl. Ezechiel 18, 2.]

in jeder Generation entstehen und verschwinden, sind wie die Zellen im lebenden Körper, die jeden Tag neu entstehen, ohne im geringsten die Einheitlichkeit des ganzen Körpers anzutasten.

Ob in der Tat das Gefühl der Nationalliebe zu irgendeiner Zeit im gesamten Volke eine so hohe Entwicklung erlangt hat oder aber nur ein sittliches Ideal im Herzen seines hervorragendsten Teiles geblieben ist, läßt sich schwer feststellen. Wohl aber ist es sicher, daß nach der Zerstörung des ersten Tempels, als das jüdische Volk sich plötzlich in einer furchtbaren Situation befand und die Wohlfahrt der Gesamtheit so zerrüttet war, daß selbst die Besten des Volkes nicht mehr zu hoffen wagten, als die Ältesten Israels vor den Propheten Ezechiel hintraten und sprachen: „Wir wollen gleich den Völkern werden, gleich den Geschlechtern der Länder“[1], „Vertrocknet sind unsere Gebeine und vernichtet ist unsere Hoffnung“[2], — daß diese Zeit es war, in der die Juden besonders zu klagen anfingen über den gerechten Mann, der trotz seiner Gerechtigkeit zugrunde geht; in der die bekannten Erörterungen über die Theodicee begannen: über die Frage „des Gerechten, dem es schlecht geht“ und „des Bösen, dem es gut geht“, — Erörterungen, die wir im Buche Ezechiel, in Koheleth und in vielen Psalmen finden (nach einigen soll auch das Buch Hiob um diese Zeit entstanden sein). Und in dieser Zeit gelangten schließlich viele, denen die gegebenen Antworten nicht genügten, zur Überzeugung, daß „es eitel sei, Gott zu dienen“[3], daß das Festhalten am Judentum ohne Aussicht auf Belohnung zwecklos sei. Fast scheint es, als ob erst damals, als das Wohlergehen der Gesamtheit nicht mehr hinzureißen und zu begeistern vermochte, dem Individuum plötzlich ein Licht aufging, daß es auch außerhalb des Lebens der Gemeinschaft noch ein Sonderleben gibt, welches ihm allein gehört, und daß es auch in diesem einen Anspruch auf Genuß und Glück besitzt, daß es daher, wenn es gerecht handelt, auch gerechte Belohnung für sich selbst beanspruchen darf.

Was taten nun die Weisen jener Zeiten? Sie erklärten und

[1] [Ezechiel 20, 32]. [2] [Ibidem 37, 11.] [3] [Maleachi 3, 14.]

lehrten, daß „diese Welt nur die Vorhalle sei für die künftige Welt“[1], daß das Glück, das der einzelne sucht, ihm zuteil werde erst nach Eintritt in den „Palast“, aber nur unter der Bedingung, daß er sich in der Vorhalle entsprechend vorbereite. Mit anderen Worten: an Stelle des nationalen Zwecks, der keine genügende Wirkungskraft mehr besaß, gaben sie den religiösen Vorschriften einen neuen, individuellen Zweck, der den Zeitbedürfnissen entsprach, und entzogen sie auf diese Weise der Machtsphäre des Nationalgefühls. Trotzdem hörte auch dieses nicht auf, noch lange Zeit hindurch im politischen Leben des Volkes seine Lebens- und Wirkungskraft zu äußern, wie es die Geschichte dieser großen Epoche bis auf die Zeiten des Titus und Hadrian herab bezeugt. Da jedoch das politische Leben von Tag zu Tag immer mehr verkümmerte, wuchs in demselben Verhältnis das religiöse Leben immer stärker empor, und mit ihm zugleich gewann in der Seele der Volksindividuen das individuelle Element immer mehr die Oberhand über das nationale, das schließlich sogar aus seinem letzten Besitztum, aus der Hoffnung auf die künftige Erlösung, hinausgedrängt wurde. Diese Hoffnung, in der die Sehnsucht der Volksseele, die das, was ihr in der Gegenwart abging, in einer fernen Zukunft suchte, ihren Ausdruck fand, verlor im Laufe der Zeit ihre beruhigende Wirkung in ihrer ursprünglichen Fassung, nach welcher „diese Welt von den Tagen des Messias sich lediglich durch die politische Unterdrückung unterscheide“.[2] Denn die Menschen jener Generation fanden keinen Trost mehr in dem Glücke, das ihrem Volke am Ende der Zeiten zuteil werden würde, und das sie selbst nicht mehr erleben würden. Vielmehr verlangte ein jedes Individuum für sich allein seinen Sonderanteil an dem erhofften Gesamtglück, und auch darin kam ihm die Religion entgegen, indem sie die politische Erlösung zu einem Anhängsel der Auferstehung der Toten machte.

So groß war die Wandlung, die sich in der Volksseele voll-

[1] [Sprüche der Väter IV, 13.]
[2] [Babylonischer Talmud, Traktat Berachoth 34b und öfters.]

zogen hatte. Die Nationalliebe war keine reine Liebe mehr, frei von egoistischen Interessen, und das Wohl der Gesamtheit nicht mehr der oberste Zweck, dem die Glieder des Volkes ihre Individualzwecke opferten. Es verhielt sich jetzt vielmehr umgekehrt: der Endzweck war von nun an für jeden einzelnen sein individuelles zeitliches oder ewiges Wohlergehen, während das Wohlergehen der Gesamtheit ihm nur soweit am Herzen lag, als er selbst einen Anteil an demselben hat. Wie sehr sich im Laufe der Zeit in dieser Beziehung die Empfindungen geändert haben, können wir am besten daraus ersehen, daß den Tannaim[1] die Worte der Thora: „Das Land, das der Ewige euren Vätern zugeschworen, es ihnen zu geben"[2] seltsam vorkamen, da ja der Boden nicht ihnen, sondern erst ihren Nachkommen zuteil wurde; und sie glaubten daher, aus diesen Worten schließen zu dürfen, daß bereits die Thora die Wiederbelebung der Toten lehre.[3] Dies beweist uns, daß im Volkskörper das tiefe Gefühl der Einheit sämtlicher Generationen, das sich in der ganzen Thora offenbart, zu ihrer Zeit bereits so starke Einbuße erlitten hatte, daß sie das Wörtchen „ihnen" nicht anders beziehen konnten als auf das individuelle Leben der Väter selbst.

Die nachfolgenden Ereignisse, die furchtbaren Leiden und die ununterbrochenen Wanderungen, die die Sorge eines jeden Juden für sich und seine Familie ins Unendliche steigern mußten, trugen noch mehr dazu bei, das ohnedies geschwächte Nationalgefühl noch mehr zu schwächen, die tiefsten Empfindungen des Herzens im Familienleben und den Rest der Gefühle im Gemeindeleben, in dem die Bedürfnisse des einzelnen ihre Erfüllung fanden, zu konzentrieren, so daß für das Nationalleben des gesamten Volkes kein Raum mehr übrig blieb. Ja selbst die wenigen, die noch in ihrem Herzen zeitweise den Drang nach einer Betätigung im Dienste des Volkes verspüren, selbst sie besitzen zumeist nicht mehr die Fähigkeit,

[1] [So werden die jüdischen Gelehrten während der ersten zwei nachchristlichen Jahrhunderte genannt.]

[2] [Deuteronomium 11, 21.]

[3] Sifrê [Tannaitischer Kommentar zu Numeri und Deuteronomium] zu dieser Stelle.

sich in der erforderlichen Weise über ihre Individualsphäre zu erheben, ihren Eigennutz und Ehrgeiz den Bedürfnissen des Volkes unterzuordnen, ihnen die Interessen ihrer Familie oder Gemeinde zu opfern. Dieses Gespenst, das Ich des einzelnen Menschen oder der einzelnen Gruppe, spukt seitdem in allen unseren Volksunternehmungen umher und macht der Nationalliebe, die sich zu seltenen Malen offenbart, den Garaus, da es die Übermacht über sie besitzt.

* * *

Zu einem Gefühle dieser Art sind wir also gelangt, und mit seiner Hilfe sollten wir ein festes Vertrauen und einen so starken Willen schaffen, wie sie zu einem großen nationalen Unternehmen erforderlich sind?!

Was hätten wir aber machen sollen?

Auf Grund unserer Ausführungen ist es zweifellos, daß unsere erste Tätigkeit der Wiederbelebung der Herzen gelten mußte, daß wir zunächst verpflichtet waren, die Liebe zum Leben der Gesamtheit zu stärken, die Sehnsucht nach ihrem Wohlergehen zu steigern, damit der Wille erwache und die Arbeiter mit Vertrauen ihre Tätigkeit beginnen ... Diese Arbeit ist sehr schwierig und zeitraubend, nicht für ein Jahr und nicht für ein Jahrzehnt, auch kann sie nicht, wie oben bemerkt, durch „schöne Redensarten" geleistet werden, sondern nur durch alle jene Mittel, durch welche „die Herzen erobert werden". Es ist daher wohl möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß wir auf diese Weise noch zu keinen praktischen Werken in Palästina gelangt wären, aus mangelnder Fähigkeit zu erfolgreichen und aus übermäßiger Ängstlichkeit vor erfolglosen Werken. Allein anstatt dessen hätten wir uns besondere Mühe gegeben, die erforderlichen Männer zu schaffen, nach und nach innerhalb des Volkes die Machtsphäre unseres Gedankens zu erweitern, bis ihm wahre Arbeiter erstehen, die in jeder Beziehung geeignet sind, an seiner Verwirklichung tätig zu sein.

Doch die Fahnenträger unseres Gedankens verfuhren anders. Da sie selbst Individuen des jüdischen Volkes waren,

deren Nationalismus mit egoistischen Elementen durchsetzt war, konnten sie es nicht übers Herz bringen, eine Saat zu säen, deren Früchte andere genießen sollten, sie selbst aber nicht mehr erleben würden. Die Tätigkeit für das Volk, um innerhalb desselben Arbeiter vorzubereiten, die sich der Tätigkeit für das Land widmeten, genügte ihnen nicht, sondern sie wollten diese selbst und ihre Ergebnisse mit eigenen Augen schauen. Als sie sich aber überzeugten, daß auf ihren ersten Aufruf hin, den sie im Namen des allgemeinen Zwecks erließen, das Volk sich nicht sofort erhob, um die gewünschte Tätigkeit zu beginnen, nahmen sie gleich unseren Weisen in alter Zeit ihre Zuflucht zu einem andern Zweck, dem individuellen, und begannen im Namen des hungrigen Magens, der stets sich Gehör zu verschaffen vermag, das Volk aufzurütteln. Zu diesem Zweck begannen sie, gute Nachrichten in die Zeitungen zu lancieren und verlockende „Kalkulationen" aufzustellen, aus denen mit zweifelloser Deutlichkeit hervorgehen sollte, daß soundsoviel Dunam Land, soundsoviel Vieh und Geräte um diesen und diesen Preis ausreichen, um in Palästina einer ganzen Familie zu einer auskömmlichen und angenehmen Existenz zu verhelfen, daß daher jeder, der ein gutes Geschäft machen wolle und imstande sei, sich alle die genannten Dinge um den genannten Preis anzuschaffen, nach diesem gesegneten Lande übersiedeln müsse, um sich und seine Familie zu beglücken und nebenbei auch noch seinem Volke einen Dienst zu erweisen. Auf diese Aufforderung hin erhoben sich tatsächlich mancherlei Leute, um nach dem gesegneten Lande auszuwandern und ein glückliches und sorgenfreies Dasein zu beginnen, und die Vertreter des Gedankens sahen zu und strahlten vor Freude, ohne sich den Kopf zu zerbrechen, wer wohl die Auswandernden waren und aus welchem Grunde sie auswanderten. Diese Leute, die in ihrer Mehrheit gar nicht vorbereitet waren, um für einen allgemeinen Zweck freudig Entbehrungen zu leiden, legten sich, als sie sich nach ihrer Übersiedlung überzeugt hatten, daß sie auf den Leim gegangen waren und sich durch illusorische Nachrichten und Voranschläge hatten täuschen lassen, keiner-

lei Zwang auf, sondern fahren bis auf den heutigen Tag fort, Unruhe und Verwirrung zu stiften und mit allen zugänglichen Mitteln ihre egoistischen Zwecke zu verfolgen, ohne zwischen gut und böse zu unterscheiden und ohne auf die Würde des Gedankens, der dadurch entweiht wird, Rücksicht zu nehmen... Die Einzelheiten, die allgemein bekannt sind, können hier übergangen werden.

Wie dürfen wir uns also wundern, daß ein Gedanke von dieser Erhabenheit, der sich in einer Form von dieser Häßlichkeit offenbart, keine Begeisterung mehr zu wecken vermag? Daß ein nationaler Bau, der sich auf geschäftliche Berechnung und menschliche Selbstliebe gründet, in Trümmer zerfallen muß, sobald sich das Volk überzeugt, daß die Berechnung verfehlt ist und seine Selbstliebe ihm rät, sich in der Ferne zu halten?

* * *

Nicht dies ist also der Weg! Die „Trümmer", die bereits vorhanden sind, dürfen wir nicht im Stiche lassen, sondern müssen nach unseren Kräften auf ihre Umgestaltung und Ausgestaltung bedacht sein. Allein wir dürfen dabei nicht vergessen, daß nicht von ihnen die Hoffnung auf das Gelingen der ganzen Sache ausgeht, sondern daß das Herz des Volkes die Basis ist, auf der allein das Land sich aufbauen kann; und das Volk ist ja zerrüttet und verrottet...

Kehren wir also auf den Weg zurück, auf dem wir am Anfang, in der Entstehungszeit des Gedankens, standen und anstatt noch neue „Trümmer" aufzuhäufen, wollen wir lieber dafür sorgen, daß der Gedanke selbst immer mehr Wurzel schlage und in die Breite wie in die Tiefe dringe, nicht durch Macht und nicht durch Gewalt, sondern durch den Geist; dann wird auch der Tag kommen, an dem unsere Hände Erfolgreiches leisten...

„Ich seh' es, doch nicht jetzt,
Ich schau' es, doch nicht nah'."[1]

4. März 1889.

[1] [Numeri 24, 17.]

ZWEITER AUFSATZ

„Vertiefen wir uns nicht zu sehr in theoretische und abstrakte Auseinandersetzungen, lassen wir unsere Hände nicht im praktischen Tun erschlaffen, drängen wir nicht die Zeit und das Ende, steigern wir die Liebe zu unserm Volke und die Sehnsucht nach unserm Vaterlande — dann wird uns der Gott Zions als Helfer erstehen."

Mit diesen Worten schließt die ausführliche Kritik, die gegen meinen vorstehenden Aufsatz im „Hameliz" erschien. Aus den zitierten Sätzen könnte der Leser schließen, daß der Rat, den ich den „Chowewe Zion" erteilte, in der Aufforderung bestand, daß sie sich ausschließlich in theoretische Auseinandersetzungen vertiefen und jedes praktische Tun aufgeben sollen, daß sie das Ende drängen und die Liebe zu unserm Volke und die Sehnsucht nach unserm Vaterlande nicht steigern sollen. Wer aber meinen Aufsatz mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, dem brauche ich nicht zu sagen, daß, was die beiden letzten Punkte betrifft, ich das genaue Gegenteil verlangt habe: daß wir das Ende nicht drängen sollen, indem wir mit Hilfe der Selbstliebe Dinge zu verwirklichen suchen, die noch nicht reif genug sind, um durch den Gedanken selbst realisiert zu werden; daß, solange die „Zionsliebe" kein lebendiges und durchdringendes Gefühl im Herzen des Volkes geworden ist, die Basis mangelt, auf der sich das Land aufbauen kann; daß wir daher mit dem Aufgebot aller Kräfte bemüht sein müssen, die Liebe zu unserm Volke und die Sehnsucht nach unserm Vaterlande soweit als möglich zu steigern. Was jedoch die Aufforderung betrifft, sich in theoretische Auseinandersetzungen zu vertiefen und das praktische Tun aufzugeben, so mag wohl sein, daß ich mich etwas zu kurz gefaßt habe und daher mißverstanden worden bin. Obgleich ich auch ausdrücklich hervorhob, daß wir nur durch eine zielbewußte Tätigkeit und nicht durch bloße „schöne Redensarten" hoffen dürfen, die Herzen zu gewinnen und die Antipathien zu überwinden, hätte ich vielleicht

doch noch hinzufügen sollen, was eigentlich sich von selbst aus dem Zusammenhang ergibt, daß, solange der Gedanke selbst zu einer Verwirklichung nicht reif ist, der Zweck unserer ganzen Tätigkeit, die jetzt in den Händen einiger weniger Männer ruht, nur darin bestehen muß, die Herzen für unsere Sache zu gewinnen. Nur von diesem Standpunkte aus müssen wir alles, was innerhalb und außerhalb Palästinas geschieht, beurteilen und deswegen darf uns jetzt nicht die Quantität des Geleisteten, sondern muß dessen Qualität die Hauptsache sein. Unsere Tätigkeit darf sich daher nicht auf die Ausgestaltung der Kolonien allein beschränken, sondern viele und mannigfache Wege sind es, die zum Herzen des Volkes führen, und unsere Pflicht ist es, sie alle zu betreten.

Es ist daher ganz überflüssig, wenn mir mein Kritiker in einer langen Auseinandersetzung zu beweisen sucht, daß die Vertreter des Gedankens nicht berechtigt waren, „mit ihren praktischen Werken zu warten, bis sie der jüdischen Volksmasse ein neues Herz schufen, das national empfinden könnte", „daß bei uns Juden Theorie und Praxis durcheinandergehen, und daß jeder Gedanke bei uns nach Verwirklichung drängt. Wie hätte also der Kolonisationsgedanke die jüdische Volksmasse ohne praktische Tat gewinnen können?" All dies hat mit meinen Ausführungen nichts zu schaffen; denn auch ich hatte nicht an die Vertreter des Gedankens das Ansinnen gestellt, „mit den praktischen Werken zu warten", sondern im Gegenteil alles mögliche zu tun, um die nationale Liebe zum Lande unserer Väter zu erwecken, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bearbeitung des heiligen Bodens durch die Vertreter des Gedankens selbst, die mit dem Schweiß ihres Antlitzes und dem Blute ihres Herzens bestrebt wären, ein Muster für andere zu werden, ebenfalls zu der „zielbewußten Tätigkeit" gehören würde, die besonders geeignet wäre, auf das Volk zu wirken. Aber kann die Kolonisation in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu dieser Tätigkeit gezählt werden? Mein Kritiker gibt ja selbst zu, daß „die Vertreter des Gedankens nicht selbst das Werk schufen", sondern „zu dem Volke in allen Tonarten redeten", und daß das, was sie

redeten, lediglich geeignet war, die Glücksucher und Abenteurer aufzustacheln, nach Palästina auszuwandern und ihrerseits das Werk zu schaffen. Diese Leutchen siedelten auch in der Tat über, taten, was sie taten und erlitten, was sie erlitten, und das Kolonisationswerk wurde zu dem, was es jetzt ist... Es ist daher nicht verwunderlich, daß der Gedanke in seiner Wirkungskraft auf die Volksseele noch um mehrere Grade zurückging und daß kein jüdisches Herz mehr warm wird beim Anblick der jüdischen Bauern, die die Pflugschar führen auf dem Boden unserer Väter, wie in den Tagen Davids und Salomos. Denn sowohl die Arbeit wie die Arbeiter sind nicht dazu geeignet, das Herz der Nation zu erwärmen, welches vor Elend und Alter erstarrt ist.

* * *

Allein mein Kritiker geht mit mir auch im Wesen der Sache auseinander und stellt die Behauptung auf, daß es uns mit allen möglichen Mitteln in der Welt nicht gelingen wird, im Herzen unseres Volkes ein intensives Nationalgefühl zu erzeugen. Denn seitdem wir als Nation existieren, „ist dem Geiste unseres Volkes das allgemeine Nationalgefühl fremd geblieben, und die Einzelglieder des Volkes sind mehr auf ihre eigenen Interessen und ihren persönlichen Vorteil bedacht". Deswegen werden unsere Versuche, gegen den Geist des Volkes und seine natürliche Veranlagung anzukämpfen, gänzlich fruchtlos bleiben, denn „gegen die natürliche Veranlagung eines Volkes ist kein Kraut gewachsen". Aus diesem Grunde haben die „Zionsfreunde", nicht aus freien Stücken, sondern der Not gehorchend, den Weg der Selbstliebe gewählt, weil es keinen anderen Weg gebe. „Die Sprache des Nationalgefühls wird von der jüdischen Volksmasse nicht genügend verstanden; bemühen wir uns daher, daß die realisierten Werke zu ihr in einer verständlichen Sprache reden, in der Sprache des persönlichen Vorteils, dann wird wenigstens, was das Gefühl nicht vermocht hat, die Spekulation vollbringen."

Es ist mir offen gestanden unerfindlich, wie „die Sprache des persönlichen Vorteils", die Sprache des Kampfes ums Da-

sein, die sich jedem einzelnen Menschen gegenüber einer besonderen Ausdrucksweise bedient, die ihm allein eigentümlich ist und sich seiner Lage und seinen Wünschen anpaßt, so daß der eine den andern nicht versteht —, wie diese Sprache an Stelle des allgemeinen Gefühls treten kann, das alle Herzen in einem Streben und einem Wunsche zusammenschließt? Selbst diejenigen Denker, welche sich als Utilitaristen bekennen und im Streben nach dem persönlichen Vorteil den Ursprung aller sittlichen und sozialen Neigungen erblicken, wollen damit nur die erste Ursache dieser Neigungen und die Art ihrer Entstehung und Entwicklung zeigen, um denjenigen entgegenzutreten, die diesen Neigungen einen metaphysischen Ursprung zuschreiben wollen. Aber darin sind alle einig, daß der persönliche Vorteil für sich allein keine Grundlage abgeben kann für eine geordnete Gesellschaft oder für eine große gemeinsame Arbeit.

Doch lassen wir für einen Augenblick den Standpunkt des Kritikers gelten. Hören wir, was uns die Sprache des persönlichen Vorteils in dieser Sache nach seiner eigenen Darstellung sagt: „Dem Geiste unseres Volkes," sagt er, „ist das Nationalgefühl fremd. Möge ihn daher die Kalkulation der Dunams davon überzeugen, daß der fleißige und friedliche Mensch im Heiligen Lande finden kann, was er sucht, wenn er körperliche Kraft und materielle Mittel besitzt." Er gibt also zu, daß nur der Mensch, der materielle Mittel und zugleich körperliche Kraft besitzt sowie auch fleißig und friedlich ist, im Heiligen Lande finden kann, was er sucht, d. h. seinen persönlichen Vorteil. Doch abgesehen davon, daß es sehr schwer hält, diese Bedingungen bei einem Juden, der materielle Mittel besitzt, zu finden — bei einem Juden nämlich, der früher gewohnt war, sich von der Luft zu ernähren und in allem, was seinen Ehrgeiz betrifft, äußerst empfindsam ist —, wird auch ein solcher Mensch im Heiligen Lande in Wirklichkeit nicht leicht finden können, was er sucht. Denn nicht nur Brot für seinen Hunger und ein Kleid für seine Blöße sucht der Besitzende, sondern auch alle Genüsse und Vergnügungen, an die er früher gewöhnt war. Würde er daher seinen persönlichen Vorteil be-

fragen, so würde ihm dieser sicher die Antwort geben, daß es töricht sei, sein Geld für ein Stück Land in Palästina auszugeben, das im besten Falle harte Arbeit verlangt, ohne auch nur die Hälfte seiner Ansprüche zu befriedigen. Daß dieses Urteil richtig ist, bezeugt der Kritiker selbst, indem er erzählt, daß „die Bewegung sich damals (am Beginne der Kolonisation) hauptsächlich aus den Mittellosen rekrutierte, die durch die Spenden der Reichen zu einer Existenz zu gelangen hofften, während diese selbst sich fern hielten". „Im Winter des Jahres 1882 ging der erste Delegierte nach Palästina, ausgestattet mit einer Vollmacht vieler Bürger, um ein Stück Land in Palästina für sie zu kaufen. Der Delegierte erstand den Boden von Rischon l' Zion, doch seine Auftraggeber traten von ihrer Absicht zurück." „Von denjenigen, die in der Kolonie Parzellen gekauft hatten, siedelten nur die Mittellosen über, während die Wohlhabenden zu Hause blieben." „Das Endresultat der ganzen Bewegung war, daß in Palästina, mit Ausnahme einiger weniger, nur mittellose Proletarier geblieben sind." — Also hat uns die Erfahrung gezeigt, daß diejenigen, die über materielle Mittel verfügen, sofern sie keine andere Sprache als die des persönlichen Vorteils verstehen, nicht geneigt sind, nach Palästina zu gehen, um dort zu finden, „was sie suchen"; denn sie suchen mehr, als was sie dort finden können. Wen soll also die Kalkulation der Dunams überzeugen, und wen soll die Sprache des persönlichen Vorteils nach Palästina locken, wenn derjenige, der auswandern kann, nicht will, und derjenige, der es will, nicht kann?

Auf meine Frage, die ich in meinem ersten Artikel gestellt hatte, warum nämlich der Gedanke im Volke an Sympathien verlor, erwidert der Kritiker seufzend: „Da sieht man das ungeduldige Judenvolk. Mit dem Momente, da es merkte, daß die Ausgestaltung der gegründeten Kolonien viele Opfer an Zeit und Geld erfordert, wurde es sofort mutlos. Achtzehn Jahrhunderte hindurch geduldeten wir uns und waren nicht im geringsten auf die Besiedlung des Landes und die Lösung der Judennot bedacht; jetzt aber, da wir im Laufe der sechs Jahre die Kolonien nicht ausgestalten konnten, wollen wir so-

fort die Flinte ins Korn werfen. Ist es kein ungeduldiges Volk?" — Er übersieht aber, daß das, was er auf Rechnung der Ungeduld setzt, in der Tat nur eine notwendige Folge seines Systems des persönlichen Vorteils bildet. Achtzehn Jahrhunderte hindurch waren wir nicht auf die Besiedlung des Landes bedacht, weil keiner von uns einen persönlichen Vorteil für sich davon erhoffte. In den letzten Jahren waren wir aber sehr wohl auf die Besiedlung des Landes bedacht, weil durch die „Nachrichten und Kalkulationen" in uns die Hoffnung auf einen persönlichen Vorteil erweckt wurde. Jetzt aber, da wir uns überzeugt haben, daß die Ausgestaltung der gegründeten Kolonien viele Opfer an Zeit und Geld erfordert, jetzt stellt sich heraus, daß vom Standpunkt des persönlichen Vorteils aus die Sache für uns nicht lohnend ist. Daher wollen wir mit Recht die Flinte ins Korn werfen, und die Kolonisation in Palästina ist zu einer Armenbüchse geworden, aus der einige Hundert „mittelloser Proletarier" mit knapper Not ihre Existenz fristen . . .

* * *

So ist also die Sprache des persönlichen Vorteils beschaffen. Wäre es meinem Opponenten in der Tat gelungen, mit zwingenden Beweisen sein hartes Urteil zu belegen, daß das Nationalgefühl im jüdischen Volke weder existiert hat noch existieren wird, und daß die einzelnen Individuen nicht imstande sind, sich über „ihre eigenen Interessen und ihren persönlichen Vorteil" zu erheben, dann, ja dann . . . finis Poloniae! Dann haben wir keinen Anteil unter den Völkern und keinen Anspruch auf das Land . . . Doch zu unserm Glück sind seine Beweise nicht so gefährlich, wie sie scheinen.

Überhaupt sind ja die ethnologischen Forschungen über die Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker zumeist nur imposante Hypothesen, die an einem Haare hängen, ohne feste wissenschaftliche Begründung. Ein Gelehrter hat gelegentlich den Versuch gemacht, die Äußerungen verschiedener Autoritäten über die Eigentümlichkeiten der Araber zu sammeln, und es stellt sich nun folgendes heraus: die einen behaupten,

daß der Araber ein praktischer Mensch sei, der sich nur mit realen Dingen abgebe, und daß er eine sehr schwache Einbildungskraft besitze, während andere der Ansicht sind, daß sowohl die Araber wie die Hebräer eine sehr starke Einbildungskraft haben und daß bei den ersteren die Einbildung stets den Verstand besiege. Demgegenüber hält es Sprenger für ausgemacht, daß die Herrschaft der Einbildung über den Verstand eine dem arabischen Geiste durchaus zuwiderlaufende Eigenschaft sei, und nach seiner Ansicht ist es eine allgemein bekannte Tatsache, daß der Geist der Semiten überhaupt objektiv veranlagt sei. Lassen dagegen und nach ihm Renan halten es für eine ebenso allgemein anerkannte Tatsache, daß die Grundeigentümlichkeit des semitischen Geistes in der Subjektivität bestehe.[1]

Wenn es sich also in dieser Weise mit den Eigentümlichkeiten der Araber verhält, eines Volkes, das auf seiner Scholle blieb und von einem Exil nichts kostete, wer darf es dann wagen, die Eigentümlichkeiten eines Volkes wie des unsrigen zu präzisieren, das bald zwei Jahrtausende unter den verschiedensten Völkern zerstreut und zersplittert ist? Wo gäbe es einen Gelehrten, der imstande wäre, eine genaue Grenze zu ziehen zwischen den Eigentümlichkeiten, die uns von Anbeginn unserer Geschichte angeboren sind und denen, die sich in uns durch die Lebensbedingungen der Diaspora herausbildeten, die Wandlungen, die beide von Generation zu Generation und von Land zu Land erlitten, nacheinander aufzuzählen und von vornherein festzustellen, was sich in unseren Eigentümlichkeiten durch veränderte Lebensbedingungen ändern kann und was sich nicht ändern kann? — Mein Kritiker urteilt mit so unfehlbarer Sicherheit über die Veranlagung des jüdischen Volkes, als wäre sie zu jeder Zeit und in jedem Orte fest und unveränderlich; während ein hervorragender zeitgenössischer Gelehrter gerade uns aus allen übrigen Völkern herausgehoben hat, um durch uns die Wahrheit seiner Behauptung zu belegen, daß die nationalen Eigentümlichkeiten mehr von den Lebensbedingungen und der Gesellschaftsordnung als von der

[1] Vgl. A. Müller, Zeitschrift für Völkerpsychologie, XIV, S. 435.

Vererbung abhängen, indem er gerade bei unserm Volke die Tatsache konstatiert, daß seine Eigentümlichkeiten in verschiedenen Ländern verschieden seien und zu verschiedenen Zeiten verändert erscheinen, alles entsprechend den vorhandenen Lebensbedingungen und dem Geiste des Volkes, unter dem wir leben.[1]

Ich will daher nicht im einzelnen auf die verschiedenen Punkte der von meinen Opponenten aufgestellten Lehre über die Eigentümlichkeiten des jüdischen Volkes eingehen. Ich werde mich bloß auf jene gefährliche „Eigentümlichkeit" beschränken, die uns der Verfasser zuschreibt, nämlich den Mangel des Nationalgefühls in uns von Natur aus.

Ich hatte in meinem vorhergehenden Aufsatze dargelegt: aus dem Umstande, daß die gesamte mosaische Lehre auf dem Wohlergehen der Volksgemeinschaft beruht — so sehr, daß sie nicht einmal das Bedürfnis empfand, sich des Glaubens an die jenseitige Vergeltung (der in Ägypten schon in sehr alter Zeit bekannt war) zu bedienen, um auch das Individuum zu befriedigen —, dürfen wir folgenden Schluß ziehen. Zu jener Zeit war ein intensives Nationalgefühl im Herzen des ganzen Volkes oder des hervorragendsten Teiles desselben vorhanden, und nur historische Ursachen waren es, die dieses Gefühl in späterer Zeit schwächten, so daß uns also nichts an der Annahme hindert, daß man mit entsprechenden Mitteln unserm Volke das wiedererobern kann, was es schon in alter Zeit besessen hatte. — Hierauf wendet ein Kritiker ein: „Wenn die Thora ihr Augenmerk nur auf das Gesamtwohl richtet, so geschieht es nicht, weil zu irgendeiner Zeit der Geist des Individualismus in unserm Volke unwirksam war, sondern weil die Thora praktisch ist und sich der Wirklichkeit anpaßt. Wir sehen, daß der einzelne Mensch allen möglichen Zufällen und Unglücksfällen ausgesetzt ist. Wie könnte ihm daher die Thora, die sonst so praktisch verfährt, das individuelle Glück verheißen, das ein Ding der Unmöglichkeit ist?"

Bei Gott, ich habe mir redliche Mühe gegeben, diese Worte zu begreifen, aber es war leider vergeblich. Wenn die Thora

[1] Vgl. Henry George, Progress and Poverty, p. 252.

sich in der Tat der Wirklichkeit anpaßt und das individuelle Glück des Menschen im Diesseits ein Ding der Unmöglichkeit ist, das Nationalgefühl aber gleichfalls nicht vorhanden war und das Gesamtwohl der Nation beim Volke keine starke Geltung hatte, — wie durfte sich dann die Thora mit der Verheißung eines derartigen Lohnes begnügen, dessen Wirkung auf die Volksindividuen nicht hinreichend groß sein konnte, daß sie seinetwegen sich guter Taten befleißigten; während sie doch sehr wohl tun konnte, was andere Religionen vorher und nachher taten und was sie selbst nach vielen Generationen, als es die Zeitumstände forderten, tat, nämlich dem einzelnen Individuum die Belohnung seiner Taten im Jenseits in Aussicht zu stellen?

Doch in all diese Widersprüche ließ sich der Verfasser nur verwickeln, weil er bei Professor Chwolson die Behauptung fand, daß alle Semiten von Natur aus Individualisten seien, daß wir daher zu keiner Zeit dem jüdischen Volke ein Nationalgefühl zuschreiben dürfen. — Nun haben wir oben gesehen, wie wenig man sich in solchen Dingen auf Äußerungen von Autoritäten verlassen darf. Wenn wir jedoch die Worte Chwolsons, die der Kritiker anführt, genauer ansehen, müssen wir uns noch mehr darüber wundern, daß er in ihnen einen genügenden Grund zu seinem so harten Urteil gefunden hat. „Der nationale Zusammenhang," sagt Chwolson,[1] „war bei den Semiten immer ein lockerer, nur der Stamm hielt einigermaßen zusammen, aber nur, so lange er noch klein war; ward er groß, teilte er sich in zwei oder mehrere kleine Stämme, die unabhängig voneinander lebten"; und diese Erscheinung setzt er auf Rechnung des Individualismus, der sich besonders unter den Semiten geltend mache. Doch möchte ich gern wissen, wodurch sich seiner Natur nach der „nationale Zusammenhang" von dem Gefühl der Liebe und der Zusammengehörigkeit eines einzigen Stammes unterscheidet. Wenn der Individualismus — und keine äußere Ursache — schuld daran hat, daß der Zusammenhang zwischen den einzelnen israelitischen Stämmen ein lockerer war, wie kam es, daß trotzdem

[1] [Die semitischen Völker, Berlin 1872, S. 42.]

jeder Stamm für sich noch einigermaßen zusammenhielt? Denn wer in seinem Herzen das Bedürfnis und die Möglichkeit empfindet, seinen persönlichen Vorteil dem Gesamtwohl der Gemeinschaft, zu der er sich rechnet — und sei es auch ein kleiner, unansehnlicher Stamm — unterzuordnen, der hat ja eo ipso die Grenze des Individualismus überschritten und seine Fähigkeit bewiesen, einen „nationalen Zusammenhang" zu empfinden, wenn sich keine äußeren Hindernisse in den Weg stellen; und der Unterschied zwischen dem Gefühl, das der Franzose für seine Nation, und dem Gefühl, das der Montenegriner für seinen Stamm empfindet, dürfte nur in der Quantität seines Objekts, aber nicht in seiner ursprünglichen Beschaffenheit bestehen. Daher sehen wir auch zu allen Zeiten, daß die Stammesliebe sich allmählich zur Nationalliebe erweitert, sobald die Lebensbedingungen günstig sind. In sehr alter Zeit waren die Griechen in kleine Stämme zersplittert, die sich fortwährend gegenseitig bekämpften, und erst in späterer Zeit gelangten sie zum Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit. Im Mittelalter waren die italienischen Städte getrennt und miteinander verfeindet, und doch eigneten sich schließlich die Italiener ein starkes Nationalgefühl an. Und um ein Beispiel aus unserer eigenen Zeit anzuführen: wem ist es unbekannt, was die Deutschen vor wenigen Jahrzehnten waren? „Wir haben die Zeit noch in frischer Erinnerung", sagt ein berühmter deutscher Gelehrter, „wo man uns nicht ohne Grund den Vorwurf machen konnte, daß es keinem andern großen Kulturvolke jemals in dem Grade, wie dem unsrigen, an einem kräftigen und gesunden Nationalgefühl gefehlt habe."[1] Und was sehen wir jetzt bei ihnen? — Kurz und gut, wer die Behauptung aufstellt, daß das Nationalgefühl den Semiten im allgemeinen und dem jüdischen Volke im besonderen unzugänglich sei — ein Gefühl, von dem nach der Ansicht eines berühmten Naturforschers einige Spuren sich sogar bei den Tieren nachweisen lassen[2] — der ist verpflichtet, zwingendere Beweise zu erbringen.

[1] Ed. Zeller, Vorträge und Abhandlungen, II, S. 434.
[2] Du Bois-Reymond, Reden I, S. 309.

Bevor jedoch solche Beweise erbracht werden, „lassen wir unsere Hände nicht im praktischen Tun erschlaffen, drängen wir nicht die Zeit und das Ende, steigern wir die Liebe zu unserm Volke und die Sehnsucht nach unserm Vaterlande, dann wird uns der Gott Zions als Helfer erstehen."

13. Mai 1889.

Priester und Volk

In der Entwicklung der Bestrebungen der Zionsfreunde sowohl in Palästina als auch im Auslande sind im letzten Jahre große und wichtige Veränderungen zu verzeichnen. Noch können wir freilich nicht alle Folgen dieses Umschwungs für die Zukunft überblicken, aber das eine fühlen wir zuversichtlich, daß diese Folgen jedenfalls wertvoll sein müssen, und der Verlauf der Entwicklung läßt uns selbst daran glauben, daß das Glück uns günstig ist, die Umstände für uns arbeiten und uns geradeswegs zu unserem Ziele führen.

Und in der Tat sehen wir in diesem Jahre einerseits zum ersten Male vermögende Leute mit einem gewissen Kapital nach Palästina ziehen, um dort Felder und Weinberge zu erwerben und neue Kolonien auf sicherer Basis zu gründen, ohne Voreiligkeit und Überstürzung und ohne auf das Mitleid von Wohltätern zu rechnen; und andererseits haben in diesem Jahre auch die Vereinigungen der Zionsfreunde im Auslande durch Gründung der Gesellschaft zur Unterstützung von Ackerbauern und Handwerkern in Palästina mit Einwilligung der Regierung unseres Landes neue Bahnen beschritten. Zu den früheren Zionsfreunden, die, an Zahl gering, vereinzelt und zerstreut und zumeist besitzlose Geistesmenschen waren, sind jetzt neue Genossen zu Hunderten hinzugekommen, vermögende Handelsleute aus der Welt der Praxis. Und wer weiß, ob ihre Zahl nicht noch ungleich größer gewesen wäre, wenn nicht damit eine neue Gelegenheit zu „Ehrenstellen" und „Auszeichnungen" geschaffen worden wäre, die von selbst auch zu Verstimmungen und Neid bei

jenen führten, die sich nicht genügend geehrt glaubten... Und alle diese vielen Genossen, die in unserem ganzen weiten Vaterlande verstreut sind, sind nicht mehr wie einst in einzelne Vereine geschieden und können sich nicht mehr wie früher in jeder Stadt ein eigenes „Heiligtum" errichten; sie „können" es nicht, obgleich die Neigung dazu hie und da noch zutage tritt; aber eine starke Hand, der Zwang der Statuten dieser Gesellschaft, hält sie und einigt alle selbst gegen ihren Willen rings um ein Zentrum.

Vermögende Kolonisten einerseits und eine legalisierte Gesellschaft mit Tausenden von Mitgliedern andererseits — was Wunder, daß jetzt Siegesjubel in den Zelten der Zionsfreunde ertönt, daß jene unbemittelten „Geistesmenschen", die zuerst die Fahne erhoben und sie mit dem Reste ihrer Kraft so weit getragen haben, unbekümmert um Spott und Schmähung, die ihre Feinde von allen Seiten über sie ergossen, — daß sie jetzt mit machtstolzem Blick und dem Lorbeerkranz der Sieger auf dem Haupte vor das Publikum hintreten?

Aber der Sieg kann auch ein verderblicher Rausch sein, der zuweilen zu trägem Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren führt, und während sie mit verschränkten Armen und der Siegeskrone auf dem Haupte sich des Glanzes ihrer Größe freuen, kann Fäulnis die Frucht ihres Sieges ergreifen und alles vernichten, ohne daß sie es auch nur merken.

Anzeichen solcher Trunkenheit sehen wir, wie mir scheint, in der letzten Zeit auch unter den Zionsfreunden. Auch diese Sieger sind anscheinend bereit, die Waffen niederzulegen und auf ihren Lorbeeren auszuruhen in dem Bewußtsein, das Ihrige bereits getan zu haben. Jetzt, da der Kampf zu Ende sei, bedürfe unsere Sache nicht mehr der Kämpfer, sondern der Verwaltungsbeamten, die den Tribut von den Besiegten erheben sollen... Und so gehen sie nach und nach unter den Mitgliedern der „Gesellschaft" spurlos auf und der Name „Zionsfreund" in seiner neuen Anwendung in den Zeitschriften ist fast gleichbedeutend geworden mit „Mitglied der Unterstützungsgesellschaft", so daß der Millionär, wenn er von dem Gelde, das er zu allen Fenstern hinauswirft, neben-

bei auch 100 Rubel der Kasse unserer Gesellschaft zuwirft, in kurzer Zeit nicht nur gemäß einem Paragraphen der Statuten „Ehrenmitglied" der Gesellschaft, sondern sogar „Ehren-Zionsfreund" sein wird . . .

Unter solchen Umständen ist es nicht überflüssig, auf die Kehrseite der Medaille hinzuweisen und unseren Sieg auch von einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten. Vielleicht finden wir dann, daß die „Unterstützungsgesellschaft" den alten Zionsfreunden ein Feld zur Betätigung gelassen hat, und daß diese voreilig von ihrer Arbeit ausruhen, ehe sie noch beendet ist.

„Das Ziel der Gesellschaft" — so lehren uns die Statuten — „ist einzig: die werktätige Unterstützung jener in Syrien und Palästina wohnenden Juden, die sich von der Arbeit ihrer Hände und besonders vom Ackerbau ernähren." Das ist der Zweck der Gesellschaft, einen anderen Zweck hat sie nicht und kann sie gar nicht haben. Und um diesen ihren Zweck entsprechend zu erfüllen, um die Ansprüche aller Ackerbauern und Handwerker zu befriedigen, die auf Unterstützung angewiesen sind, braucht sie nur eines: Geld. Und darum bemüht sie sich mit Recht, die Zahl ihrer Mitglieder zu vergrößern und Spenden von jeder milden Hand anzunehmen. Es ist ihr gleich, wer und wozu er gibt, die Hauptsache ist — wieviel er gibt. Und gibt einer recht viel, so ist er nicht nur des Lobes, sondern auch der „Ehrenmitgliedschaft" wert. — Von diesem Gesichtspunkte aus hat die Gesellschaft auch recht, wenn sie bekannte Persönlichkeiten unseres Volkes zu veranlassen sucht, dem Volke die „Pflicht der Ansiedlung in Palästina" recht ans Herz zu legen, ohne sich weiter um die Form und Begründung ihrer Reden zu kümmern, ohne erst über den Geist, der in ihnen lebt, und den Grund ihrer Wirksamkeit Nachforschungen anzustellen; ist ja all dies für ihren Zweck belanglos. Sie verlangt nur, daß die Worte zu Herzen gehen, viele dadurch mitgerissen werden und die Spender sich mehren.

So nähert sich die Gesellschaft ihrem Ziele auf dem festgelegten Wege, den von jeher alle Wohltätigkeitsbestrebun-

gen in Israel und bei anderen Völkern einzuschlagen pflegen. Und jeder Pfennig, der in die Kasse kommt, ist ihr ein Schritt vorwärts. Aber inwiefern dadurch die „alten Zionsfreunde" ihr Ziel erreichen werden, d. h. wieviele Millionen die Gesellschaft nach und nach sammeln muß, damit sie auf dem Wege der Wohltätigkeit jene jüdische Kolonisation in Palästina gründe, die für unseren Zweck nötig ist, und wieviele Jahrhunderte bestenfalls verstreichen müssen, bis unsere Kopeken zu jenen großen Summen anwachsen —, mit diesen Fragen haben sich kürzlich zwei Schriftsteller in den Zeitungen beschäftigt und haben, wenn ich nicht irre, berechnet, daß die Millionen mehr als tausend und die Jahrhunderte vierzehn betragen müßten!

Mit ihren materiellen Erfolgen vermag die Gesellschaft mithin das Heil nicht zu bringen, und wären nicht jene armen Kolonien, die schon bestehen, und die wir unterstützen müssen, so dürfte man selbst daran zweifeln, ob die Methode der „Unterstützung" der Entwicklung der Sache förderlich sein kann... Es bleibt uns somit nur die moralische Seite im Bestande der Gesellschaft, von der wir auf den ersten Blick in der Tat glauben, daß sie geradeswegs zum Ziele führt. Denn mit dem Anwachsen der Mitgliederzahl der Gesellschaft wird dem Volke auch der Gedanke, um dessentwillen sie ins Leben gerufen wurde, wichtiger und heiliger werden, und damit wird (wie wir dies in diesem Jahre sahen) auch die Zahl der vermögenden Menschen wachsen, die nach Palästina ziehen und dort wohlhabende Kolonien gründen werden, die auf Unterstützung nicht angewiesen sind.

Vielleicht! Aber innerlich kann ich mich des Zweifels nicht erwehren, ob der „Kolonisationsgedanke", der nun zugleich mit der Gesellschaft immer größere Verbreitung findet, wirklich der „große Gedanke" jener „unbemittelten Geistesmenschen" ist, die ihn zuerst „Zionsliebe" nannten, obgleich dieser Name den Begriff nicht gut deckt... Wer Augen hat, sieht, daß es unter den neuen Mitgliedern viele gibt, die in unserer Gesellschaft nur ein notwendiges Übel sehen, eines der Heilmittel für unsere ökonomische Krankheit; und

die große Volksmenge sieht darin nur eine neue Gestalt einer uralten religiösen Bestrebung, die bisher in der Gestalt der „Chaluka" sich verkörperte und nun eine neue Form mit dem Namen „Unterstützung" erhalten hat. Diese Auffassung der Menge benützt die Gesellschaft zu ihrer eigenen Vergrößerung und mit Recht, da dies ihren Zweck fördert. Und wenn es ihr wirklich gelingen sollte, zu erreichen, daß mit der Zeit auch die „Pflicht der Unterstützung" dem Volke so ans Herz gewachsen sein wird wie heute die der Chaluka, daß die frommen Kreise sich daran beteiligen wie an allen anderen religiösen Pflichten, um sich einen Anteil am Jenseits zu sichern und die Wohltäter im Volke dafür wie für jede andere wohltätige Sache spenden, weil sie eben Wohltäter sind, — wenn wirklich die Gesellschaft irgendeinmal so weit kommen wird, so wird sie sich mit Recht ihrer Tätigkeit rühmen und dessen zufrieden sein können. Aber die „alten Zionsfreunde", die dann noch leben werden und die die Entstehung des Gedankens mit erlebt haben, werden auch sie zufrieden sein können? ...

Aber endlich ziehen ja auch vermögende Leute nach Palästina und gründen vor unseren Augen dort reiche Kolonien; was wollen wir also noch mehr?

Gottes Segen ihrem Tun! Was aber mich anlangt, so will ich meine Freude zügeln, um bei diesem prächtigen Schauspiel noch nicht zu applaudieren, bevor nicht einige Jahre vergangen sind und wir sehen können, was daraus wird. Nicht weil ich daran zweifle, ob die Arbeit des Landmannes in Palästina ihren Lohn findet, sondern weil mir nicht ohne Grund das Herz klopft, ob vielleicht unter denen, die dorthin ziehen — trotz ihrer Mitgliedschaft in der Gesellschaft —, wahre Zionsfreunde nicht in genügender Zahl vertreten sind, solche, die nicht aus privaten oder negativen Gründen nach Palästina ziehen, um sich dort anzusiedeln, sondern aus Liebe zur Sache selbst, und die darum auch die Kraft besitzen, für sie zu dulden und zu leiden. Denn mehr oder weniger dulden und ertragen müssen alle, die sich in Palästina ansiedeln, auch die Vermögenden, und vielleicht diese mehr als die an-

deren, weil alle jene Überflüssigkeiten des Luxus, deren Fehlen die Armen gar nicht merken, den Besitzenden durch die Gewohnheit zur zweiten Natur geworden sind und ihnen das Leben ohne sie nicht lebenswert erscheint. Und mag ihnen auch das Land seinen Ertrag immer reichlich spenden und sie in Ruhe und Ehren ihr Brot finden, wie aber könnte ihnen der europäische Luxus geboten werden, an den sie gewöhnt sind? Das veränderte Klima, die ungewohnten neuen Sitten, Unkenntnis der Sprache, die Entfernung von Verwandten und Freunden — das alles und dergleichen mehr ergibt gleichfalls eine stattliche Summe von Schmerz und Seelenpein; und was sollte jenen Männern die Kraft geben, die Leiden des Landes in Liebe zu ertragen, wenn die Liebe zum Lande selbst in ihren Herzen nicht stark genug ist? Wo sollen sie Trost für ihren Kummer finden, wenn sie tief in ihren Herzen nicht jenen großen Trost besitzen, daß ihr persönlicher Schmerz und ihr Leid ihrem ganzen Volke Heilung bringen? —

Freilich, jene privaten Gründe, die sie bewogen haben, im Lande ihrer Väter Zuflucht zu suchen — daß ihr Herz sich mit Abscheu abwendete von den Luftgeschäften des Handels, oder daß sie die Verachtung und Beschimpfung nicht mehr ertragen konnten und dergleichen mehr — diese Gründe bleiben in Kraft und Geltung, und wägt man alle Leiden des Landes gegen das Gute, das es ihnen dafür gibt, daß sie nun ihr Brot in Frieden essen, unbehelligt und ohne Furcht, so könnten sie darin genug Trost für sich finden. Derlei Gedanken leben im K o p f e, das H e r z aber fühlt und empfindet ohne Logik. Die neuen Nöte, und mögen sie auch gering sein, lassen die alten vergessen, auch wenn diese größer waren. Als unsere Ahnen in der Wüste Lust bekamen auf die Speisen, die sie gewohnt waren, da gedachten sie tiefbetrübt der Fische, die sie in Ägypten gegessen, der Zwiebeln und des Knoblauchs; an all das, dessen Fehlen ihnen g e r a d e d a m a l s fühlbar war, dachten sie, die harte Arbeit aber mit Lehm und Ziegeln hatten sie vergessen, weil sie sie nicht mehr fühlten. Wer daraus auf ihre niedrige Gesinnung oder ihren Unverstand schließen wollte, wäre im Irrtum: sie waren eben nur einfache Menschen wie wir,

und auch ihnen fehlte die „Zionsliebe"; d. h. die Liebe zu dem Lande, das sie in Besitz nehmen sollten, war in ihren Herzen noch nicht in dem Maße zu einem lebendig starken Gefühle geworden, um den Schmerz tilgen zu können, den ihnen die Entbehrung von Knoblauch und Zwiebeln verursachte.

Derselben Quelle entspringen auch alle die Zwistigkeiten zwischen den Kolonisten und den Verwaltern in den bereits bestehenden Kolonien in Palästina, die unter dem Protektorat des „bekannten Wohltäters" stehen. Wer hat recht und wer unrecht? Manche beschuldigen die Kolonisten und geben den Verwaltern recht, andere wieder umgekehrt. Die Wahrheit aber ist, daß sie beide recht haben. Der Philanthrop und seine Verwalter wägen in ihrem Verstande das Gewicht des großen Balkens — des Elends und der Mittellosigkeit —, den sie den Schultern der Kolonisten abgenommen, gegen das Scheit — die drückenden Bestimmungen —, das sie ihnen aufbürden, und glauben darum, die Kolonisten seien verpflichtet, alles ohne Murren geduldig zu ertragen und dem Philanthropen für seine großen Wohltaten noch Dank zu wissen. Sie aber, die Kolonisten, fühlen in ihren Herzen den Schmerz, den ihnen heute das Scheit verursacht, das schwere Gewicht des Balkens in der Vergangenheit aber nicht mehr ...

Und solche betrübende Erscheinungen — utinam falsus vates sim! — werden wir mit der Zeit auch in jenen Kolonien erblicken, die heute von vermögenden Leuten gegründet werden, die nicht aus Liebe, sondern aus negativen Ursachen nach Palästina kommen, um sich dort anzusiedeln. Die „Last des Balkens", die dort diese Erscheinungen geschaffen, wird auch hier Ähnliches bewirken, wenn in den Herzen nicht ein anderes, stärkeres Gefühl lebt, das nach der anderen Seite den Ausschlag gibt ...

So sieht unser großer Sieg in seiner wahren Gestalt aus, und das ist sein ganzer Ertrag. Wer darin alles findet, bezahle seinen Beitrag an die Gesellschaftskasse und gehe froh und zufrieden nach Hause. Die „alten Zionsfreunde" aber — können auch sie sich damit begnügen?

* * *

Gegen alle Parteien standen bis in die jüngste Zeit die Zionsfreunde im Kampfe. Jetzt hat freilich der äußere Streit sein Ende gefunden; Gott hat es gut mit ihnen gemeint, und so haben auch ihre Feinde mit ihnen Frieden geschlossen. Dennoch aber ist die Zeit nicht gekommen, wo sie auf ihren Lorbeeren ausruhen, gänzlich im übrigen Volke als Mitglieder der Gesellschaft aufgehen und von nun ab die ganze Sache ihrer natürlichen Entwicklung überlassen können. Noch lauert ein moralischer Hinterhalt im Innern, der vielleicht viel schwieriger zu überwinden ist als der äußere Feind, da er im Finstern wirkt und nicht jedes Auge ihn sieht. Nur der, dessen Blick in die Tiefe der Dinge dringt, wird klar sehen, daß die Zionsliebe, wenn sie auch heute den Lippen des Volkes ein vertrauter Begriff geworden ist, seinem Herzen doch noch recht fremd ist; denn nur äußere und zufällige Ursachen haben uns diese Machtstellung geschaffen, und andere äußere und zufällige Ursachen können alles wieder umstürzen...

Aber dieser Krieg gegen den inneren Feind ist ein Krieg im Frieden: nicht der Kraft von Helden bedarf es jetzt, sondern — der Arbeit von Priestern.

Kein neuer Gedanke, ob religiös, ethisch oder sozial, kann bestehen ohne eine Schar von „Priestern", die ihm ihr Leben weihen, mit ganzer Seele und ganzem Vermögen ihm dienen und unablässig auf der Hut sind, um ihn vor jeder Schädigung zu bewahren, und die, in der Stunde der Gefahr, als erste bereit sind, ihr Leben für ihn in die Schanze zu schlagen. Die neue Idee ist unbegangener Weg, und jeder solche Weg pflegt gefährlich zu sein. Nicht von der Masse des Volkes, das leben will, können wir mithin fordern, und nicht von ihm können wir erwarten, daß es mit Todesverachtung der Idee den Weg bahne. Dies ist Sache der Priester, die die ethische Kraft und den Mut dazu besitzen, und das Volk wird nachfolgen, wenn der Weg vor ihm bereits gebahnt und geebnet sein wird.

Eine solche Priesterschar — nennt sie nun Zionsfreunde oder wie es euch sonst gefällt — braucht auch die Zionsliebe

in Palästina und den anderen Ländern. Jene von ihnen, die die Möglichkeit haben, nach Palästina zu ziehen, sollen hingehen, sich dort ansiedeln und den anderen Einwanderern Wegweiser sein und Friedensboten. Von ihrem Geiste sollen sie den anderen mitteilen, indem sie ihnen ein Vorbild sind zur Arbeit, Geduld, Liebe und Einigkeit. Die aber, denen die Verhältnisse nicht gestatten, nach Palästina zu ziehen — auch ihnen bleibt in der Diaspora ein weites Arbeitsfeld: der Idee Seelen (nicht nur der Gesellschaft Mitglieder) zu werben, Herzen und Taten von all dem zu läutern, was uns seit jeher hinderlich im Wege steht, und vor allem — das heranwachsende Geschlecht im richtigen Geiste großzuziehen, daß es mehr als wir befähigt sei, an das große Werk heranzutreten. Und all dies nicht in lautem, lärmenden Treiben, nicht im Schlachtgeschrei, sondern in stillgelassener Bescheidenheit, wie die zu arbeiten pflegen, denen es um die S a c h e allein zu tun ist...

Ob unter all den Mitgliedern der Gesellschaft, den neuen wie den alten, auch nur einer von hundert sich findet, der des Namens „Zionsfreund" in diesem Sinne würdig ist — ich weiß es nicht. Aber daran glaube ich unbedingt, daß ohne solche Priester die Zionsliebe nicht hoffen kann, sich entsprechend zu entwickeln, trotz der klingenden Spenden der Philanthropen, trotz der schwungvollen Phrasen von Helden der Zunge und der Feder und trotz der Praktiker, die gute „Geschäfte" suchen und sie in Palästina zu finden glauben; alle diese sind nur die M a t e r i e zum Bau, totes Gebein, das nicht leben wird, ehe der Geist in sie kommt durch die „Männer des Geistes".

Wunden von Freundeshand

Als Jerusalem von den Römern belagert wurde, als draußen das Schwert und drinnen der Hunger wütete und die judäischen Jünglinge sich mit letzter Kraftanstrengung dem Feinde entgegenwarfen, befanden sich die greisen Gesetzeslehrer in Jabne, und fern vom Kampfgewühl studierten sie eifrig die Vorschriften über rituelle Reinheit und Unreinheit. Die jugendlichen Krieger blickten wohl voller Grimm auf diese Pharisäer, die sich von der Volkssache abseits hielten und sich mit dem „ewigen Leben" befaßten, während ihre Brüder dem Schwerte, dem Raube und der Gefangenschaft zum Opfer fielen. Doch wir wissen jetzt, daß diese Pharisäer im Rechte waren; daß die jüdischen Helden, die sich dem „zeitlichen Leben" geopfert, zwar den Heldentod erlitten und sich mit unsterblichem Ruhme bedeckt haben, daß aber nicht sie es waren, die durch ihren Kampf das jüdische Volk vor dem Untergang gerettet, sondern jene sanften Pharisäer, die mit ihrem Fernblick voraussahen, daß jede Hoffnung ihres Volkes, sich durch das „zeitliche Leben" emporzuarbeiten, gänzlich aussichtslos war, und die sich daher dem „ewigen Leben" zuwandten, um für die kommenden Generationen eine neue Welt zu bauen, in der sie inmitten der Völker leben konnten.

In unseren Tagen aber hat sich eine radikale Änderung vollzogen. Jetzt sind unsere Jünglinge mit dem „ewigen Leben" beschäftigt, während unsere Greise das „zeitliche Leben" gegen sie verteidigen. Ja die Begriffe selbst haben sich verschoben. Was damals „zeitliches Leben" war, ist jetzt „ewiges Leben" und umgekehrt ... Doch der größte Unterschied

gegen früher besteht darin, daß damals sowohl diese wie jene, sei es für das zeitliche oder das ewige Leben, zur Selbstaufopferung bereit waren, jetzt aber — jetzt befassen sich die einen mit dem „ewigen Leben", wenn sie nichts Besseres zu tun haben, während die anderen, die Anhänger des „zeitlichen Lebens", ihre Pflicht erfüllt zu haben glauben, wenn sie gegen die Anhänger des „ewigen Lebens" Lärm erheben und sie dafür verantwortlich machen, daß es keine Männer der Wohltätigkeit und der Barmherzigkeit mehr gibt, daß die „Fürsprecher"[1] nicht mehr tätig sind, daß die Literatur verkümmert ist und die „Fragen" in derselben aufgehört haben, und was dergleichen Vorwürfe mehr sind.

Argumente dieser Art haben wir erst kürzlich aus dem Munde eines geschätzten Schriftstellers vernommen, der sie aber, wie er uns versichert, nicht in seinem eigenen Namen erhebt. Sie seien ihm vielmehr von anderen privatim vorgetragen worden mit der Bitte, sie in der Öffentlichkeit vorzubringen; und er, der selbst ein überzeugter „Zionsfreund" ist, habe ihnen versprochen, sich dieser Mühe zu unterziehen und ihre Bitte zu erfüllen. Diese Tatsache ist für uns ein erfreuliches Zeichen; denn sie beweist uns, daß unsere Gegner sich scheuen, uns im offenen Kampf auf geradem Wege entgegenzutreten und daher Schleichwege benutzen und sich eines Echos bedienen müssen. Sie wissen, daß eine offene Feindschaft ihrerseits den Zweck verfehlen würde und wenden sich daher, wie einst Balak an Bileam, an einen unserer Anhänger mit der uralten Bitte: „Wohlan, fluche du für uns!"... Vielleicht daß wir ihnen durch „Wunden von Freundeshand" beikommen...

Doch selbst eine falsche Anschuldigung muß, wenn sie Glauben erwecken soll, sich auf vorhandene Tatsachen stützen, denen sie nur ihren Interessen gemäß eine neue Gestalt gibt.

[1] [Das deutsche Wort gibt den hebräischen Ausdruck שתדלן nur unvollkommen wieder. Derselbe entstammt dem Sprachgebrauch und Ideenkreis des Mittelalters und bezeichnet einen Mann, der vermöge seines Reichtums nahe Beziehungen zu den Behörden unterhält und diese Beziehungen zugunsten seiner verfolgten Glaubensgenossen zu verwerten sucht. Am nächsten kommt ihm vielleicht der Ausdruck „Hofjude".]

Die Anschuldigung aber, die unsere Gegner gegen uns erheben, ist so fadenscheinig, daß es genügt, wenn wir die Ereignisse der nahen Vergangenheit ganz allgemein in Erinnerung bringen, um festzustellen, daß es keine einzige Tatsache gibt, auf die sich jene Anschuldigung stützen könnte, um ihr auch nur ihren Interessen gemäß eine andere Gestalt zu geben.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Kampfes ums Dasein ist es, daß er selber jedem Lebewesen im Laufe seiner Entwicklung diejenigen Waffen liefert, die ihm zu seiner Existenz notwendig sind und seiner Stellung in der Welt entsprechen. Und wie er dem Ochsen Hörner, dem Vogel Flügel, der Biene den oft bewunderten Bauinstinkt gegeben hat, so verleiht er auch dem Menschen Vernunft und Einsicht und einem jeden Volke spezielle Anlagen, Eigenschaften und Lebensformen, entsprechend seiner Lage und seinem Verhältnis zu den übrigen Völkern. In derselben Weise erwarb sich auch unser Volk während seines langen Kampfes ums Dasein Anlagen, Eigenschaften und Lebensformen, die seiner Lage in den Ländern der Diaspora entsprechen und ihm gegen die Pfeile des Hasses und Neides, die jeden Augenblick sein Leben bedrohen, Schutz gewähren. Dies ist der Ursprung der grenzenlosen Geduld, der Solidarität der Gesamtheit, die neben der Streitsucht der Individuen besteht, aller jener vielen und vielfältigen Vereine, aller Wohltätigkeits- und Barmherzigkeitsinstitutionen von seiten der Gesamtheit und der Individuen, kurz jener ganzen starken Organisation von innen und aller jener Verteidigungsmittel, die man mit dem Namen „Fürsprechertätigkeit" bezeichnet, nach außen. Alle diese Erscheinungen, wegen deren Schattenseiten unsere Feinde uns schmähen, und auf deren Lichtseiten wir zu pochen pflegen, gereichen uns in Wirklichkeit weder zum Ruhme noch zur Schande. Denn sie sind von selbst entstanden, als eine notwendige Folge unserer Lebensbedingungen in fremden Ländern; und unsere Vorzüge nicht minder wie unsere Mängel haben wir lediglich von ihnen — diesen Lebensbedingungen — empfangen, als Waffen in dem Kampfe um unser elendes Dasein.

Da nun dies alles nur äußere Dinge sind, die durch die Lebensbedingungen als Schutzvorrichtung gegen die Verfolgungen in uns entstanden sind, beeilten wir uns, als sich die Lebensbedingungen in der neuesten Zeit geändert hatten und wir in unserer Kurzsichtigkeit glaubten, daß für uns die Zeit des ewigen Friedens angebrochen und daher jegliche Waffe überflüssig geworden sei, unsere ganze Rüstung als wertloses Gerümpel von uns zu werfen; wir beeilten uns, ohne abzuwarten, bis auch unsere Feinde ihre Schwerter in Pflugscharen umgeschmiedet haben würden ... So kamen uns in kurzer Zeit alle unsere von den Vätern überkommenen Tugenden abhanden; die Eintracht, die Wohltätigkeit, die Barmherzigkeit, die Ehrfurcht vor Eltern und Lehrern, die Anteilnahme an den Gesamtinteressen usw.; so kamen uns auch die Hilfsmittel der „Fürsprache" abhanden, deren sich unsere Väter bedient hatten, und wir blieben ohne Schutz und Schirm gegen künftige, unvorhergesehene Leiden. Anstatt dessen bescherte uns die moderne Zeit eine ganze Literatur von verschiedenen „Fragen", von denen unsere Väter sich nichts träumen ließen. Nicht etwa, daß alle diese Fragen wirklich im inneren und äußeren Leben des Volkes wurzelten und begründet waren, nicht etwa, daß die Zeit schon gekommen war, um für alle diese Fragen Lösungen zu suchen, oder daß man überhaupt imstande war, in unserer Literatur und mit unsern Hilfsmitteln Lösungen für sie zu finden; sondern wir sahen bei den andern Völkern, daß sie ihre Literatur mit „Lebensfragen" erfüllen und taten es ihnen nach, um nicht etwa in irgendeinem Punkte hinter ihnen zurückzustehen ...

Doch während wir so gemütlich dasaßen und — vor jedem feindlichen Angriff uns sicher wähnend — in diese Fragen und Lösungen, die wir selbst ausgetüftelt hatten, vertieft waren, brach plötzlich ein furchtbares Gewitter los, und ein Hagel von Steinen prasselte auf uns nieder ... Der Kampf begann zum zweiten Male, doch diesmal standen wir elend und hilflos da, entblößt von allem.

Jener Moment bedeutete eine so furchtbare Krisis für uns, wie sie vielleicht seit der Trennung des jüdischen Volkes von

seinem Lande nicht hereingebrochen war. Denn während der langen Zeit, da unser Volk in aller Herren Ländern umhergewandert war, war es stets auf den Tag des Unheils gefaßt gewesen, konnte es manchmal dem Unglück zuvorkommen, konnte es, wenn es nötig war, sich ducken und demütig dulden, wußte es sich Trost und Hoffnung zu verschaffen und in sich selbst eine verläßliche Stütze zu finden. Doch jetzt — jetzt stehen wir vor dem Nichts . . . Das Volk ist in verschiedene Parteien gespalten, die sich wegen jener „Fragen" in den Haaren liegen. Die Männer der Wohltätigkeit existieren nicht mehr, weil zusammen mit jenen „Fragen" sich auch der Materialismus in unsere Reihen eingeschlichen hat. Die Männer, die uneigennützig im Dienste der Gesamtheit standen, haben sich zurückgezogen, weil die Nützlichkeit solcher Männer gleichfalls zu einer „Frage" wurde: weil wir es für unwürdig hielten und als ein Zeichen von Knechtschaft und Unterwürfigkeit ansahen, zu denselben Mitteln zu greifen wie unsere Vorfahren, so daß schon der Name „Fürsprecher" zu einem Schimpfworte wurde, dessen bloße Erwähnung auf den Lippen der modernen Generation ein verächtliches Lächeln hervorruft, — dieser aufgeklärten Generation, die im Bewußtsein ihrer menschlichen Würde so stolz das Haupt erhebt . . . Und die Tröstungen und Hoffnungen der Väter? Sie galten ja in unseren Augen als Fragen, die schon lange keiner Lösung mehr bedürfen . . .

„Erkenne dich selbst!" — Diese uralte Lehre wird, wie die moralischen Ideen überhaupt, der großen Masse nur dann vollkommen verständlich und dringt ihr nur dann tief ins Herz, wenn das Leben selbst eingreift und sie ihr ohne Unterricht und Belehrung beibringt. Doch das Vorhandensein dieser Lehre zeigt uns, daß schon die Weisen des Altertums auf diese merkwürdige, oft zu beobachtende Erscheinung aufmerksam wurden, daß der Mensch sich selbst nicht kennt, obwohl er sich selber am nächsten steht. Wie oft kommt es vor, daß ein Mensch von ganzem Herzen überzeugt ist, daß er die und die Eigenschaften, die und die Anschauungen, Neigungen, Ansprüche und Forderungen an das Leben hat, daß er an diesem Glauben jahrelang festhält und dementsprechend sich seine

Ziele steckt, denen er mit aller Anspannung nachjagt, weil er sie für ein Erfordernis seiner Natur und Geistesrichtung hält. Da plötzlich, infolge eines wichtigen Ereignisses, vollzieht sich eine vollständige Umwälzung in seiner ganzen geistigen Veranlagung, und er wird mit einem Male inne, daß er die ganze Zeit hindurch in einem Irrtum befangen war, ohne sich selbst zu kennen: daß alle jene verschiedenen Ziele, von denen er glaubte, daß er ihre Notwendigkeit empfinde, in der Tat nur künstlich in ihm erzeugt, nur Nachäffung von anderen waren, ohne wirkliche Grundlage in seiner eigenen Seele, daß sich unter dieser Scheinwelt in den Tiefen seines Herzens eine andere Welt mit anderen Anschauungen, Empfindungen und Neigungen verbarg, die ihm gänzlich unbewußt geblieben war.

Etwas ganz Ähnliches ereignete sich damals, in der Stunde der Todesgefahr und der Verzweiflung, mit uns. Denn als wir uns nach allen Seiten wandten und überall vor uns einen tiefen Abgrund erblickten, als wir fühlten, wie die Erde unter unsern Füßen erzitterte, und wie uns jeder Stützpunkt entzogen wurde, da erwachte in uns plötzlich der Wille zum Leben in seiner ganzen Macht, wie es bei jedem Lebewesen in solcher Lage zu geschehen pflegt; und in einem Nu erkannten wir uns selbst. Wie Schuppen fiel es uns von den Augen, und wir sahen, daß wir bis dahin in einer Welt der Illusion und der Phantasie umhergeirrt waren, daß unsere Ansichten keine Ansichten und unsere Empfindungen keine Empfindungen waren, daß wir Zielen nachgejagt hatten, die mit unseren wahren Geistesanlagen gar nicht im Einklang standen, daß alle unsere Handlungen und Anstrengungen nichts weiter gewesen waren als bloße Taschenspielerei und Nachäfferei...

Seit jener Zeit — so klagt der Schriftsteller im Namen der „anderen" —, seit jener Zeit hörten die „Fragen" auf, und die Literatur büßte ihre Anziehungskraft ein; der literarische „Flitterkram" zerfiel in Stücke, der Esprit der Schriftsteller versiegte, und unser ganzes Geistesleben schrumpfte zusammen und konzentrierte sich innerhalb der vier Ellen „der palästinensischen Scholle"; und auf alle Fragen ertönt immer wieder dieselbe Antwort: „Seid Zionsfreunde!"

Ganz recht! Denn alle Fragen, die früher aufgeworfen wurden, sind jetzt keine Fragen für sich mehr, sondern stehen nur noch im Zusammenhang mit der einen Frage, mit der Frage unserer Existenz, und auf diese Frage antworten wir wirklich — denn eine andere Antwort gibt es nicht: „Seid Zionsfreunde!"

Die eigentliche Lebensfrage, die fundamentale Frage, von der jetzt unser Dasein abhängt, steht auf der Tagesordnung, und doch denkt unser Autor sehnsüchtig an die illusorischen Fragen zurück, mit denen wir früher unsere Zeit vertrödelt haben! Wohl ihm, daß seine Seele so groß ist; so groß, daß er zwei Gegensätze in sich vereinigt, ohne sich dessen bewußt zu sein. Denn während er einerseits sich nach den Fragen unserer Literatur in der vergangenen Generation zurücksehnt, erhebt er andererseits seine Klage über den Untergang der Wohltätigkeit und Barmherzigkeit, über den Verlust der „Fürsprache" und des Interesses an den Angelegenheiten der Gesamtheit und setzt auch dieses auf Konto der „Zionsliebe", ohne zu beachten, daß, wenn schon wirklich ein Sündenbock für alle Vergehen der Gesamtheit gefunden werden soll, niemand besser dafür geeignet ist als gerade diese Literatur der vergangenen Generation, die zwar viele Fragen aufwarf, aber keine einzige Antwort gab und durch diese ihre negativen Fragen und Zweifel in hohem Maße dazu beitrug, den Riß im Volke zu erweitern, das Band zwischen Vätern und Söhnen zu zerschneiden und in den Augen der neuen Generation die Errungenschaften ihres armseligen Volkes und den engen Kreis seiner Bedürfnisse verächtlich erscheinen zu lassen. Was sollen hier aber die Zionsfreunde? Sie erschienen auf der Bildfläche, als alles vorbei war: als unsere uralten Bollwerke unter dem Einfluß des trügerischen Friedens verschwunden und die von ihm wachgerufenen Illusionen ihrerseits durch den sich erneuernden Kampf bereits zerstört worden waren; als das jüdische Volk zwischen Scylla und Charybdis geraten war und in einem Meer von Not und Verzweiflung, ohne Aussicht auf Zuflucht und Rettung, zu versinken drohte; — erst nachdem all dies geschehen war, traten die „Zions-

freunde" auf den Plan, um die Schlafenden zu wecken und sie zum „ewigen Leben" aufzurufen ...

Ich will mit unserm Autor nicht darüber streiten, daß er irrtümlicherweise die „Zionsfreunde" nach Tausenden und Abertausenden zählt, während sie nirgends mehr als ein Häuflein bilden; auch darüber will ich nicht mit ihm streiten, daß er — wiederum irrtümlicherweise — die „Zionsfreunde" beschuldigt, sie hätten sich gänzlich vom „zeitlichen Leben" zurückgezogen, während jedermann weiß, daß sie fast bei jeder Wohltätigkeitssache die ersten sind; — ich will ihm diese unwesentlichen Irrtümer nachsehen. Doch kann ich ihm nicht den wesentlichen Irrtum verzeihen, daß er zwei verschiedene Begriffe miteinander verwechselt: die Liebe zum jüdischen Volke und die Liebe zu den Juden, die Interessen der Gesamtheit, die tatsächlich die Gesamtinteressen des ganzen Volkes sind, und die Interessen der Gesamtheit, die nur so genannt werden, weil sie die Interessen vieler einzelner Individuen, eines jeden für sich, bilden. Hätte er zwischen diesen Begriffen scharf genug unterschieden, dann wäre ihm klar geworden, daß die „Zionsfreunde", obwohl Verfechter der Gesamtinteressen, doch (gleich den übrigen Juden) nichts weiter als vereinzelte Individuen sind, sobald es sich um die Privatinteressen der Individuen der Gesamtheit handelt; sobald jene Leiden, die er als „zeitliches Leben" bezeichnet, in Betracht kommen. Diese Unterscheidung hätte ihn auch davon abgehalten, gegen uns den lächerlichen Einwand zu erheben, „daß nur einer unter Hundert nach Palästina übersiedeln wird, und daß 99 Prozent der Masse des jüdischen Volkes hier bleiben werden". Denn er hätte dann von selbst verstanden, daß wir gerade diesen „einen" unter den Hundert suchen, und daß wir nur in ihm die Antwort auf die Lebensfrage der Gesamtheit erblicken, nicht aber in jenen 99 Prozent „der Masse des jüdischen Volkes", d. h. in der Summe der vielen Privatmenschen, die hier zurückbleiben werden. Die Peripherie eines Kreises enthält eine ungeheure Menge von Punkten, doch nur der Punkt in der Mitte ist die „Seele", die ihnen allen Leben schenkt. Im Zeitalter des zweiten Tempels

war ein großer Teil „aus der Masse des jüdischen Volkes“ unter den verschiedensten Völkern zerstreut, und die Juden von Alexandrien standen in kultureller und wahrscheinlich auch in materieller Beziehung hoch über ihren Brüdern in Palästina, und doch ist die Geschichte dieser Diasporagemeinden nichts als ein Supplement zu der damaligen Geschichte der Juden in ihrem Lande, nur eine Randleiste, die das eigentliche Gemälde umrahmt.

Der geschätzte Verfasser weint bitterlich, und wir weinen mit ihm, über die Leiden von Tausenden von Juden, die im Kampfe um ihr individuelles Dasein zugrunde gehen; und wenn es wirklich, wie unser Autor uns versichert, in unserer Mitte Leute gibt, die diesen hungernden Proletariern zurufen: „Seid Zionsfreunde!“, so sind es Dummköpfe, und mit der Dummheit kämpfen bekanntlich Götter selbst vergebens. Im Gegenteil! Allen diesen Unglücklichen, die in ihrem Elend zugrunde gehen und sich hilfesuchend an die „Zionsliebe“ klammern, ihnen müssen wir zurufen: „Seid nicht Zionsfreunde!“ Denn die „Zionsliebe“ hat mit dem Elend des Einzelnen nichts zu schaffen. Ihnen rufen wir zu: „Weint, Unglückselige, über diese moderne Zeit, über die ‚Aufklärung‘ dieses zivilisierten Geschlechts mit seinen ‚Fragen‘, die uns die hervorragenden Tugenden unserer Väter, das Mitleid, die Liebe zur Wohltätigkeit und Barmherzigkeit, das Interesse für die Bedürfnisse des Ganzen und des Einzelnen aus dem Herzen gerissen — wir aber, eine winzige und arme Partei, wie sollten wir euch helfen können?“

Daneben gibt es aber in unserem Volke viele, deren persönliche Verhältnisse noch nicht so schlimm stehen, die zugleich eine innige Liebe zu ihrem Volke hegen und seine Fortdauer als Gesamtheit wünschen. Und wenn sie sehen, daß die Mauer unserer Einheit zusammenzubrechen droht, weil sie kein Fundament hat, weil die Religion nicht mehr die Macht besitzt, die Volksglieder zusammenzuhalten, und das Nationalgefühl immer mehr erschlafft und bald gänzlich zu erlöschen droht, daß unsere Söhne und Töchter sich dem Dienste fremder Völker weihen und sich einzeln auf Nimmerwiedersehen

aus unserem Lager stehlen —, wenn sie dies alles sehen, da fragen sie sich mit gebrochenem Herzen und schmerzerfüllter Seele: „Gibt es wirklich keinen Ausweg und kein Mittel mehr, die Abfallenden zurückzuhalten, die Getrennten zusammenzuschließen und unserem Volk die Seele wiederzugeben, die sich von seinem Körper trennen will? Gibt es denn wirklich kein Heilmittel mehr für uns, weil die Krankheit, an der wir leiden, Altersschwäche ist, und wird es bald durch den allmählichen Kräfteverfall mit uns zu Ende sein?“

Diesen, und nur diesen, antworten wir — und eine andere Antwort gibt es nicht: „Seid Zionsfreunde!“ . . .

17. November 1890.

Die Wahrheit aus Palästina

ERSTER AUFSATZ

Von meiner ersten Reise im Jahre 5651.

Nachdem Palästina und die Wiederbelebung unseres Volkes daselbst mir jahrelang ein Gegenstand des Sinnens und Trachtens gewesen, hatte ich nun endlich das Glück, den Gegenstand meiner Träume, jenes Wunderland, das die Herzen von vielen Tausenden aus allen Völkern und allen Ländern in seinem Banne hält, mit eigenen Augen zu schauen. Etwa drei Monate verbrachte ich im Lande, sah seine Ruinen — die Reste seines Lebens in der Vergangenheit —, schaute sein Elend in der Gegenwart, mein Hauptaugenmerk aber richtete ich auf die Zukunft, und auf allen meinen Wegen stand mir stets die eine Frage vor Augen: Welche Hoffnung besteht hier für uns für spätere Zeit? Ist das Land noch imstande, sich zu neuem Leben aufzuraffen, und ist das jüdische Volk imstande, es wieder zu beleben? — Hinsichtlich des Landes war die Antwort nicht schwer zu finden; es genügte, einige Tage darin umherzureisen, seine Berge und Täler, seine Felder und Gärten zu sehen, die trotz der Nachlässigkeit der Araber ihre Frucht geben, um zu wissen, daß seine Kraft ungebrochen und heute noch, wie einst, imstande ist, vielen tausenden seiner Söhne ein glückliches Dasein zu verbürgen, die dorthin zurückkehren, um es mit ganzer Kraft und fleißigen Händen zu bebauen. Nicht leicht war es dagegen, Antwort auf die Frage betreffs der Juden zu finden, ein Urteil über die tätigen Kräfte zu gewinnen, aus den Taten auf die Täter und den

Grad ihrer Fähigkeit zu schließen, uns ans erwünschte Ziel zu bringen.

Nunmehr habe ich das Land meiner Sehnsucht verlassen, gebrochenen Herzens und niedergeschlagenen Geistes. Nicht fessellos vermag mehr heute meine Phantasie sich wie einst in unbegrenzte Höhen emporzuschwingen, kein lieblicher Traum ist mir mehr das Land, seine Bewohner und alles, was darin geschieht, sondern greifbare Wahrheit, mit fest umgrenzter Form, zusammengesetzt aus bestimmten schönen und unschönen Erscheinungen, über die ich nicht hinwegsehen kann. Von dieser Wahrheit will ich hier einen kleinen Teil enthüllen — den häßlichsten; ich will hier nicht ein Preislied Zions singen, die Phantasie der Leser und ihr Fühlen durch liebliche Bilder entflammen — derlei Preislieder, die uns mit ihren lieblichen Weisen einschläfern, besitzen wir bereits im Überfluß —, meine Absicht ist es vielmehr im Gegenteil, meine Brüder in der Zionsliebe aus ihrem süßen Schlafe zu erwecken, ihnen auf Grund eigener Wahrnehmung die schlechten Seiten in der Entwicklung der „Bewegung" darzulegen, damit auch sie sich ein Urteil darüber bilden können, ob unsere gegenwärtige Tätigkeit dem uns erwünschten Zwecke entspricht, und ob wir nicht Grund haben, um die Zukunft der Sache besorgt zu sein, trotz der schönen Einzelerscheinungen, denen wir hie und da begegnen: auch ein einziger Irrtum vernichtet zuweilen viel Gutes, geschweige denn viele und wesentliche Irrtümer . . .

* * *

„Nach Palästina oder nach Amerika?" — Diese Frage, die seinerzeit eine ganze polemische Literatur hervorgerufen hat, regt sich in den letzten Jahren fast gar nicht mehr. Denn die Besten auf beiden Seiten haben sich im Laufe der Zeit genötigt gesehen, einander gegenseitige Zugeständnisse zu machen. Die Lobredner Palästinas gestehen ihren Gegnern zu, daß dieses heute nicht die ganze Masse unserer landflüchtigen Volksgenossen aufnehmen kann, besonders nicht die

Händler und Handwerker, die eine sofortige Verdienstmöglichkeit finden wollen und nicht abwarten können, bis nach allen Vorbereitungen für die Bestellung des Bodens dieser ihnen endlich den Ertrag ihrer Arbeit bietet. Und auch die andere Richtung mußte zugestehen, daß Amerika nicht geeignet ist, an einer Stelle eine große Masse Juden aufzunehmen, um sie bodenständig zu machen und auf diese Weise die Gründung eines jüdischen Zentrums zu ermöglichen. Die wahre Antwort ist mithin: sowohl nach Amerika als auch nach Palästina. Die ökonomische Seite der Judenfrage muß ihre Antwort in Amerika suchen; die ideale Seite dagegen, das Bedürfnis, durch Ansiedlung einer großen Masse unserer Brüder auf der Grundlage der Bodenkultur ein festes Zentrum zu schaffen, damit die Juden und auch ihre Feinde wissen, daß es einen Ort unter dem Himmel gibt, wo — mag er auch zu eng sein, um das ganze Volk aufzunehmen — doch auch der Jude wie andere Menschen frei sein Haupt erheben, im Schweiße seines Angesichtes der Erde sein Brot abringen und in nationalem Geiste sich selbst seine Lebensbedingungen schaffen kann, — dieses Bedürfnis kann, wenn überhaupt, nur in Palästina seine Erfüllung erhoffen.

Wenn mithin die Kolonisation Palästinas keine Antwort auf die Magenfrage jedes einzelnen, sondern auf die Lebensfrage der großen Gesamtheit ist, so folgt daraus: nach Amerika mag gehen wer will, auf eigene Kosten und Gefahr; die Ansiedlung in Palästina jedoch muß in den Händen des Volksganzen ruhen, und jeder einzelne Schritt darf erst nach reiflicher und sorgfältigster Überlegung und unter Aufsicht der Führer und Leiter des Volkes erfolgen, damit alle Taten dem einen Zweck entsprechen und nicht einzelne mit ihrem Sondervorgehen das Boot zum Scheitern bringen. Damit uns aber die unbedingte Notwendigkeit eines einheitlichen und geregelten Vorgehens noch deutlicher wird, müssen wir noch den gegenwärtigen Zustand des Landes mit Rücksicht auf unser Ziel und die Hindernisse auf unserem Wege ins Auge fassen.

Wir im Auslande pflegen zu glauben, daß Palästina heute fast ganz wüstes, unbebautes Ödland ist und jeder, der dort

Grund und Boden kaufen will, dies nach Herzenswunsch tun kann. Dem ist aber in Wirklichkeit nicht so. Es ist schwer, im ganzen Lande unbebauten Ackerboden zu finden; nur Sandstrecken oder steinige Berge, die bloß zu Baumkulturen geeignet sind, und auch das nur, nachdem sie in vieler Arbeit und mit großen Kosten gesäubert und hergerichtet worden sind, — nur diese sind unbestellt, weil es die Araber nicht lieben, sich heute für eine späte Zukunft anzustrengen. Darum hat man nicht zu jeder Zeit Gelegenheit, guten Boden käuflich zu erwerben. Nicht nur die Bauern sondern auch die Großgrundbesitzer verkaufen guten, fehlerlosen Boden nicht gern. Viele unserer Brüder, die zum Bodenkauf nach Palästina gekommen sind, weilen dort bereits mehrere Monate, haben das Land kreuz und quer durchzogen und noch nicht gefunden, was sie suchen.

Wir im Auslande pflegen zu glauben, daß die Araber alle Wilde seien, die auf tierischer Stufe stehen und für das, was um sie her vorgeht, keinen Blick haben. Das ist aber ein großer Irrtum. Der Araber besitzt wie alle Semiten einen scharfen Verstand und große Schlauheit. In allen Städten Syriens und Palästinas gibt es viele arabische Kaufleute, die es ebenso verstehen, die Menge auszubeuten und ihre Kunden zu hintergehen, wie das in Europa üblich ist. Die Araber und besonders die Städter durchschauen unsere Tätigkeit im Lande und deren Zweck, schweigen aber und lassen sich nichts anmerken, weil sie in unserem Tun vorläufig keine Gefahr für ihre Zukunft sehen. Sie bemühen sich nur, auch uns auszubeuten, die neuen Gäste nach Kräften auszunützen, um sich hinterher ins Fäustchen zu lachen. Die Bauern freuen sich, wenn in ihrer Mitte eine jüdische Kolonie errichtet wird, weil sie für ihre Arbeit guten Lohn erhalten und, wie die Erfahrung gezeigt hat, von Jahr zu Jahr reicher werden; und die Großgrundbesitzer ihrerseits freuen sich auch über uns, weil wir ihren steinigen und sandigen Grund so teuer bezahlen, wie sie sich's vorher nicht hätten träumen lassen. Wenn aber einmal die Zeit kommen wird, wo sich das Leben unseres Volkes in Palästina so weit entwickelt hat, daß sich die Landesbevölkerung mehr oder

weniger beengt fühlt, dann wird sie uns auch nicht leichthin ihren Platz räumen...

Wir im Auslande pflegen zu glauben, daß die türkische Regierung schwach und so verwahrlost ist, daß sie auf die Vorgänge in Palästina gar kein Auge hat und daß wir mit dem Backschisch dort alles durchsetzen können, zumal wenn uns die Gesandten Europas Schutz gewähren sollten. Aber auch darin befinden wir uns sehr im Irrtum. Das Backschisch ist zwar eine große Macht in der Türkei, der auch hohe Staatsbeamte nicht widerstehen können. Wir müssen aber bedenken, daß die hohen Beamten zugleich auch Patrioten und um ihre Religion und ihr Reich aufs eifersüchtigste besorgt sind und in Fragen, bei denen deren Ehre irgendwie im Spiele ist, ihre Pflicht redlich erfüllen; hier gilt dann keine Bestechung, und auch die Einmischung der Konsuln stiftet in solchen Angelegenheiten zuweilen Schaden statt Nutzen, wie mir aus zuverlässiger Quelle bekannt ist. Obendrein müssen wir noch bedenken, daß hie und da die Spuren der modernen Kultur im Lande sichtbar sind. Die Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem wird in kurzem fertig werden, und wie es heißt, hat die Regierung auch eine Konzession für den Bau einer anderen, wichtigeren Bahn von Haifa nach Damaskus erteilt. Der Pfiff der Lokomotive wird ohne Zweifel große Veränderungen in der Lage des Landes und seiner Bewohner herbeiführen und unsere Arbeit noch weiter erschweren... Und wenn wir das zu den allgemeinen natürlichen und moralischen Hindernissen hinzurechnen, denen notwendig jede Massenansiedlung in irgendeinem neuen Lande begegnen muß, zumal wenn damit eine Änderung der ganzen Lebensweise, die Verwandlung von Kaufleuten in Bauern, verbunden ist, — dann können wir, wenn wir es ernst meinen mit der Erreichung unseres Zieles im Lande unserer Väter, uns nicht mehr verhehlen, daß wir in einen schweren Kampf ausziehen, und daß ein solcher Kampf großer Rüstung bedarf: einer klaren, ins einzelne gehenden Kenntnis der Terrainbeschaffenheit des Kampfgebietes, einer einheitlichen und sicheren Methode, die alles Tun in der Zukunft von vornherein genau festlegt, guter Waffen — nicht

Schwert und Lanze, sondern unbeugsamer Wille und vollkommene Einigkeit — und vor allem anderen kundiger und geeigneter Führer, die der Masse vorangehen, die Zügel der Tätigkeit zusammenhalten und entsprechend den Erfordernissen des Zieles lenken sollen, und deren Weisungen niemand sich widersetzen darf. Nur unter solchen Bedingungen können wir hoffen, daß wir trotz aller Hindernisse unser Werk ausführen werden, weil dem geeinten Willen eines ganzen Volkes nichts widerstehen kann. Die Hauptsache, von der alles abhängt, ist mithin nicht, wieviel wir tun, sondern wie wir es tun. Und von diesem Punkte aus müssen wir den gegenwärtigen Stand unserer Sache in Palästina überschauen, wenn wir nicht uns selbst und auch das Volk, das an uns glaubt, täuschen wollen.

Wir im Ausland freuen uns, zu sehen, daß die Neigung, sich in Palästina anzusiedeln, in unserem Volke zusehends wächst. Diese Freude wäre nur unter zwei Bedingungen gerechtfertigt: wenn einerseits das Volk die wahre Sachlage kennte, wenn alle, die nach Palästina ziehen wollen, von vornherein sich über die Hindernisse klar wären, denen sie auf ihrem Wege begegnen werden, die schwere Arbeit, die sie zu leisten hätten, bis sie im Lande — nicht Schätze und Reichtum, sondern — Brot finden, und wenn sie gleichwohl hinziehen wollten. Wenn wir sodann dessen sicher wären, daß sie es sich ernstlich vorgenommen haben, das Joch der Arbeit auf sich zu nehmen, so daß wir hoffen dürften, daß die meisten von ihnen auch die Eignung besitzen, das, was sie auf sich genommen, auszuführen. — Andererseits aber, wenn bereits alle Vorbereitungen für diese Bewegung getroffen wären, wenn wir alle nötigen Kenntnisse für ein so großes Werk besäßen, wenn wir die Menschen hätten, die an der Spitze der Bewegung stehen und alle getrennten Elemente zu einem Ganzen vereinen könnten, und wenn diese Menschen dem Volke vorangingen, um ihm in all seinem Tun den richtigen Weg zu weisen, es vor Neid und Mißgunst, vor feindlichen Überfällen und gefährlichen Freunden zu beschützen...

Es genügt aber, nur kurze Zeit in Palästina zu weilen und

mit offenen Augen das dort Getane zu überschauen, um zu wissen, daß diese beiden Vorbedingungen noch vollständig fehlen.

* * *

In jeder Nation sind die Schriftsteller und Redner, die eine neue Bewegung anregen, ernst zu nehmende Männer, die Zeit und Maß der Dinge kennen und ihre Worte zu wählen wissen, um das Volk auf den richtigen Weg zu leiten. Auch unter uns würden, wäre die „Bewegung" wirklich vollkommen und allgemein, ihr sicherlich derlei Verfechter in Wort und Schrift erstehen, die ihren Weg im voraus zu berechnen und angemessene Vorsicht in ihren Äußerungen zu üben verstünden. Nun aber, wo in Wirklichkeit bei uns nur von einem Zucken einzelner losgerissener Glieder die Rede sein kann, gehen auch die Wortführer nach ihrem Gutdünken vor, ohne sich viel um die Folgen ihrer Worte zu kümmern. In ihrer übertriebenen Begeisterung glauben sie, der Kolonisation Palästinas durch erfundene Freudenbotschaften zu nützen. Sie fühlen, daß die große Menge von der Zionsliebe weit entfernt ist und die Wahrheit allein nicht hinreicht, ihr Herz zu gewinnen, und erlauben sich darum, der guten Sache wegen zu lügen, das Land und seine Fruchtbarkeit in Hyperbeln zu preisen, öffentlich verschiedene Briefe „von dort" zu publizieren, die von unreifen Burschen oder Phantasten oder selbst — horribile dictu — von Charlatanen verfaßt sind, die mit überlegter Absicht übertreiben. Als ob es nicht genug wäre, daß unser Land, wie alle anderen, allen, die dort redlich arbeiten, Brot gibt, nein, es müssen einem dort auch die gebratenen Tauben nur so in den Mund fliegen. Mit solchen Mitteln haben sie zwar vermocht, eine Liebe im Herzen vieler zu wecken, aber keine Liebe zu Zion und Israel, auch keine Liebe zu körperlicher Arbeit und dem Leben des Landmannes, sondern Liebe zu dem neuen „Geschäft" mit der Frucht des Weinstocks, das sich nach ihren Worten besser rentiert als Wucher und Ratenhandel. Eine Menge von Krämern und Maklern usw. haben auf Grund dieser Berichte sich ausgerechnet, daß die große Idee besser sei als alle ihre Geschäfte, weil sie einen reichen Gewinn ab-

wirft und dabei doch nur wenig Mühe erfordert. Und so ward unser heiliges Land ein neues Kalifornien, das die Blicke der nach leichtem „Erwerb" Suchenden und der „Schatzgräber" aller Art auf sich lenkt.

Aus dieser Quelle rühren alle die genauen Berechnungen her, auf Grund deren täglich allerlei neue Gruppen für Pflanzungen in Palästina gegründet wurden und werden. Wer unter den sogenannten Zionsfreunden weiß heute nicht die Rentabilitätsberechnung der Weinberge auswendig und den Ertrag, den sie liefern? Wer weiß nicht, daß soundsoviele Weinstöcke soundsoviel kosten, jeder Weinstock soundsoviel Trauben bringt, aus den Trauben Wein bereitet wird und dieser der Allerbeste vom Besten ist und zu hohen Preisen verkauft werden wird und daß das Endresultat soundsoviel (und das heißt recht viel) Prozent ergeben werde? Leute, die ihr Leben lang keinen Weinstock vor sich gesehen, sitzen und kommentieren die Auslassungen Sachverständiger im Weinbau, stellen detaillierte Voranschläge auf und garantieren große „Einnahmen", und das ganze Volk freut sich ob solcher Kunde, klatscht Bravo und sieht darin die „Spur des Messias". Und allerdings erinnert das irgendwie an die „Spuren des Messias", wenn auch in anderem Sinne . . .[1]

Ich weiß freilich, daß ich durch solche Worte allgemeine Empörung hervorrufen werde, halte es aber für meine heilige Pflicht, offen die Wahrheit zu sagen. Bis zum heutigen Tage haben wir noch keine Erfahrung, auf die gestützt wir wissen können, was von den neuen Weinbergen in Palästina zu erwarten ist. Alle Kolonien, alte und neue, folgen blindlings dem Vorgehen der Gärtner des Barons. Wenn man in Rischon l' Zion beginnt, Bardelo-Weinstöcke zu pflanzen, pflanzt das ganze Volk Bardelo, und wenn umgekehrt die Pflanzer in Rischon Malbec-Reben den Vorzug geben, sucht das ganze Volk mit einem Schlage eifrig nach Malbec, ohne zu bedenken, daß diese französischen Gäste, einer wie der andere, nur neue Experimente auf dem heiligen Boden darstellen, deren Ausgang noch unbekannt ist, und daß trotz der

[1] [B. Talm. Sota 49 b: „In den Spuren des Messias schreitet die Frechheit".]

Versicherung der französischen Spezialisten und trotz der in den Blättern veröffentlichten Lügen der Wein in Rischon l'Zion im letzten Jahre nicht gut geraten ist und auf die Märkte Europas nicht gelangen kann. Nach den Worten der Sachverständigen kann man dies freilich auf verschiedene zufällige Ursachen zurückführen und braucht noch nicht zu verzweifeln. Jedenfalls aber kann man höchstens von einer Hoffnung reden, und diese Hoffnung kann trügerisch sein, d. h. es ist möglich, daß der neue Wein auf den fremden Märkten keinen Preis erzielen kann, der im Verhältnis zu den Transport- und Zollspesen stünde, und daß er dann nur in beschränktem Maße im Inlande und den benachbarten Häfen abgesetzt werden könnte; und wenn unsere Brüder viele Millionen von Weinstöcken in kurzer Zeit anpflanzen werden, wohin soll man dann mit dem vielen Wein, und was kann sein Preis sein? Wenn die Reichen, die im Auslande wohnen und einen kleinen Teil ihres Vermögens in Weinpflanzungen in Palästina angelegt haben, dann nicht, wie sie berechnet, ihre 50 Prozent verdienen werden, so liegt nichts daran; der Mittelstand aber und die Armen, die ihr ganzes Vermögen in ihren kleinen Gärten investieren und sehnsüchtig jenen Glückstag erwarten, an dem sie jeder unter seinem Weinstock sitzen und sich am Klange des vielen Geldes weiden werden, das sie für ihren Wein eingenommen haben — wenn diese einen Rechenfehler begehen und der Ertrag des Weinberges nicht einmal hinreichen wird, um sie zu erhalten, was wird dann aus ihnen und aus der Besiedlung des Landes?

Diese Anschauung über die jetzt üblichen Weinpflanzungen und über die Gefahr, die die Kolonisation des Landes bedroht, wenn sie auf solchem Grunde aufgebaut wird, entspricht nicht nur meinem Urteil, sondern auch dem der meisten Urteilsfähigen in Palästina. Und die Empfindsamen fügen noch hinzu, daß es ein böses Omen für die Moral unseres Volkes wäre, wenn es unser Land ausschließlich der Erzeugung von Getränken widmete, den ganzen heiligen Boden in ein großes Feld der Trunkenheit wandeln wollte ... Und vielleicht ist auch in diesem „idealen" Argument ein Körnchen

Wahrheit. Aber wie dem auch sein mag, es ist nicht zu zweifeln, daß, wenn die Bewegung einer reinen Quelle entspränge und auf wirkliche Kenntnisse sich stützte, es ausgeschlossen wäre, daß sie eine solche Form annähme. Alle jene, die reich werden, aber nicht arbeiten wollen, hätten dann ihren Reichtum anderswo gesucht, und nach Palästina wären nur solche Juden gekommen, denen Palästina und die Arbeit darin an sich und nicht wegen der großen Ertragsmöglichkeit lieb wäre; Männer, die des Lebens in Verachtung und seelischer Halbheit ehrlich überdrüssig sind und mit dem festen Entschluß nach Palästina kommen, alle ihre häßlichen Eigenschaften, die Folgen des Handels, abzustreifen und sich mit ganzem Herzen körperlicher Arbeit und seelischer Ruhe zu widmen. Solche Männer würden sich selbst nicht der Gefahr aussetzen, ihre und des Landes Zukunft auf irgendeiner noch nicht genügend erprobten Vermutung aufzubauen, und würden vielmehr vorziehen, sich Getreidefelder zu kaufen und im Schweiße ihres Angesichtes dem Boden Brot abzuringen, wobei sie noch immer nach und nach, nicht durch fremde Hände und ohne große Kosten, in ihrer Mußezeit auch Weinberge pflanzen könnten. Und wenn im Laufe der Zeit der Wein reichen Ertrag abwürfe, so wäre das freilich gut, wenn aber nicht, so würden sie sich mit wenigem zufrieden geben und ihr Brot in Zufriedenheit genießen. Anders jetzt, wo die Meisten eben nur auf Grund jener Berechnungen nach Palästina kommen, die ihnen für wenig Arbeit (oder nur für die Beaufsichtigung fremder Arbeit) reiche Einkünfte verheißen, und nur darum sich entschlossen haben, im Lande ihrer Väter sich anzusiedeln, — jetzt finden sie nicht ihre „Rechnung" dabei, sich mit einfacher Bodenarbeit zu befassen, die nur wenig einträgt, und darum macht die ganze Kolonisationstätigkeit etwa den Eindruck einer Börsenspekulation unter dem Wahlspruch: Reichtum oder Tod!

* * *

Daß das jüdische Volk „ein kluges und weises Volk" ist, wenn es will, läßt sich nicht leugnen, aber eine Eigenschaft ist bei ihm stärker als bei den anderen Völkern ausgeprägt und

drängt seine Klugheit in den Hintergrund, — das ist die Eigenschaft der Nachahmungssucht. Man spreche zu den Juden früh und abends über Notwendigkeit und Nutzen einer Sache, beweise all das mit den unwiderleglichsten Argumenten der Welt — umsonst! Einer in der Stadt nur wird darauf hören, die Menge aber wird sich nicht vom Flecke rühren. Wird aber nur wer immer aufstehen und die Sache tun, und sei es auch in unzweckmäßiger Weise und ohne feste Grundlage, sogleich findet er viele Schüler, die in seinen Wegen wandeln und blindlings seine Taten nachahmen. Aus dieser schlechten Eigenschaft entspränge ein großer Nutzen für unsere Sache, wenn unsere Arbeit wirklich eine Volkssache wäre, an deren Spitze große und sachverständige Männer stünden; denn dann wären die ersten Schritte zweckmäßig erfolgt, und das Volk würde diese nachahmen und viele Schritte in derselben Richtung tun. Nach der gegenwärtigen Sachlage aber, wo all unserem Tun Methode, Ordnung und Einheit fehlt, wo jeder Mann des Geistes[1] (und bisweilen auch buchstäblich Wahnsinnige) sich selbst für einen kleinen Messias hält und sich an die Spitze drängt, um Israel zu erlösen, — nun ist der Schaden unberechenbar, der sich aus dieser Eigenschaft ergibt. Es braucht nur irgendjemand in seiner Stadt einen Verein zu gründen, und sei es auch auf schwankender Grundlage und auf Grund windiger Berechnungen, sogleich folgen viele seinem Beispiel, und derlei Vereine, fast genaue Kopien des ersten, entstehen in kurzer Zeit in vielen anderen Städten, ohne weiteres Nachforschen, ob der Sache etwas Greifbares zugrunde liegt, ohne Tatsachen der Erfahrung zum Urteil heranzuziehen und ohne zu bedenken, daß nicht alles, was an einem Orte möglich ist, es auch an den anderen sein muß; und daß nicht alles, was einem Bunde auserlesener Männer und wahrer Zionsfreunde ziemt, die einander in ihren Charakteren und ihren Meinungen nahestehen, auch jeder Zusammenrottung zusammengewürfelter Leute ziemt ...

In jüngster Zeit hat man in den Kolonien des Barons begonnen, sich für die Zucht der Seidenraupe zu interessieren.

[1] [Anspielung auf Hos. 9, 7: „Wahnsinnig ist der Mann des Geistes".]

In Rischon l' Zion und Sichron Jakob stellt man jetzt diesbezügliche Versuche an, die aussichtsreich verlaufen. Aber noch sind diese Versuche nicht abgeschlossen, noch kennt auch der sie leitende Beamte (wie er mir selbst sagte) den Ausgang der Sache im einzelnen nicht, und schon gibt es in Palästina schwärmerische Rechenkünstler, die sich selbst einen privaten Voranschlag für die Gründung eines neuen „Bundes der Tausend" zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen und zur Seidenkultur errechnet haben! Der genannte Beamte traute seinen Augen kaum, als er diese Rechnung erblickte. Trotz seiner Warnung wird es mich aber gar nicht wundern, wenn ich demnächst in den Blättern die Freudenbotschaft zu lesen bekomme, daß in irgendeiner Stadt zu guter Stunde eine solche Gesellschaft gegründet worden sei und mit Gottes Hilfe sich erfolgreich entwickle, und dann wird es nicht lange dauern, bis diese eine Gesellschaft die Entstehung von noch zehn anderen gleichen Charakters veranlassen und statt des Weingeschäfts Maulbeerbaum und Seide das Tagesgespräch von Alt und Jung bilden wird...

Und was liegt daran? — pflegen unsere Vereinsvorstände zu sagen. Nach unseren Statuten ist es ja einem Mitgliede so lange verboten, sich in Palästina anzusiedeln, solange nicht alles für ihn fix und fertig vorbereitet ist, und wenn wir bis dahin sehen werden, daß unsere Rechnungen falsch sind, werden wir den Armen eben nicht gestatten, hinzuziehen. Immerhin aber wird durch eine solche Tätigkeit doch ein großer Strich Boden aus arabischen in jüdische Hände gelangen.

Diese Entgegnung enthält indes viele Irrtümer. Erstens werden die Armen, die ihre Hausgeräte verpfänden, um (wie dies wirklich geschehen ist) irgendeiner Gesellschaft sich anzuschließen, den schönen Traum nicht leicht vergessen, mit dem sie so lange Zeit gespielt haben; und wenn dann auch die Gründer laut rufen werden, daß sie sich in der Rechnung geirrt hätten und die Armen es nicht wagen sollten, nach Palästina zu ziehen, — ihr Rufen wird ungehört verhallen wie heute die Warnungen des Odessaer Komitees, und Palästina wird um Tausende neue Arme bereichert werden, die auf Unter-

stützung angewiesen sind oder Hungers sterben müssen. Zweitens liegen handgreifliche Beweise dafür vor, daß trotz der erwähnten Bestimmung ein großer Teil der Mitglieder sich doch vor der Zeit in Palästina ansiedeln wird, denn nach der wirtschaftlichen Lage in den übrigen Ländern fehlt es vielen einfach am täglichen Brot, und wenn solche Menschen, die ihre Lage ohnedies zwingt, zum Wanderstab zu greifen, irgendeinen Anteil an einem solchen Verein haben, so werden sie sich nicht erst ein provisorisches Heim an irgendeinem anderen Ort suchen, bis sie das Recht haben werden, sich in Palästina anzusiedeln. Und wirklich trafen schon während meines Aufenthaltes in Palästina dort Briefe von Mitgliedern der Gesellschaften ein, die ein Hintertürchen suchen, um die erwähnte Bestimmung zu umgehen. Drittens werden auch die begüterten Mitglieder solcher Gesellschaften nicht alle durch ihre Ansiedlung dem Lande Segen bringen, denn bekanntlich nehmen es die Gründer jener Vereine mit ihren Mitgliedern in allem, was ihre sittlichen Eigenschaften und ihre Befähigung zu körperlicher Arbeit anlangt, nicht allzu genau, wenn sie nur ihren finanziellen Beitrag pünktlich einzahlen. Und in einer so heikeln und komplizierten Angelegenheit läßt es sich gar nicht voraussehen, welche Verwirrung solche minderwertige Menschen mit sich bringen können, auch wenn in der ersten Zeit die Magenfrage bei ihnen keine Rolle spielt.

* * *

Obendrein wird aber auch der Vorteil der einzigen guten Seite, die sich bei aller dieser Tätigkeit findet, — des Bodenkaufs — heute infolge des Mangels an Einheit und Ordnung durch einen Nachteil aufgehoben. Der Handel mit Grund und Boden in Palästina ist heute ein Bild häßlichster Schmutzkonkurrenz. Alles, was sich in irgendeiner Stadt des „Ansiedlungsrayons" zwischen den kleinen Krämern und Maklern abspielt, ist purste Redlichkeit und Anständigkeit gegenüber dem, was jetzt in Palästina geschieht. Als ich vor drei Monaten dorthin kam, gab es nur zwei Gesellschaften von Spekulanten

(die den Grund im Großen kauften, um ihn zu parzellieren); und schon damals sahen wir voraus, daß die Spekulation der Siedlung schweren Schaden bringen werde. Das ist nun Wirklichkeit geworden! In kurzer Zeit haben sich die Spekulanten in erschreckender Weise vermehrt, und als ich das Land verließ, wußte ich dort schon von sechs Gesellschaften dieser Art, und ohne Zweifel werden sie sich noch weiter vermehren — das große Lager von kleinen Agenten und Faktoren nicht mitgerechnet, unter ihnen Schneider und Schuster, die diesem „Handel" zuliebe ihr Handwerk im Stich gelassen, und verschiedene Betrüger unter den Neuangekommenen, von denen zu unserer Schande einige auch sich selbst Grund und Boden gekauft haben und sich als „künftige Kolonisten" ausgeben. Und alle diese bemühen sich um die Wette, in gegenseitiger Konkurrenz ihren Nebenmenschen auf Schritt und Tritt zu schaden. Und welcher Mittel bedienen sie sich! Jede Schandtat, jede niedrige Hinterlist ist ihnen dabei recht: sie erhalten gegen Bestechung Briefe und Telegramme anderer, unterhalten Spitzel, die überall im Geheimen herumschnüffeln, um über das Treiben ihrer Gegner und die Absichten der Käufer im Klaren zu sein, und obendrein treiben sie den Preis des Bodens in furchtbarer Weise in die Höhe und bringen so den grundbesitzenden Araber auf kluge Gedanken... Als ich in das Land kam, beklagten sich einige unserer Besten dort, daß Gelegenheit gegeben sei, ausgedehnten Grund zu kaufen, der mehr als 100000 Dunam guten Ackerboden umfasse, daß aber der Verkäufer den Preis auf 20 Frcs. pro Dunam festgesetzt habe. „Es ist aber unerlaubt, einen so ungeheuerlichen Preis zu bezahlen, da es die anderen Verkäufer erfahren und wir damit für die Zukunft einen bösen Präzedenzfall schaffen würden." Noch keine drei Monate waren vergangen, da kaufte einer der Spekulanten jenen Grund um den „ungeheuern" Preis von 20 Frcs. per Dunam, und bevor er noch seinen Kaufbrief in der Hand hatte, kam ein anderer und überbot den Preis bis zu 27 Frcs.; und als der Grundbesitzer das sah, beschloß er, seinen Grund noch nicht zu verkaufen, da er hofft, daß der Wahnsinn der Käu-

fer noch viel weiter gehen werde. — Ein anderer Fall: Einer der Bevollmächtigten der Gesellschaften bemüht sich schon länger als ein Jahr, ein Stück Land zu erwerben, hat mehrmals schon gekauft, aber jedesmal kommen die Spekulanten dazwischen und machen den Kauf durch ihre vielen Intriguen zunichte. Als ich das Land verließ, kaufte er noch einmal ein Grundstück, das er teuer genug mit 23 Frcs. per Dunam bezahlte. Schon glaubte er, endlich gefunden zu haben, was er gesucht, als plötzlich der Eigentümer des Bodens zurücktrat, weil sich Käufer gefunden hätten, die ihm das Doppelte bezahlen! Selbstverständlich ist noch niemand so verrückt gewesen, in Wirklichkeit an 50 Frcs. für den Dunam zu bezahlen. Die Absicht der Mehrbietenden war also einzig die, zu schaden.

Von dergleichen Vorfällen hört man jetzt in Palästina alltäglich. Man hat sich bereits daran gewöhnt und staunt nicht mehr darüber. Auch die eingeborenen Nichtjuden haben bereits begonnen, sich in Angelegenheiten unserer „großen Idee" hineinzumischen, auch unter ihnen sind uns bereits „Wohltäter" erstanden, die sich mit der Kolonisation Palästinas befassen ... Und warum nicht? Worin stehen sie hinter den jüdischen Spekulanten zurück, die doch auch ihrerseits in der großen Sache nur ein Mittel sehen, sich am Blute ihrer Brüder zu bereichern? Ich kann beeiden, daß ich einen von ihnen rund heraussagen hörte: „Ich bin nur ein Handelsmann, und was aus meiner Ware und ihren Käufern wird, geht mich gar nichts an. Haben sie mit ihrer Tätigkeit keinen Erfolg, sollen sie hingehen, woher sie gekommen sind, oder meinetwegen mögen sie auch zugrundegehen, was gehen sie mich an?" — Und mit eigenen Augen sah ich den Brief eines jüdischen Maklers, in dem er die Stirn hatte, seinem Kumpan mitzuteilen, wie es ihm gelungen sei, die Vertrauensmänner einer der Gesellschaften, die sich auf ihn verlassen hatten, zu hintergehen, und wie er ihnen, statt beim Ankauf eines Grundstückes, das ihnen gefallen hatte, an die Hand zu gehen, Hindernisse in den Weg legte, ohne daß sie es wußten: „Und das Stück Land wird uns zufallen und mit Gottes Hilfe werden wir viel verdienen ..."

Und in der Hand solcher Menschen liegt heute das Schicksal der Kolonisation! Auch der erhabenste Gedanke kann alle anständigen Menschen abstoßen, wenn solche Hände sich mit ihm befassen.

Selbstverständlich ist all das nur die Folge der Zersplitterung und der zerstreuten Sondertätigkeit der einzelnen Gesellschaften und wäre bei einer einheitlichen Arbeit, die von einer Zentrale planmäßig geleitet wird, ganz unmöglich. Wären die Käufer nicht viele Private und Beauftragte von Vereinen, die alle nur für sich selbst und für ihren Verein sorgen, so würden auch die Vermittler nicht in solcher Menge aus dem Boden schießen, und darum können wir mit Recht sagen, daß an alledem nur die Unordnung und Übereiltheit unseres Tuns schuld trägt: Gelegenheit macht Diebe.

In den Straßen Jaffas ist es ein gewohnter Anblick, daß Leute paarweise miteinander gehen und flüstern und alle Augenblicke einen ängstlich mißtrauischen Blick nach allen Seiten werfen, ob nicht, Gott behüte, ein anderes Paar irgendein Wort aufgeschnappt habe. Zuweilen verschwinden einige von ihnen plötzlich und sind eine Zeitlang in den Straßen der Stadt nicht zu sehen, woraus alles erkennt, daß sie sicherlich insgeheim irgendwohin gegangen sind, um die „Ware" zu beschauen. Später kommen diese zurück und andere verschwinden, alles in strengstem Geheimnis, weil jeder fürchtet, daß ihm ein anderer zuvorkommen könnte. Diese Leute sind die „Käufer", teils „Privatmenschen", die nur für sich Boden kaufen wollen, und teils „Delegierte", Abgesandte der verschiedenen Vereine, Vertreter der Zionsfreunde in A., Sendlinge der „Zionsverehrer" in B. und so fort, alles nur in Zions Namen; und trotzdem gehen sie, statt einander zu helfen, gemeinsam über alles zu beraten und in geeinter Arbeit auf das Ziel hinzustreben, jeder seinen eigenen Weg, und nicht nur die Privaten, sondern auch die Delegierten benehmen sich gegeneinander so, als ob einer die geschäftliche Existenz des anderen untergraben und hart neben dem Unternehmen des anderen ein Konkurrenzunternehmen errichten wollte. Und diese Freunde und Verehrer,

die Abgesandten unseres jüdischen Volkes, vergessen ganz den Geist, der sie insgesamt hierhergeführt; sie vergessen, daß, abgesehen von den Einzelwünschen der Mitglieder ihres Vereines, es noch ein gemeinsames Ziel gibt, ohne das all ihr Tun und Treiben eitel ist, ein Ziel, das keinen Unterschied kennt zwischen den Mitgliedern dieses oder jenes Vereins, wenn sie nur wacker und befähigt sind, den heiligen Boden zu bestellen und einen Grundstein für den Bau des Hauses Israel zu bilden. Hätten sie das nicht vergessen, würde jeder Verein nicht nur auf seine eigenen Interessen bedacht sein, ohne sich um die Erfordernisse der gemeinsamen Sache zu kümmern, dann würden unsere Brüder, die sich sonst in Handel und Konkurrenz gründlich auskennen, es selbst verstehen, daß die große Zahl derer, die nach Palästina kommen, um Boden zu kaufen, uns nur beträchtlichen Schaden bringt; sie würden sich bemühen, ein Mittel zu finden, um in Palästina eine Zentrale zu schaffen, an die sich alle aus der Ferne wenden können, und alle die geehrten Delegierten könnten dann ruhig zuhause sitzen, und kein Außenstehender würde die Zahl der Käufer und ihren Bedarf an Boden kennen.

Und wenn wir uns in unseren Gedanken diese Käufer einerseits, andererseits die auf Neuigkeiten lauernden Journalisten und endlich die „Idealisten" schlechthin vorstellen, die ohne jede rechte Arbeit in den Straßen Jaffas umherspazieren, — können wir uns einen kleinen Begriff von dem lärmenden Durcheinander, dem lauten Echo machen, das heute alle Vorgänge in Palästina begleitet. Jeden Quadratmeter, den unsere Brüder kaufen oder nur zu kaufen beabsichtigen, hängt man sogleich im Worte wie in den Blättern an die große Glocke, bei jedem kleinsten Vorfall in Jaffa gerät die ganze Stadt in Aufregung, und alles, die Fremden wie die Einheimischen, vom Delegierten bis zum letzten Arbeiter, Jung und Alt, kennt den ganzen Verlauf der Sache bis auf den Grund und hält es für seine Pflicht, seine Ansicht zu äußern und überall auf Straßen und Plätzen zu diskutieren. Kurzsichtige Literaten spionieren allen Ankömmlingen nach, zählen ihre Schritte, um öffentlich die Kunde verbreiten zu können, daß

der und der gekommen sei und jener andere kommen werde, der gekauft habe, jener kaufe und jener Dritte zu kaufen beabsichtige usw., ohne soviel Einsicht zu besitzen, um die bitteren Folgen eines solchen Vorgehens vorauszusehen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß auch darin wie in allen Nachrichten, die aus Palästina kommen, ein gut Stück Lüge und Übertreibung steckt (wie dies unlängst jenem Abgesandten widerfuhr, der schon drei Monate in Palästina weilt, ohne daß es ihm gelungen wäre, Boden zu kaufen und von dem dann plötzlich in den Zeitungen die Nachricht gemeldet wurde, daß er bereits eine Kolonie gegründet habe, mit Gottes Hilfe gute Fortschritte mache und auch mit seiner arabischen Nachbarschaft in Frieden lebe); aber auch die Verbreitung der Wahrheit bringt großen Schaden. Einerseits hören die Besitzer von Grund und Boden (es fehlt auch nicht an Männern unter uns, die ihnen die Kunde zutragen), daß Juden in großer Menge kommen, um Boden zu erwerben, und darum steigt sein Preis von Tag zu Tag; andererseits machen wir die Regierung und die Landesbevölkerung auf uns und unsere Tätigkeit aufmerksam, und bevor wir noch etwas Greifbares geschaffen haben, bemühen wir uns gleichsam absichtlich, die Mißgunst anderer gegen uns zu erwecken... Und drittens, und das ist vielleicht das Schlimmste, hören unsere Brüder in der Diaspora, daß viele aus dem Volke ins Land ziehen, und die Nachahmungssucht bewegt auch solche Leute dazu, hinzuziehen, die dafür nicht geeignet sind, deren Einwanderung für sie und für das Land von Schaden ist, da sie die Verwirrung dort nur noch vergrößern.

Bei solcher Sachlage soll es uns nicht weiter wundernehmen, wenn es bald unmöglich sein wird, in Palästina käuflichen Boden zu finden, wenn die türkische Regierung noch einmal beginnt, uns Hindernisse in den Weg zu legen, wenn das häßliche Treiben bei den Besten unseres Volkes Abscheu erweckt und statt der „großen" Bewegung dann nur eine furchtbare Reaktion kommen wird ...

Am Ufer des Tiberiassees gibt es eine kleine deutsche Kolonie, in der wir eingekehrt waren, um auszuruhen, als ich und

meine Gefährten von Rosch Pinah nach Tiberias zogen. Als ich den Verwalter ins Gespräch zog, erfuhr ich, daß die Franziskaner unlängst einen großen Landstrich gekauft hatten, der sich von jener Kolonie bis zum Jordan erstreckte. Der Platz liegt mitten auf dem Wege von Tiberias nach Saffed in der Nähe unserer nördlichen Kolonien, dort, wo wir fortwährend hin- und herziehen und nach käuflichem Boden suchen, und dennoch ist von dem Kaufe keinem von uns etwas bekannt geworden. Ich dachte an die bei uns übliche Methode und sagte mir: „Wohl denen, die wenig sprechen und viel tun, und deren Handlungen von Vernunft und Ordnung bestimmt werden!"

* * *

Von Unverstand und Unordnung in all unserem Tun zeugt auch noch eine andere Erscheinung, die mir, wenn ich von ihr spreche, die Schamröte ins Gesicht treibt. Nach zehnjähriger Arbeit und Abfassung von Tausenden Artikeln und Reisen soundsovieler gebildeter Touristen sind wir auch heute noch ganz unwissend in allen Fragen, die die Kolonisation des Landes betreffen, und selbst in elementaren Dingen, deren Kenntnis unerläßlich ist. Es gibt fast keine Frage des Ackerbaus und der Baumkultur, über die wir nicht verschiedene und einander widersprechende Antworten hören können. Man frage z. B. die Kolonisten: Wie viele Weinstöcke soll man auf einem Dunam Boden pflanzen? Und man wird Antworten zu hören bekommen, die mit 400 beginnen und auf 225 hinuntersteigen; und so ist es auch in anderen Fragen. Und wie steht es mit den Fragen des Getreidebaues und der Pflanzung verschiedener Fruchtbäume, wo alles nur auf Grund von Hörensagen geschieht und zuweilen irgendein vereinzelter Zufall, ein Wort, das irgendeinem der „Fachmänner" entschlüpft ist, zur Basis gemacht wird, auf der einer dem anderen folgend weiterbaut, um es jedem, der da fragt, als eine feststehende Tatsache mitzuteilen, die sich auf experimentelle Erfahrung stützen kann? — Ist es für den Boden gut, ihn eine Reihe von Jahren brachliegen zu lassen?

Einige behaupten, es sei gut und zweckentsprechend; andere dagegen, daß das Brachliegen geradezu schade. — Wie vielfach ist der Ertrag mittleren Bodens in einem Durchschnittsjahr? Die Araber ernten (wie es heißt!) fünf- oder sechsfachen Ertrag. Aber das beweist nichts — sagen einige —, weil die Arbeit der Araber schlecht und ihr Ackergerät minderwertig ist. Würde man europäische Geräte verwenden, so würde man viel mehr hereinbekommen. Dagegen behaupten andere, daß die Beschaffenheit des Landes ein europäisches Pflügen nicht vertrage. Nun ist es allen Einwohnern im Lande bekannt, daß viele von den Deutschen und auch reiche Araber europäische Geräte verwenden, und so wäre es ja sehr leicht gewesen, statistische Daten aus verschiedenen Orten zu sammeln und auf Grund der Erfahrung eine klare Antwort zu erhalten; trotzdem weiß es niemand. — Hast du, Leser, einmal gehört, daß fast alle Häuser in Palästina in der Regenzeit feucht und besonders den Brustkranken gesundheitsschädlich sind? Du hast nichts davon erfahren, obwohl du regelmäßig alle von dort kommenden Nachrichten verfolgst. Aber es ist so, und nun wäre es nach Ansicht Sachverständiger im Baufache, mit denen ich darüber gesprochen, mit Leichtigkeit möglich, diesem Übelstand durch verschiedene Mittel beim Bau der Häuser abzuhelfen. Aber niemand denkt daran, der Sache nachzugehen. — Auch in Betreff des im Lande geltenden Rechtes über den Bodenerwerb, dessen Kenntnis sich auf Schritt und Tritt als unentbehrlich erweist, tappen wir noch wie blind im Dunkel und haben bisher auch nicht einen zuverlässigen Menschen, der wenigstens ordentlich Arabisch lesen könnte. Und unsere Juden kaufen Grundstücke um Tausende und Zehntausende, ohne sicher zu wissen, ob ihre Kauf- und Bauurkunden vorschriftsmäßig abgefaßt sind, und müssen sich darin auf unreelle Angaben verlassen.

Und verhält es sich so in bezug auf die Bodenarbeit, eine Frage, mit der sich alle befassen, wie steht es erst in Fragen von Handel und Industrie, über die wir gar keine zuverlässige Kenntnis besitzen, wo alle Rat- und Vorschläge in Wort und Schrift nur reine Vermutung sind. Im Laufe meines Aufenthaltes im

Lande habe ich viele Briefe voll diesbezüglicher Fragen erhalten. Ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß ich keinen beantwortet habe, aus Unkenntnis. Auch das „Aktionskomitee" in Jaffa erhält solche Briefe Tag für Tag, um auch seinerseits zumeist stillschweigend darüber hinwegzugehen — wenn ich nicht irre, gleichfalls aus diesem Grunde. Wenn diese naiven Fragesteller die gründliche Sachkenntnis sehen, die die palästinensischen Schriftsteller auf jedem Gebiete zeigen, glauben sie sicherlich, daß es genüge, einfach nach Palästina zu kommen, um alle diese Kenntnisse aufgehäuft vor sich liegen zu sehen, und es fällt ihnen gar nicht ein, daß all diese „Sachkenntnis" aus der Luft gegriffen ist, und in Wahrheit kein Mensch irgend etwas weiß.

* * *

Noch mehr aber als über die Unkenntnis in Dingen, in denen wir noch keine ausreichende Erfahrung besitzen, obgleich wir sie aus anderen Quellen holen könnten, müssen wir uns darob verwundern, daß unsere Brüder auch aus jenen Erfahrungen, die wir schon besitzen, die Nutzanwendung nicht ziehen wollen.

Etwa zehn Kolonien bestehen bereits seit einigen Jahren, und keine von ihnen kann sich ohne Unterstützung erhalten. Die durch die Zeitungen gegangene Nachricht, daß in einer Kolonie viele in diesem Jahre keine Unterstützung mehr angenommen haben, ist falsch. Trotz sorgfältigster Nachfrage gelang es mir nicht, auch nur einen Mann zu finden, der vom Ertrag seines Bodens allein lebte. Und warum? Haben etwa jene recht, die behaupten, Palästina verzehre seine Bewohner? — Keineswegs! Auch in Palästina wie in allen Ländern findet der Landmann sein Brot, und auch in diesem Jahre, das keineswegs besonders gesegnet ist, sieht der Reisende zu beiden Seiten des Weges fruchtbare Täler und Felder mit Getreide bedeckt. Die Araber arbeiten und leben davon, die Deutschen desgleichen; nur uns allein trifft der Fluch! Warum das?

Die richtige Antwort, der alle Sachverständigen in Palästina zustimmen, ist: Die ersten Kolonisten brachten zwar viel Idealismus, einige von ihnen auch mehr oder weniger — Geld mit, allen aber fehlten die unerläßlichen Eigenschaften und Fähigkeiten des Ackerbauers. Sie eigneten sich nicht zu einfachen Bauern, zu harter Arbeit, bei der sie und ihre Angehörigen sich mit möglichst wenig begnügen. Nicht nur die Gebildeten, sondern auch die einfachen Leute unter ihnen lieben die Arbeit auf dem Felde, die Brot gibt, nicht allzu sehr, und darum sind die meisten von ihnen nach und nach Gartenbesitzer geworden und sitzen nun da in der Erwartung der dereinstigen Erträge und vergessen ob des großen künftigen Segens die Gegenwart: sie kümmern sich nicht viel um den Gemüsegarten hinter ihrem Hause, züchten weder Vieh noch Geflügel im nötigen Ausmaße, die Araber bringen ihnen Butter, Eier und Gemüse, und sie kaufen alles um bares Geld, und selbst die Arbeit in ihren Gärten geschieht nicht immer durch sie selbst. Es gibt freilich auch Ausnahmen, aber all das sind nur arme Leute, die nicht genügend Boden besitzen.

Aus diesen Erfahrungen wäre es ja möglich, eine klare Antwort auf die aktuelle Frage zu finden: wer soll nach Palästina gehen, um dort als Ackerbauer sich anzusiedeln? — Wer alle die dazu nötigen Mittel mitbringt, die materiellen wie die moralischen. Diese — d. h. Arbeitsfreudigkeit, Ausdauer, Mut usw. — in reichem Maße, das ihn befähigt, eine Zeitlang bis zur Erreichung seines Zieles durchzuhalten. Und jene je nach der Zahl seiner Angehörigen und der Arbeiter unter ihnen — in Beschränkung auf das Notwendige allein, das ihm keine Träume von Reichtum und Vornehmheit vorgaukeln wird. — Aber statt dieser Antwort hören wir noch heute Diskussionen und Untersuchungen über die Größe der nötigen Summen, als ob die Frage nur so lauten würde: Wieviel muß der Mensch in seiner Tasche haben, um geeignet zu sein, zu den ersten Bauern auf dem Boden unserer Väter zu gehören? Die einen sagen: 5000 Rubel, die anderen gehen bis auf 2000 herab, alle aber bekümmern sich nicht darum, daß viele mehr als diese Summe ins Land gebracht haben, ohne

daß es ihnen bisher gelungen wäre, sich vom Ertrag ihres Bodens zu erhalten. — Denn die für die Bodenbestellung erforderlichen materiellen und sittlichen Mittel stehen zumeist in umgekehrter Proportion zueinander: Je vermögender ein Mensch ist, desto geringer ist sein Wille und seine Befähigung, ein einfaches Leben in körperlicher Arbeit zu führen. Und die Zionsliebe ist, obwohl viele sich zutrauen, für sie ihr ganzes Lebensglück zu opfern, dann, wenn es darauf ankommt, nicht stark genug, um ihre Neigungen und Wünsche, die sie aus der Diaspora mitgebracht, von Grund auf zu wandeln.

In den letzten Jahren ist eine Schichte neuer Einwanderer — die Schichte der „Arbeiter" — entstanden, und das sind Leute, die nach Palästina kommen, um dort bei anderen als Taglöhner zu arbeiten. Durch Vermittlung des „Aktionskomitees" finden sie in einer der neuen Kolonien Arbeit, erhalten einen nach den Ortsverhältnissen schönen Lohn (etwa $1^1/_2$ Frcs. täglich), der ihnen gestattet, nach und nach auch einen gewissen Betrag zurückzulegen, und die Beamten, wackere Menschen und wahrhafte Zionsfreunde, behandeln sie mit großem Wohlwollen und bemühen sich, ihre Lage nach Möglichkeit zu verbessern. Kein Arbeiter aus einem anderen Volke hätte bei solcher Sachlage Anlaß gefunden, viel über sein Los zu klagen; anders aber der jüdische Arbeiter in Palästina. Ich sage „in Palästina", denn aus Amerika hören wir Gutes auch von den jüdischen Arbeitern: Der und jener haben Arbeit gefunden, die knapp für ihre Erhaltung ausreicht, sind darob glücklich und raten auch ihren Verwandten, hinüberzukommen und dort dasselbe Glück zu finden. In Palästina aber ist das anders. Hier halten auch die, die Brot suchen und es als Lohn ihrer Arbeit finden, sich selbst für Opfer der Allgemeininteressen und beanspruchen mithin das Recht, dafür eine Belohnung von ganz Israel zu fordern. Viele von ihnen werden nach einiger Zeit einer solchen Arbeit überdrüssig, die weder Reichtum noch Ehre bringt und finden, daß all das für die Zukunft keine Aussicht biete; und sie sind verbittert über die Allgemeinheit, in deren Interesse sie arbeiten und die so undankbar ist, ihnen als Lohn dafür keine Felder und Gärten usw. zu kaufen.

Solche Forderungen sind in der letzten Zeit in einer in Jerusalem erscheinenden Zeitung veröffentlicht worden, und wie ich von zuverlässigen Menschen in Palästina hörte, die die Arbeiter näher kennen, ist das nicht eine einzelne Privatansicht, sondern entspricht der Meinung vieler Arbeiter.

Auch aus dieser Erfahrung lernen wir nicht, was man daraus lernen könnte, und es gibt in Palästina Leute, die sich bemühen, die Zahl der Arbeiter unter unseren Brüdern auf künstliche Weise nicht aus den im Lande Geborenen — das wäre sicherlich nützlich und zweckentsprechend — sondern aus dem Auslande zu vermehren, so daß wir dort im Laufe der Zeit vielleicht eine Erscheinung finden werden, wie sie noch niemals dagewesen ist: die Frage von Arbeit und Kapital, bevor noch das Kapital vom Ertrag der Arbeit hat Nutzen ziehen können . . .

Aber es ist nicht das allein, vielmehr ist es überhaupt nicht unsere Art, aus der Vergangenheit irgend etwas für die Zukunft zu lernen. Denn das hätten wir gewiß aus unserer Geschichte in der Vergangenheit und Gegenwart lernen können, wie sehr wir darauf achten müssen, ja nicht durch häßliche Handlungen den Zorn der Landesbevölkerung gegen uns zu erregen, wie vorsichtig wir in unserem Umgange mit einem Fremdvolke sein müssen, in dessen Mitte wir uns neu ansiedeln wollen, wie wichtig es ist, Freundlichkeit und Achtung und selbstverständlich Recht und Redlichkeit ihm gegenüber zu betätigen. Und was tun unsere Brüder in Palästina? Just das Gegenteil! Knechte waren sie im Lande ihrer Verbannung, und plötzlich finden sie sich selbst in einer Freiheit ohne Grenzen, in einer ungezügelten Freiheit, wie sie sich nur in der Türkei finden läßt. Dieser plötzliche Wandel hat in ihnen eine Neigung zum Despotismus entstehen lassen, wie das stets der Fall ist, „wenn ein Knecht zur Herrschaft kommt", und sie behandeln die Araber feindselig und grausam, verkürzen ihr Recht auf unredliche Weise, beleidigen sie ohne jeden genügenden Grund und rühmen sich solcher Taten noch; und niemand tritt gegen diese verächtliche und gefährliche Neigung auf. Wohl haben unsere Brüder recht, wenn sie sagen, daß der Araber nur den

achte, der ihm Kraft und Mut zeigt; das gilt aber nur dort, wo er zugleich fühlt, daß das Recht auf Seite seines Gegners steht; anders aber, wenn er das Tun seines Gegners für Bedrückung und Rechtsraub halten darf: wenn er dann auch schweigt und sich zurückhält, bis seine Zeit kommt, so bleibt doch der Grimm in seinem Herzen, da er rachsüchtig ist wie kein anderer.

* * *

Und was soll ich noch hinzufügen? Soll ich meinen Lesern von den häßlichen Eigenschaften erzählen, die unter den aus der Diaspora Einwandernden herrschen, von grundlosem Haß, von Uneinigkeit, nichtigem Gezänke wegen eines Platzes im Bethause usw.? — Auch das, was ich schon sagte, genügt, wie mir scheint, uns zu zeigen, daß „nicht dies der Weg" ist zur Erreichung unseres Zieles und daß, wenn wir auf dieser Bahn fortschreiten, wir unsere Zeit und Kraft in zersplitterten und wirren Taten vergeuden werden, ohne die nötigen Vorbereitungen, ohne geeignete Organisation, ohne würdige Führer, ohne alle Ordnung und Methode. — Dann kann es wohl sein, daß es uns am Ende gelingen wird, in Palästina einige Tausend Pflanzer und Winzer anzusiedeln, die im Laufe der Zeit reichlich oder kümmerlich vom Himmel oder von den Menschen ihr Brot finden werden; aber bis zum eigentlichen Ziel werden wir wahrscheinlich niemals gelangen, und statt eine radikale und ewige Antwort auf die Frage des Judentums zu erhalten, werden wir nur eine neue Judenfrage schaffen dort, wo sie bisher nicht bestanden hat — im Lande unserer Väter ...

Was ist also zu tun? Zu wem sollen wir sprechen, an wen uns wenden, wer wird uns führen und wer auf uns hören?

Die Gnade einzelner „Philanthropen", mag ihre Wohltätigkeit riesengroß sein, wird Israel nicht helfen: dies hat die Erfahrung bereits gelehrt. Auch von unseren Brüdern in Osteuropa ist nicht viel zu erhoffen. Ihre materielle, moralische und politische Lage erlaubt ihnen nicht, Großes zu schaffen, geschweige denn die Führung zu ergreifen. Sind

sie ja jetzt am Werke, und was sie tun und wie es geschieht, — haben wir bereits gesehen. Eine Ausnahme bildet freilich das „Aktionskomitee" in Jaffa, das wirklich großen Nutzen stiftet und, soweit es in seiner Macht steht, Ordnung schafft, aber „seine Macht" ist sehr beschränkt, aus verschiedenen äußeren und inneren Ursachen, die in den Eigenschaften und der Lage jener unserer Brüder begründet sind, aus deren Mitte es entstand . . .

Bleibt mithin nichts übrig, als uns an unsere Brüder im Westen und speziell — in England zu wenden, die sich in der letzten Zeit viel mit der Frage der Kolonisation in Palästina befassen. Wenn es unter denen, die sich damit befassen, wirklich, wie die Zeitschriften erzählen, große Männer aus den Kreisen der Einheimischen gibt, könnten wir den Fehler noch verbessern und der großen Sache die ihr würdige Form geben. Solche Männer, die an ein geregeltes Leben gewöhnt sind und wissen, was methodische Arbeit ist und die zugleich auch alle nötigen Mittel besitzen, müßten eine große nationale Gesellschaft zur Kolonisation Palästinas gründen. Vor allem müßten sie eine Kommission verschiedener Fachmänner dorthin entsenden, die das Land im Laufe eines oder zweier Jahre kreuz und quer durchziehen soll, um dort Experimente anzustellen und richtige Kenntnisse von allen die Kolonisation und Bebauung Palästinas berührenden Fragen zu sammeln. Sodann soll sie sich bemühen, jedes käufliche Grundstück zu erwerben, und das nach einem verständigen Plan, mit außerordentlicher Vorsicht und ohne lautes Aufsehen zu erregen . . . Alle ihre Grundstücke soll die Gesellschaft in zwei Gruppen teilen: in Boden, der größtenteils zum Getreidebau und zum kleineren Teile zu Pflanzungen, und in solchen, der ausschließlich zu Baumpflanzungen sich eignet. Auf dem ersten soll sie sogleich Kolonien gründen und diese in Parzellen teilen, die für den Unterhalt je einer Familie ausreichen; sie soll berechnen, wie hoch jeder Anteil mit Haus, Stall und allen nötigen Haustieren und Gerätschaften zu stehen kommt, alles nicht besonders freigebig, sondern in Beschränkung auf das Notwendige; dann soll sie jeden Teil mit dem, was dazu gehört,

an Männer verkaufen, die nicht reich sind und die sie nach ihren Eigenschaften und ihrer Kraft für geeignet findet, Bauern in Palästina zu sein; sie stelle ihnen nach ihrem Ermessen auch billige Bedingungen in bezug auf die Abzahlung, wenn sie nur alle Bedingungen betreffs der Ordnung ihres Lebens und ihrer Arbeit, wie sie ihnen von vornherein gestellt werden, erfüllen. Den Boden der zweiten Gattung soll die Gesellschaft selbst durch solche jüdische Arbeiter bewirtschaften lassen, die sie nach einer Prüfung dessen für würdig hält; und wenn nach Ablauf der Arbeitsjahre der einzelne Weinberg oder Orangengarten verkaufsbereit ist, soll die Gesellschaft ihn an eines ihrer Mitglieder verkaufen. Die Arbeiter aber, die ihn im Laufe der Jahre ordentlich bewirtschaftet haben, soll sie auf Boden der ersten Gattung ansiedeln und ihnen einen „Anteil" mit allem, was dazu gehört, geben unter der Bedingung, daß sie nach bestimmten Gesetzen leben und die Schuld allmählich im Laufe vieler Jahre abzahlen.

Auf solche Weise würde sie nach und nach, zu wohlfeilen Preisen und ohne Aufsehen zu erregen, viel Boden erwerben. Konkurrenz und Spekulation kämen von selbst in Wegfall, da alle, die sich heute verschiedenen Vereinen anschließen, die ihnen nach einiger Zeit einen Weinberg in Aussicht stellen, es vorziehen würden, dieser Gesellschaft beizutreten und von ihr gleichfalls nach einiger Zeit einen Garten zu kaufen, so daß außer der Gesellschaft künftig kein „Käufer" für Grund vorhanden wäre; jene, die sich sogleich auf der Grundlage des Ackerbaues in Palästina ansiedeln wollen, würden gleichfalls alles bereits vorbereitet finden, und wenn sie wirklich dazu geeignet sind, werden sie ihren Wunsch ohne allzu große Auslagen erfüllt sehen. Die unbemittelten Arbeiter würden auch ihrerseits wissen, daß sie am Ende auf etwas zu hoffen haben, wenn sie ihre Arbeit nur redlich verrichten; und endlich würden wir in Palästina nach 10 oder 20 Jahren eine große Masse unserer Brüder vorfinden, — nicht einen bunten Haufen unbemittelter Auswanderer und Glücksjäger, die zu keiner Arbeit taugen, sondern gesunde, wackere, redliche Männer, die von ihrer Hände Arbeit in Frieden und sicherer Ordnung

leben wollen. Solche Männer würden in der ersten Zeit keinerlei Haß bei der Landesbevölkerung erwecken, weil sie mit ihr keine Händel beginnen und ihre Grenzen nicht überschreiten würden. Und wenn auch im Laufe der Zeit der Neid vielleicht Haß erwecken wird, liegt nichts daran, denn bis dahin werden unsere Brüder durch ihre große Zahl, ihre ausgedehnten und reichen Grundstücke, ihre Einheit und wohlgeregelte Lebensführung einen festen Halt im Lande besitzen.

Selbstverständlich gilt all das hier Gesagte nur in großen Zügen, um den Geist einer solchen Gesellschaft zu zeigen. Und sollte diese in Wirklichkeit gegründet werden, würden sich größere und bessere Männer finden als ich, die dann ihre Statuten im einzelnen ausarbeiten können.

Es läßt sich aber nicht verkennen, daß nach der gegenwärtigen Sachlage die Arbeit der Gesellschaft zunächst schwer sein würde. Nicht leichthin können wir den Strom der überstürzten Einwanderung nach Palästina hemmen, nachdem die Menge bereits gewohnt ist, dort eine Zuflucht zu suchen. Nicht leicht werden auch die Spekulanten das Feld räumen und friedlich ihrer Wege ziehen; auch im Lande werden nicht mit einem Schlage jene verschwinden, die versuchen, der Volksmasse durch großartige „Projekte" und Reichtum verheißende Vereine den Kopf zu verdrehen; auch die jüdischen Schriftsteller werden nicht plötzlich genügend Verstand bekommen, um nicht mehr jedes geringfügige Ereignis im Lande überall an die große Glocke zu hängen. Einen Platz gibt es freilich in Palästina, der bisher noch unberührt ist, das ist das Gebiet jenseits des Jordan. Dort, fern von der Stätte des Lärms und der Verwirrung, könnte die Gesellschaft mit ihrer Arbeit in Ruhe beginnen und von dort aus vielleicht mehr oder weniger auch den Lauf der Dinge im Westen des Landes beeinflussen. Leider aber haben die Spekulanten begonnen, auch auf jenes Gebiet ihre Augen zu werfen, und viele von den gegenwärtigen Einwanderern tragen sich bereits mit dem Plane, sich dort anzusiedeln. Transjordanien ist heute in Jaffa in jedem Munde, und schon finden sich auch — wie dies gewöhnlich der Fall ist — Schriftsteller, die in den Zeitschriften

ihre Stimme erheben und der großen Masse in die Ohren rufen: Nach Transjordanien! — Und so kann es denn sein, daß wir nach einiger Zeit auch dort alle jene Erscheinungen antreffen werden, die wir in Judäa und Galiläa gewöhnt sind; und die Gesellschaft, von der ich spreche, wird, wenn dieser Traum nicht ein bloßes Wort bleiben sollte, gezwungen sein, ihre Tätigkeit mitten in all dem Lärm und der Überstürzung zu beginnen. Ein schwerer Kampf nach innen und nach außen wäre dann zu bestehen, ein Kampf, der viele Kräfte, große Geduld und außerordentliche Klugheit erforderte.

* * *

Tief bekümmert kam ich, nachdem ich das Land durchzogen und in Jaffa und den Kolonien gesehen hatte, was da zu sehen war, am Vorabend des Pessachfestes nach Jerusalem, um meines Herzens Klage vor „Holz und Stein", dem Reste unserer Pracht aus grauer Vorzeit, auszuschütten. Mein erster Weg führte selbstverständlich zur Tempelwand. Dort fand ich viele unserer Brüder von den Einwohnern Jerusalems in lautem Gebet, ihre mageren Gesichter in seltsamer Bewegung, und in sonderbaren Gewändern — ganz entsprechend dem trostlosen Anblick der Tempelwand. Und wie ich da stehe und die Mauer betrachte, erfüllt ein Gedanke alle Fasern meines Herzens: diese Steine sind Zeugen der Zerstörung unseres Landes und diese Menschen — der Zerstörung unseres Volkes. Welche dieser Zerstörungen ist die schwerere? Welche sollen wir tiefer beklagen? Wenn ein Land zerstört, das Volk aber noch voll Lebenskraft ist, — dann erstehen ihm ein Serubabel, Esra, Nehemia, die das Volk mit sich reißen und das Land wieder aufrichten; wenn aber das Volk zerstört ist, wer kann ihm dann erstehen und woher ihm seine Hilfe kommen? —

Und wäre in dieser Stunde über mich der Geist eines Rabbi Jehuda Halewi gekommen, daß ich wie er über den Zusammenbruch meines Volkes hätte klagen können — meine Klage hätte nicht „Zion" gegolten, sondern — Israel.

21. Jjar 5651, auf der Schiffsreise von Jaffa nach Odessa.

ZWEITER AUFSATZ

Von meiner zweiten Reise im Jahre 5653

Noch einmal stand ich auf dem Boden meiner Ahnen und noch einmal trifft mich das Los, öffentlich zu sagen, was andere bisher verheimlicht hatten. Es ist das freilich keine leichte und keine angenehme Arbeit, aber weil ich damit vor zwei Jahren einmal begonnen habe, halte ich mich für verpflichtet, es auch diesmal zu tun, zumal da mein Amt heute in einer Beziehung viel leichter ist als damals. Denn damals, zur Zeit der „großen Bewegung", stand ich mit meiner Ansicht fast allein und war darum genötigt, jeden Punkt mit reichen Beweisen zu belegen, um meinen Standpunkt zu rechtfertigen, während heute, da wir die Früchte jener „Bewegung" genießen und uns die eigene Erfahrung selbst auf den Weg der „Wahrheit" führt, die meisten Bewohner des Landes auch zur richtigen Ansicht gelangt sind und unter all den besten Zionsfreunden in Palästina e i n e Meinung und e i n Urteil herrscht; so daß ich es nicht für nötig halte, hier ausführlich zu werden, sondern in Kürze die Hauptsachen darlegen will, die heute durch die Erfahrung verstärkt wurden, wobei ich mir von vornherein unsere Gefährten in Palästina, die alles aus der Nähe mit ansehen, zu Zeugen nehme; wenn ich die Unwahrheit gesprochen oder irgend etwas falsch dargestellt habe — mögen sie kommen und mich widerlegen.

D i e R e g i e r u n g. Das größte Hindernis auf dem Wege der Entwicklung der Kolonisation ist das Verhältnis der Regierung dazu. Jede neue Kolonisation ist notwendig auf die hilfreiche Unterstützung der lokalen Regierung angewiesen und alle zivilisierten Regierungen unterstützen in der Tat nach Kräften jene, die sich in ihren spärlich bevölkerten Ländern ansiedeln wollen; hier zu Lande aber können wir nicht nur für jetzt keinerlei Hilfe erwarten, sondern es liegt auch klar zutage, daß die Regierung auch in Zukunft bei jedem Schritte

uns Hindernisse bereiten wird, weil sie unsere Ansiedlung nicht gern sieht. Die Schriftsteller, die in den Zeitschriften immer vom „Einwanderungsverbot" sprechen, sind daran schuld, daß man sich im Auslande einen unrichtigen Begriff vom Charakter des Verbots gemacht hat, als ob dieses ausschließlich nur gegen die Einwanderung sich richte, so daß der, dem es einmal gelungen sei, auf irgendeine Weise ins Land zu kommen, sicher sei, dort sein Leben lang ungestört zu bleiben. Die Wahrheit ist im Gegenteil aber die, daß die Regierung in Konstantinopel es mit der Einwanderung nicht so genau nimmt und fast jedem die gewünschte Erlaubnis (die Tezkere) gibt, das Land zu betreten und sich darin zwei bis drei Monate aufzuhalten. Dagegen will sie jetzt aus politischen Gründen den neuen Juden auf keinen Fall gestatten, sich im Lande dauernd anzusiedeln, geschweige denn Boden zu erwerben und Häuser zu errichten; und weil die Juden des Westens und Amerikas bei ihren Konsuln Schutz finden, die die Anwendung dieser Maßregeln, die den Verträgen zwischen ihren Ländern und der Türkei widersprechen, auf ihre Bürger nicht gestatten, konzentriert die letztere ihren ganzen Widerstand mit noch größerem Nachdrucke auf die russischen Juden und hat in klarer und unerbittlicher Sprache ihre Absicht kundgegeben, ihnen die Festsetzung im Lande nicht zu gestatten. Kein Zweifel also, daß mit der Vermehrung derjenigen, die auf verbotene Weise durch verschiedene Schliche (die Regierung kennt alle diese Wege!) sich ansiedeln und Grund erwerben, auch die feindselige Haltung der zentralen Regierung immer stärker wird und uns nichts zu der Hoffnung berechtigt, daß sie nicht am Ende nach ganz genauer Untersuchung eines schönen Tages alle jene vertreiben wird, die das Wohnrecht hier nicht besitzen. Und auch zugegeben, daß es mit Hilfe der Gunst der lokalen Beamten dann möglich sein wird, im Lande zu bleiben, — wer weiß, was ein türkischer Beamter ist wenn unser ganzes Sein oder Nichtsein von ihm abhängt, wird zugeben, daß der Tod einem solchen Leben vorzuziehen ist, das in der Hand solcher Vampyre ruht, die das Blut ihrer Opfer tropfen-

weise aussaugen und sie nicht zur Ruhe kommen lassen, solange noch ein Atemzug in ihnen ist.

Der oberste Grundsatz muß von nun ab lauten: Nur das zu tun, was wir auf rechtmäßige Weise tun können, ohne Anwendung irgendwelcher Listen und Schliche zur Hintergehung der Regierung.

Die Weinberge. Als vor zwei Jahren viele neue Kolonien ausschließlich auf der Grundlage von Weinpflanzungen ins Leben gerufen werden sollten, stellte ich die Frage: „Wohin mit all dem Wein?" Und mit dieser Frage habe ich mir die Verwünschungen der meisten Zionsfreunde zugezogen, die herausgerechnet hatten, daß es kein größeres Glück gäbe als Weinpflanzungen in Palästina.

Nun sind infolge des Verbotes diese neuen Kolonien nicht gegründet worden und auch in den alten ist die Anzahl der Weinberge, die die Jahre der Orla[1] hinter sich haben, noch nicht groß und die Quantität des neuen Weines noch sehr gering. Und trotzdem schwebt schon diese Frage auf aller Lippen und die Kolonisten lassen ihre Köpfe hängen und sind um ihre Zukunft sehr besorgt, weil die Erfahrung dieses Jahres deutlich gezeigt hat, daß im Lande selbst schon heute kein Platz für all den Wein und die Ausfuhr ins Ausland vorläufig unsicher und es sehr schwer ist, feste Märkte zu finden, wo der Palästinawein zu einem befriedigenden Preise Absatz finden könnte. Baron Rothschild befaßt sich freilich in seinen Kolonien mit verschiedenen Experimenten und will zeigen, daß Palästina die Voraussetzungen zur Produktion eines ganz besonders vorzüglichen Weines bietet, der keine Konkurrenz zu scheuen hat. Ob ihm das gelingen wird, kann man noch nicht wissen. Auf alle Fälle aber wird noch lange Zeit verstreichen und viel schweres Geld dabei aufgehen, bis wir den Ausgang der Sache kennen werden, während die unabhängigen Kolonien auf den Verdienst angewiesen sind und nicht warten können. Bis zur letzten Zeit stand auch noch eine andere Vorfrage auf der Tagesordnung — die der Kelle-

[1] [Siehe III. B. Mos. 19, 23.]

reien. Denn während alle Kolonien auf Grund der bekannten „Berechnungen" Weinberge anlegten, vergaßen sie alle, die Kellereien in Rechnung zu bringen, die für die Weinerzeugung nötig sind und die mit den erforderlichen Gerätschaften auf Hunderttausende zu stehen kommen. Jetzt besteht freilich die Hoffnung, daß die unabhängigen Kolonien Judäas einen zentralen Keller besitzen werden, aber das allein hilft uns nichts, solange die Frage des Weins keine Lösung gefunden hat. Im vorigen Jahre bezahlte die Verwaltung in Rischon l'Zion einen angemessenen Preis für die Trauben und jeder Kolonist hatte darum eine bestimmte Einnahme von seinem Weinberge, worauf die Zionsfreunde überall austrommelten, daß die Rischonenser unabhängig, reich und glücklich würden.

Und unter den Zionsfreunden fand sich auch nicht ein Einsichtiger, der sich fragte: „Und woher wissen wir denn, daß dieser Preis der natürliche und wahre ist, d. h. daß er mit einem gewissen Gewinne aus dem Verkauf des Weines wieder in die Kassen des Barons zurückfließen wird?" Denn andernfalls wäre ja auch das nur eine „Unterstützung", wenngleich auf ehrenvollere Weise! Und jetzt hört man, daß die Verwaltung sich genötigt sieht, in diesem Jahre den Preis der Trauben herabzusetzen, um auch den Preis des Weines niedriger stellen zu können. Und wer weiß, ob in den folgenden Jahren der Preis nicht noch weiter sinken wird, da es bisher noch keinen natürlichen Maßstab zur Festsetzung des Warenpreises des neuen Weines, und somit auch — der neuen Trauben gibt. Der zweite Grundsatz ist mithin: die Pflanzung neuer Weinstöcke ist bis zur Klarstellung der Aussichten des Weines vollkommen zu unterlassen.

Getreidebau. Mit herzlicher Freude teile ich mit, daß ich diesmal im Denken der meisten Kolonisten einen wesentlichen Wandel zum Besseren feststellen konnte. Damals vor zwei Jahren spotteten nicht nur unsere Schriftsteller im Auslande, die aus der Ferne durch ihre eigene Divination wissen, was für die Ansiedlung richtig ist, über meinen „Idealismus",

sondern auch die Kolonisten selbst wollten damals glauben und andere glauben machen, daß der Boden Palästinas für Getreidebau ungeeignet sei und der Jude als einfacher Bauer auf diesem mageren Boden seine Rechnung nicht finde. Nun hat sich die Sachlage geändert und sehr viele Kolonisten klagen darüber, daß ihr Boden mit Weinstöcken bepflanzt sei und sie sich nicht mit dem Ackerbau befassen können. Es muß freilich wahrheitsgemäß gesagt werden, daß es hier auch noch keine sicheren Erfahrungen für die richtige, dem Charakter des Landes gemäße Arbeitsweise gibt; im allgemeinen aber gesteht fast alles zu, daß nur der den Namen eines Landmannes verdient, der dem Boden Brot abgewinnt, sich mit der Zucht von Vieh und Geflügel befaßt — mit anderen Worten: sich selbst die nötigen Stoffe zur eigenen Erhaltung und der seines Hauses und Viehstandes schafft, ohne seine Arbeit nach ihrem Werte in gangbare Münze umzurechnen; man gibt auch zu, daß die Möglichkeit besteht, bei solcher Arbeit in Palästina sein Brot zu finden und daß nur der Mangel an ernstem Wollen schuld daran trägt, wenn wir bisher keine einzige wahre Kolonie besitzen.

Und daraus ergibt sich der dritte Grundsatz: Der Ausbau der Kolonisation muß sich, wenn der richtige Moment kommt, auf die Bodenbestellung und nicht auf die „Handelsgeschäfte" mit Pflanzungen stützen und selbstverständlich durch Leute erfolgen, die sich zu wahren Bauern eignen, und nicht durch berechnende Krämer.

Die Vereine. Aus all dem großen Lärm der letzten Jahre über die Gründung von Vereinen zur Erwerbung eines Grundstückes im Lande auf leichte und bequeme Weise durch Vermittlung einer Verwaltung, die den Boden fünf oder sechs Jahre lang bearbeiten wird, bis die Weinberge reichen Ertrag geben, — aus all diesem Lärm entstanden nur zwei Kolonien, worin vier Vereine sich mit Hilfe von Arbeitern mit Pflanzungen befassen. Aber auch diese Vereine gehen nach und nach der Auflösung noch vor der festgesetzten Zeit entgegen, und auch der beste und reichste von ihnen ist es müde geworden,

Jahr für Jahr immer wieder zu den vielen Kosten beizutragen. Aus diesem Experimente lernen wir, daß solche Vereine, die sich verpflichten, durch viele Jahre auszugeben, ohne einzunehmen, keinen Bestand haben werden; und wenn sie sich vorzeitig auflösen, zu einer Zeit, da die Weinberge (oder die sonstigen Pflanzungen) noch vieler Arbeit bedürfen, ehe sie Ertrag geben, so fügen sie der ganzen Kolonisation Schaden zu und stürzen viele ihrer Genossen ins Unglück.

Darum können wir als vierten Grundsatz feststellen: Auch Kolonisation durch einzelne Vereine wird (noch einmal: im richtigen Moment!) nur zum Zwecke des Getreidebaus möglich sein; die Mitglieder müssen vermögend sein, um im Laufe eines oder zweier Jahre den ganzen für ihre Ansiedlung nötigen Betrag ausgeben zu können, und im Laufe dieser kurzen Zeit wird sich die Verwaltung mit der Düngung der Felder, dem Pflügen, Aussäen und dem Bau befassen, bis alles bereit ist. Dann wird der Verein sich auflösen, und seine Mitglieder werden sich als einfache Bauern ansiedeln, welche sofort ihr Brot aus dem Ertrage ihres Landes gewinnen werden, und nur dann mögen sie sich, wenn sie dazu Lust haben, selbst auch mit Pflanzung befassen.

Die Unterstützung. Viele klagen darüber, daß trotz der vielen Tausende, die der Baron bisher für die Kolonisation ausgegeben hat, diese nicht imstande ist, uns wenigstens ganz unzweideutige Experimente an die Hand zu geben, aus denen wir schließen können, was möglich und was unmöglich ist, um nicht gleich Blinden im Dunkeln zu tappen. Es kann sein, daß dieses Argument im allgemeinen richtig ist, aber eine Erfahrung, die man nicht bezweifeln kann, ergibt sich uns trotzdem aus der Tätigkeit des Barons: An den Kolonisationen des Barons können wir in besonders hervorstechender Weise erkennen, daß eines der größten Hindernisse auf dem Wege der Entwicklung der Kolonisation die fortwährende materielle Unterstützung bildet. Faulheit und Nachlässigkeit, Schliche und Hinterhältigkeiten, Verschwendung, Schwinden des Ehrgefühls und noch andere ähnliche Eigen-

schaften, die den Wurzeln der Kolonisation Fäulnis bringen, sind insgesamt Folgeerscheinungen dieser Methode. Sollte ich hier einzelne Belege bringen, müßte ich Namen von Personen anführen; aber diese Erscheinung ist allen, die mit der Sache vertraut sind, so offenkundig, daß sie der Beweise nicht bedarf und ich hoffe, daß ich bei den Zionsfreunden in Palästina auf keinen Widerspruch stoßen werde, wenn ich als fünften Grundsatz das Urteil aufstelle: Es muß künftig jede Unterstützung in Geld, an wen auch immer, vollkommen aufhören; nur mit Dingen, die für die Arbeit des Landmannes unerläßlich sind (Grund und Boden, Bauten, Vieh, Arbeitsgeräten und dergl.) — damit mag man zuweilen die dessen Würdigen unterstützen, um sie nachher selbst ihrer Arbeit zu überlassen, ohne eine Aussicht auf irgendeine Geldsumme für Ausgaben ihres Hauses und dergleichen, es sei denn für öffentliche Bedürfnisse.

Handel und Gewerbe. Wer über Ägypten nach Palästina reist, ist notwendig über den großen Unterschied in der ökonomischen Lage der beiden benachbarten Länder erstaunt. Jenes blüht und entfaltet sich immer mehr, während dieses, vernachlässigt und wüst, ohne Leben und Bewegung geblieben ist. Die Hauptursache ist der Unterschied der Regierungen und deren System. In Ägypten herrscht England und bemüht sich nach Kräften, eine richtige Ordnung einzuführen, die Arbeit der Landbewohner in jedem Berufszweige zu fördern, während in Palästina die Regierung träg und verwahrlost ist; und, wer sich dort mit Handel oder Gewerbe befassen will, tausenden Hindernissen begegnet, die er nicht zu beseitigen vermag. Die Wege sind verödet und der Transport der Ware (oder der nötigen Rohstoffe) kommt sehr hoch; die Zollaufseher und anderen Beamten tun, was sie können, um dem Unglücklichen, der mit ihnen zu tun hat, das Leben sauer zu machen; die Sümpfe (die man trocken legen könnte) erfüllen das Land und erzeugen alljährlich im Laufe der Sommermonate Malaria, eine Krankheit, die zwar meist ungefährlich ist, aber wegen ihrer mehrmonatlichen Dauer und weil sie sehr

viele Menschen auf das Krankenlager wirft, Unordnung und Regellosigkeit in den Gang der Geschäfte bringt und den Gewerbetreibenden an seiner Arbeit hindert (der Bauer ist in jenen Monaten nicht so mit Arbeit belastet); und überhaupt besteht nach der gegenwärtigen Lage keine Ordnung und keine Sicherheit in irgendeiner Sache, und ohne Ordnung und Sicherheit kann auch kein Handel bestehen und auch die Nachfrage nach der Arbeit von Handwerkern wird dadurch von selbst geringer. Die eingeborenen Kaufleute und Handwerker oder jene, die schon lange Jahre im Lande wohnen und mit dem Ortsgeist wohl vertraut sind, haben sich an all das längst gewöhnt und finden zumeist verschiedene Mittel, um gegen den Zustand dieser Unordnung aufzukommen. Aber ein Europäer, der erst vor kurzem eingewandert ist und zumal, wenn er sich mit irgendeinem neuen Erwerbszweig befassen will, kann sich nicht halten, es sei denn, daß er wenigstens an der Regierung seines Heimatlandes eine starke Stütze fände (und auch das genügt nicht immer). Einige jüdische Kaufleute aus Österreich und Deutschland haben sich in jüngster Zeit im Lande angesiedelt, finden die nötige Hilfe bei ihren Konsuln und dennoch befinden sie sich in fortwährendem Kriegszustande mit der lokalen „Ordnung" und bahnen sich nur unter großen Schwierigkeiten und mit langsamen Schritten ihren Weg vorwärts.

Und daraus ergibt sich der sechste Grundsatz: die Ansiedlung einzelner Menschen in den Städten des Landes zum Zwecke von Handel und Industrie bewirkt zumeist ein Erstarken der Konkurrenz in jenen wenigen Erwerbszweigen, die die Ansiedler seit jeher ergriffen haben, und dadurch — die Vernichtung der Existenz der neuen mit den alten zusammen. Statt, wie wir wollen, die Zahl unserer Brüder in den Städten zu vermehren, bewirken wir so am Ende, daß viele von den bereits Angesiedelten genötigt sind, das Land zu verlassen. Das Wohl des Landes erfordert es mithin, an die Erweiterung von Handel und Industrie nicht eher heranzutreten, als bis es möglich sein wird, dies mit großen Kräften zu tun, die sich zu einem wohlgeordneten Verbande zusammenschließen, und unter

der Voraussetzung, daß dieser Verband sich zugleich auf die Kraft irgendeiner großen Macht stützen kann.

Die nationale Erziehung. Wenn wir unsere gegenwärtige Lage im Lande und unsere schwachen Kräfte betrachten, so richten wir notwendig unsere Blicke auch auf die Zukunft und wollen glauben, daß das kommende Geschlecht besser und stärker sein werde als wir, und daß dieses auf dem von uns erwünschten Wege vorwärts schreiten werde. Zweifellos ist darum die Erziehung der Kinder in einer unserem Ziele angemessenen Weise einer der wichtigsten Zweige unserer Arbeit. Nun ist es den Zeitschriften in den letzten Jahren gelungen, in unserem Herzen den Glauben zu befestigen, daß die Schulen in Palästina unserem Zwecke auf das beste entsprechen, weil sie ihren Schülern eine hebräische, nationale Erziehung zugleich mit genügenden allgemeinen Kenntnissen bieten. In Wirklichkeit ist dem aber nicht so. Es gibt in Palästina zwei Arten von Schulen. Jene, die von unseren Brüdern im Westen noch vor Erwachen der nationalen Bewegung gegründet wurden, und jene, die später (besonders in den Kolonien) infolge dieser Bewegung entstanden. In den ersteren legt man besonders auf die allgemeine Bildung und Kenntnis der europäischen Sprachen Gewicht, während sie in bezug auf jüdische Erziehung nicht viel mehr wert sind als die gleichartigen Schulen in Europa. Ihre Zöglinge sind darum nach Verlassen der Schule notwendigerweise bestrebt, in die Weite, in die große Welt hinauszuziehen, und verlassen bei der erstbesten Gelegenheit das Land. — Die letzteren aber (und diese sind es, die sich besonders ihres nationalen Geistes rühmen) sehen diesen Geist im Hebräisch-Sprechen und darin, daß sie alle Disziplinen gleichfalls in hebräischer Sprache lehren. Aus der Ferne nimmt sich all das recht schön aus; wer aber mit seinen Ohren hört, wie Lehrer und Schüler gleicherweise in ihrer Sprache stammeln, weil ihnen der richtige Ausdruck nicht zur Verfügung steht, merkt sogleich, daß dieses „Sprechen" weder im Herzen des Sprechenden, noch in dem des Hörenden ein Gefühl der Achtung und der Liebe für diese kümmerliche Sprache erwecken kann und der zarte Geist des Kindes (das

gleichzeitig zumeist auch Französisch lernt) empfindet noch stärker die künstlichen Fesseln, die ihm das hebräische Sprechen auferlegt. Noch mehr aber als das Sprechen an sich ist der Unterricht in den verschiedenen Wissenschaften in hebräischer Sprache von Schaden, da wir nicht nur für die allgemeinen Wissenschaften, sondern selbst für die jüdischen Disziplinen noch keine geeigneten Lehrbücher besitzen und die Lehrer all das selbst aus Lehrbüchern in den europäischen Sprachen übersetzen und auf Grund ihrer Niederschriften die Schüler unterrichten. Selbstverständlich besitzt nicht jeder Lehrer die Fähigkeit zur Übersetzung und Erfindung neuer Termini dort, wo sie fehlen, und diese schwere Arbeit veranlaßt den Lehrer auch, nach Möglichkeit zu kürzen. Da er auch nicht die Möglichkeit hat, die Dinge mündlich ausreichend zu erklären — da diese Erklärung in der Unterrichtsstunde gleichfalls in hebräischer Sprache erfolgt — kommen die Schüler mit ärmlichen und lückenhaften Kenntnissen aus der Schule und ihr ganzer geistiger Besitz ist der hebräische Wortschatz mit einigen Bruchstücken aus verschiedenen jüdischen und allgemeinen Gegenständen, die in ihrem Geiste nicht gut haften können.

Der siebente Grundsatz ist mithin: die wahre nationale Erziehung wird in Palästina wie in der Diaspora durch richtige Kenntnis der hebräischen Sprache, der jüdischen Literatur und Geschichte erreicht, die den Kindern nach wohlüberlegter Methode gegeben werden und von Anfang bis zu Ende darauf angelegt sein soll, sie mit den Gefühlen der Liebe und Achtung für ihr Volk und Land zu erfüllen und in ihnen zugleich das Verlangen wachzurufen, für ihr Volk zu arbeiten und zu seiner nationalen Wiederbelebung mit beizutragen. Und diesem Ziele wird es gar nicht schaden, wenn man, solange die hebräische Sprache nicht dazu geeignet ist, die Wissenschaften auch in Palästina in irgendeiner europäischen Sprache unterrichten wird, wenn nur der Knabe zugleich auch seine Verpflichtung erkennen lernt, sich seiner Kenntnisse im Interesse seiner Nation zu bedienen.

* * *

Auf diese Grundsätze müssen die Zionsfreunde ihre Arbeit in der Zukunft gründen, wenn sie in der Angelegenheit der Kolonisation Nutzen und nicht Verwirrung schaffen wollen. Und darum müssen sie vor allem den Gedanken einer quantitativen Erweiterung der Kolonisation in dieser schlechten Zeit vollkommen aus ihren Herzen verbannen. Weder das Verhältnis der Regierung zu uns, noch die Lage des Landes und die Entwicklung der Kolonisation sind heute dafür geeignet. Zu diesem Zwecke müßte eine große und reiche Gesellschaft in den Ländern des Westens gegründet werden (besonders würde sich England dafür eignen, wofür ich mich schon vor zwei Jahren ausgesprochen habe und was heute alle Urteilsfähigen in Palästina zugeben) — eine Gesellschaft, die seitens der türkischen Regierung die Erlaubnis erhielte, neue Juden im Lande anzusiedeln und die sich im Notfalle auch auf die Regierung ihres Landes stützen könnte. Sie müßte es auf sich nehmen, all die Experimente zu machen, die nötig sind, um den richtigsten Weg zur Gründung neuer Kolonien und zur Förderung von Handel und Industrie in Palästina zu finden; sie müßte, wie dies Baron Hirsch in Argentinien tut (oder wenigstens zu tun bemüht ist), mit ihrem großen, weitreichenden Einflusse die Ansiedler fortwährend gegenüber der lokalen Gewalt zu schützen und sie davor zu bewahren suchen, in all den Angelegenheiten krumme Wege einzuschlagen. — Ohne eine solche Gesellschaft ist es heute unmöglich, auch nur einen Schritt vorwärts zu machen. In Paris ist allerdings auf Veranlassung des Barons ein Komitee gegründet worden, das den Ankauf von Grundstücken übernimmt oder genauer den Verkauf von Grundstücken, die der Baron längst gekauft hat. Aber damit allein können wir uns doch nicht begnügen. Nicht der Ankauf des Bodens ist die Hauptsache, sondern, wie die Erfahrung gelehrt hat, die vielen Reibereien und schweren Hindernisse, die nachher bei der Festsetzung der Grenzen und beim Häuserbau erfolgen, die Art der Ansiedlung, die Arbeitsweise, das beständige Verhältnis zur Regierung, der Zehent und dergleichen mehr. Und um all das will das Pariser Komitee sich nicht kümmern und übernimmt keinerlei Verant-

wortung hierfür; es übergibt die Grundstücke den Käufern und schert sich nicht weiter darum (so scheint es wenigstens nach der Ankündigung, die es in den Zeitschriften veröffentlichen läßt); was soll uns aber der Boden allein nützen?

* * *

Dagegen bleibt den Zionsfreunden noch reichliche Gelegenheit zur Betätigung bei der Verbesserung der Lage der bereits bestehenden, d. h. jener selbständigen Kolonien, die nicht vom Willen des Barons und seiner Beamten abhängen und von ihm nicht unterstützt werden. So sehr wir die Tatsache bedauern, daß die meisten dieser Kolonien ausschließlich auf die Weinkultur gestellt sind und ihr Brot um Geld kaufen müssen, so ist das nun einmal geschehen und der Fehler nicht mehr gutzumachen, da der Boden zum größten Teile eben schon mit Weinstöcken bepflanzt ist. Nun heißt es notgedrungen unsere ganze Kraft daransetzen, damit die Kolonien auf dieser schwachen Grundlage sich doch erhalten können und ihre Zukunft nicht so lange im Ungewissen bleibt, bis es vielleicht, nach Jahr und Tag, dem Baron gelingt, dem Palästinawein den Weg auf den Weltmarkt zu bahnen. Er darf ruhig zuwarten, und es ist seine Sache, dafür Sorge zu tragen, daß auch seine Kolonisten zuwarten können. Die selbständigen Kolonien aber können sich darauf nicht verlassen und stehen schon jetzt vor der Frage des Seins oder Nichtseins. Die Zionsfreunde aller Orte haben darum die heilige Pflicht, beizeiten (d. h. solange die Quantität des Weines noch ziemlich gering ist, denn sie muß von Jahr zu Jahr wachsen) Mittel und Wege zu suchen, um den Wein dieser Kolonien nicht nur als Wein allein — unter diesem Titel könnte er seine Existenz noch nicht erkämpfen — sondern als jüdischen Wein aus Palästina, von dem der Bestand einiger jüdischer Kolonien abhängt, abzusetzen. Sicherlich schmeckt auch dieser Verkauf nach „Unterstützung"; aber diese ehrenvolle Unterstützung, die den Empfänger nicht erniedrigt, ist dennoch besser, als die Unterstützung mit barem Gelde, der die Zionsfreunde all ihre Kraft und Zeit widmen. Denn es bestehen

doch immerhin einige Aussichten, daß dies nur eine vorübergehende Notwendigkeit ist, da der Versuch vielleicht wirklich gelingen und im Laufe der Zeit Palästina einen besonders vorzüglichen Wein produzieren wird, der sich gegen die Konkurrenz durchsetzen kann, so daß auch die unabhängigen Kolonien auf natürliche Weise sich werden erhalten können, ohne sich der Zionsliebe zu Zwecken ihres Erwerbes bedienen zu müssen.

Auf diese Weise würde den südlichen Kolonien radikal geholfen, so daß dort keine Notwendigkeit für private Unterstützungen mehr vorliegen würde. Aber weiter im Norden gibt es noch einige unabhängige Kolonien — und darunter eine sehr große — die noch keine feste Form angenommen haben und die, wie ich mich auf Grund des Eindruckes meiner ersten Reise zu erinnern glaube (diesmal habe ich sie nicht besucht), und nach allem, was ich von gründlichen Kennern derselben gehört habe, noch nicht ganz durch Weinpflanzungen unbrauchbar gemacht sind und noch die Möglichkeit haben, sich in der Hauptsache auf einfache Bodenwirtschaft in Verbindung mit Vieh- und Geflügelzucht einzustellen. Und ist dem wirklich so, so werden die Zionsfreunde eine schwere Schuld gegenüber der Kolonisation auf sich laden, wenn sie jenen Kolonisten auch nur die geringste Unterstützung zukommen lassen, die auch dort ausschließlich den Weinbau zu pflegen gedenken. Dagegen müssen sie mit all ihren Kräften (auf die oben angegebene Weise) jene moralisch und materiell unterstützen, die den Willen und die Fähigkeit besitzen, wahre Bauern zu sein. Zweifellos werden freilich, bei dem Mangel an Erfahrung, auch bei dieser Methode manche Irrtümer unterlaufen, und nicht schon in ein, zwei Jahren können die Landleute zu einem auskömmlichen Leben gelangen. Jedenfalls aber werden wir dann wissen, daß sie sich mit uns für eine aussichtsreiche Sache mühen, die nicht wesentlich vom Welthandel abhängt und daß alle Opfer ihrer- und unsererseits der Entwicklung der ganzen Sache schließlich gewiß förderlich sein werden.

Das ist, wie mir scheint, alles, was sich heute in bezug auf

die materielle Arbeit tun läßt — aber weit mehr können die Zionsfreunde auf dem Wege moralischer Arbeit erreichen. Die Erkenntnis der wahren Lage und der richtigen Mittel ist an sich schon ein großer Schritt vorwärts. Die Zionsfreunde müssen darum im Volke diese Erkenntnis verbreiten, ohne irgend etwas, Gutes oder Schlechtes, zu verschweigen, damit alle, die nach Zion streben, wissen, was erreicht ist und was uns noch fehlt, und nicht durch falsche Hoffnungen getäuscht auf Irrwege geraten.

Ich für meine Person finde trotzalledem keinen hinreichenden Grund, die Gründung einer großen, allgemeinen Gesellschaft in dem oben erklärten Sinne an sich für unmöglich zu halten. Das wesentliche Hindernis besteht nur darin, daß die Mächtigen in unserem Volke unserem Gedanken noch recht fern stehen und noch nicht mit ihrem Einfluß und Vermögen an unserer Spitze marschieren. Aber gerade dies verpflichtet uns, um die Verbreitung der Idee in allen Schichten unseres Volkes und ganz besonders unter der Jugend uns zu bemühen, damit die Söhne dereinst tun, was die Väter nicht tun konnten oder wollten.

Und dies führt uns wieder zurück zur Frage der Erziehung in dem uns erwünschten Geist. Diese Frage bildet in der Tat den Kernpunkt des ganzen Problems und sie beschränkt sich durchaus nicht auf Palästina allein. Vielmehr gehört auch die Erziehung der Jugend in der Diaspora nicht minder, ja vielleicht noch in höherem Grade hierher, als die der Kinder in Palästina. Wie ich oben bereits sagte, kann der Forderung einer solchen Erziehung durch Einlernen hebräischer Phrasen nebst irgendwelchen oberflächlichen und äußerlichen Kenntnissen der Bibel und jüdischer Geschichte noch nicht Genüge getan werden. Ein solcher hebräischer Unterricht führt, wenn die Schüler daneben auch allgemeine Gegenstände und das Studium europäischer Sprachen treiben, bei ihnen im Gegenteil zu einem Gefühl verächtlicher Geringschätzung ihres Volkes und seiner nationalen Güter, die ihnen nur anekdotenhaft, nicht in einem zusammenfassenden und eindringenden Gesamtbild bekannt werden und ihnen darum armselig und

wertlos erscheinen. — Jedoch ist zu unserem Unglück eine tiefere, der Bildung unserer Zeit besser entsprechende hebräische Erziehung in den meisten Fällen unmöglich, und zwar aus dem einfachen Grunde des Fehlens geeigneter Lehrkräfte. So weiß ich aus verläßlicher Quelle, daß die Alliance Israélite es selber bedauert, daß die hebräischen Fächer nicht den verdienten Platz im Lehrplan ihrer Schulen einnehmen, und diesen Übelstand auf den Mangel an Lehrern zurückführt. Und in Wahrheit ist der hebräische Unterricht gegenwärtig eine überaus schwierige Arbeit, die von seiten des Erziehers nicht nur umfassende Kenntnisse auf allen Gebieten des Judentums, sondern auch allgemeine Bildung und pädagogisches Geschick in genügendem Ausmaß erfordert; und bei alledem muß er obendrein auch in seinem Äußern und in seinem Benehmen ein Kulturmensch im europäischen Sinne sein, sollen seine Schüler ihn gleich den Lehrern der allgemeinen Fächer respektieren und nicht als „Melamed" betrachten; hat ja die gehörige Aufmerksamkeit des Schülers für den Lehrgegenstand ihre unerläßliche Voraussetzung in der Achtung vor dem Lehrer. Und zu all diesen Bedingungen kommt erst noch die weitere hinzu, daß der Lehrer selbst seinem Volke mit ganzem Herzen und ganzer Seele ergeben ist und aufrichtig danach strebt, seine Schüler in nationalem Geiste zu erziehen. Und wenn wir dabei noch berücksichtigen, daß wir auch noch keine brauchbaren Lehrbücher besitzen und der Lehrer selbst aus dem Nichts schaffen muß, — so werden wir begreifen, wie schwer es ist, wirklich geeignete hebräische Lehrer zu finden, und damit zugleich werden wir erkennen, daß die jüdische Erziehungsfrage in Wirklichkeit in ihrem Kern und Grund eine „Frage der Lehrkräfte" ist, und daß darum diese ganze „Erziehung" nichts als eine schöne Redensart bleibt, solange nicht die Lehrer selbst eine ihrer großen Aufgabe angemessene Ausbildung erhalten.

Hier bietet sich mithin ein geeignetes Betätigungsfeld für „tatenlustige" Zionsfreunde, zumal da just jetzt auch die Umstände einer solchen Betätigung günstig scheinen. In diesem Jahre ist in Jaffa eine Schule gegründet worden, die ihre

Leiter mit heißinnigem Bemühen zu einer nationalen Erziehungsstätte im wahren Sinne auszugestalten streben. Auch die Alliance steht diesem Unternehmen freundlich gegenüber und ist bereit, ihm jede mögliche Unterstützung zuteil werden zu lassen, damit es auf dem uns erwünschten Wege sich erfolgreich entwickle. Warum also sollten wir nicht versuchen, dieses Institut der Ausbildung gebildeter hebräischer Lehrer zu widmen, die von ihrer frühesten Jugend an sich ganz der Vorbereitung für ihren hohen Beruf weihen und aus diesem Hause hinausströmen sollen nach Palästina und der Diaspora, um mit sich das Banner des Judentums nach allen Enden der Erde zu tragen? Zweifellos würden viele dieser Lehrer in den Schulen der Alliance selbst angestellt werden, aber auch die andern würden — besonders in den Ländern des Westens und in Amerika — ein weites Feld für ihre Tätigkeit finden, um auf dem Herzensacker unserer Jugend den Samen des Judentums auszustreuen, den sie aus Judas Heimatland mit sich bringen. Und der Ertrag dieser Aussaat — wer vermag ihn in seiner ganzen Größe vorauszuahnen? Und wäre dies nicht auf alle Fälle ein Riesenschritt vorwärts, soviel wert zum mindesten, wie zehn Kolonien? — Freilich, um die Schule zu jenem hohen Rang auszugestalten, dazu reichen die Groschen nicht aus, die die Zionsfreunde bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten geräuschvoll zu spenden pflegen; manch tausend Taler braucht's da für die Ausgaben jedes Jahres und starker sittlicher Kräfte, um das Werk stetig zu überwachen und in geradliniger Entwicklung dem Ziele zuzuführen. Aber dies eben mag der Prüfstein für die „Männer der Tat" sein; und sollten sie nicht in der Lage sein, dieses Werk zustande zu bringen, welches Recht hätten sie dann noch, von anderen Taten zu reden, die tausendmal mehr Kraft und Geld erfordern? . . .

Und auch diesmal wieder, wie vor zwei Jahren, zog ich erst zuletzt, nachdem ich vorher der Lage des Landes überhaupt und der der Kolonien im besondern mein Augenmerk zugewendet hatte, nach Jerusalem, aber — welcher Unterschied! Damals, zur Zeit der ungezügelten Freiheit, da eine Gruppe

von „Delegierten" mit lautem Siegesgeschrei, und ohne daß jemand ihnen wehrte, auszog, um das Land zu erobern, — damals war ich nach Jerusalem gekommen, um mitten im festlichen Trubel Pessach zu feiern. Nun aber, wo Askaris in unseren Kolonien ihr Lager aufgeschlagen haben und keinen Stein auf den andern zu legen gestatten und wo am Zugang nach Jerusalem Polizisten aufgestellt sind, um den Eintritt in die Tore zu verwehren, bis man sein Recht, im Lande zu wohnen, nachgewiesen hat oder bis Bürgschaft dafür geleistet ist, daß man bald die Stadt verlassen wird — diesmal kam ich allein und zog leise ein, wie ein Dieb, drei Tage vor Tisch'a Beab.

Und am neunten Ab, um Mitternacht, stand ich vor der Klagemauer. Eine Gemeinde von Alten und Jungen saß am Boden — die einen weinten über dem Buch der Klagelieder, die andern lernten im Midrasch-Echa und die dritten diskutierten über die Vorschrift, ob es gestattet sei, mit dem Rücken zur Tempelwand zu sitzen. Gegen meinen Willen wurden nochmals jene Gedanken in mir lebendig, die ich zwei Jahre früher an diesem Orte über die Zerstörung Zions und Israels gedacht hatte. Und die Schatten unserer Heldenahnen, die hier in dieser Nacht ihr Leben für ihr Land und ihr Volk hingegeben haben, schienen uns zu umschweben und erstaunt ihre Enkel zu betrachten, die hier an der Grabstätte ihrer Ehre sitzen, mit Büchern in den Händen...

Jaffa, 18. Ab 5653.

Ergänzungen zu „Die Wahrheit aus Palästina“

I.

ZUM ERSTEN AUFSATZ

Wenn ich darangehe, hier mit einigen Worten zu den Entgegnungen Stellung zu nehmen, die im „Hameliz“ gegen meinen Aufsatz „Die Wahrheit aus Palästina“ gerichtet wurden, so liegt es nicht in meiner Absicht, mit meinen Kritikern über Einzelheiten in ihren Ausführungen zu polemisieren. Die „Grundwahrheit“, um derentwillen allein jener Aufsatz geschrieben wurde und der all die Einzelheiten darin nur als Stützen dienen sollen, ist, wie dort gleich zu Anfang bemerkt wurde, „die absolute Notwendigkeit einheitlicher und geordneter Arbeit“; und diese Wahrheit wird bestehen bleiben, auch ohne daß ich auf die Einwände aller meiner Gegner erwidere; und all die Beschönigungen, alles Wehklagen und Weinen, aller Tadel und witzige Spott ändern daran kein Jota. Alledem gegenüber kann ich mich mit jener alten kurzen Antwort begnügen: „Ich gebe euch Gründe und ihr sagt, der Himmel wird ein Erbarmen haben“. Und um so mehr jetzt, wo der Verlauf der Ereignisse seit Erscheinen meines Artikels bis heute bereits ein Urteil zwischen mir und meinen Gegnern ermöglicht: wo Tatsachen sprechen, braucht es keiner Worte.

Darum beabsichtige ich hier nicht auf Einzelheiten zu erwidern, sondern den Hauptgedanken in Kürze noch einmal darzulegen, auf dem all die Gedanken jenes Aufsatzes basierten, und den meine Gegner mit oder ohne Absicht mißverständlich und verkehrt dargestellt haben.

* * *

Als vor acht Monaten einer unserer besten Schriftsteller öffentlich Klage darüber erhob, daß die Zionsfreunde in einer so schlechten Zeit, wo die Not immer größer wird und die Lage unserer Brüder äußerst schlimm ist, all ihre Kräfte auf „die vier Ellen des palästinensischen Bodens" beschränken und auf alle Fragen die eine Antwort haben: „Liebet Zion!"; daß sie nicht berücksichtigen, daß „nur einer von Hundert aus der ganzen großen jüdischen Masse sich in Palästina ansiedeln kann, während 99 Prozent hier bleiben werden", — damals antwortete ich auf diesen Einwand, daß der Autor deshalb im Irrtum sei, weil er zwei Begriffe miteinander verwechsle: das jüdische Volk und die Juden, jene allgemeinen Interessen, die in Wahrheit allgemeines Bedürfnis der Gesamtheit als solcher sind und solche allgemeine Interessen, die nur deshalb so genannt werden, weil sie Interessen vieler Einzelmenschen, jedes einzelnen für sich, sind; und hätte er diese Begriffe gebührlich auseinander gehalten, hätte er selbst erkannt, daß die Zionsfreunde, deren Ziel ausschließlich die Interessen der Gesamtheit bilden, doch nur gleich ihren Brüdern Einzelmenschen sind in allem, was die Einzelbedürfnisse der Individuen der Gesamtheit betrifft; denn auf jenen einen von Hundert konzentrieren sich unsere Wünsche, und in ihm finden wir die Antwort auf die Daseinsfrage der Gesamtheit, ohne Rücksicht auf die 99 Prozent der jüdischen Volksmasse, d. h. auf die Masse vieler Einzelner, die hier bleiben werden. Die Peripherie des Kreises enthält eine Unzahl von Punkten, aber nur der eine Punkt im Zentrum ist die Seele, die ihnen allen Leben schenkt. Wir beklagen freilich die Leiden von Tausenden Juden, die in ihrem persönlichen Kampf ums Dasein zugrunde gehen; aber ihnen sagen wir: Seid nicht Zionsfreunde! Denn die Zionsliebe hat mit den Nöten des Einzelnen nichts zu tun. Nur denen, die ihr Volk im Herzen lieben und eine Antwort auf das Problem seines Daseins als eines Ganzen suchen, — ihnen rufen wir zu: Seid Zionsfreunde![1]

Als ich damals diese Worte schrieb, war ich sicher, damit kein neues Amerika entdeckt, sondern nur den obersten Grund-

[1] Siehe oben S. 81—83.

satz angeführt zu haben, auf dem die Richtung der „Zionsliebe“ sich aufbaut und der allen ihren Anhängern klar vor Augen steht. Und in der Tat fanden, wie ich auf Grund schriftlicher und mündlicher privater Mitteilungen urteilen kann, damals die Besten unter den Zionsfreunden diese meine Antwort für richtig und ausreichend und keiner unter ihnen hatte an ihr etwas zu bemängeln.

Darum hatte ich auch, sowohl als ich nach Palästina reiste, als auf meiner Rückkehr von dort bei der Abfassung der „Wahrheit“, diesen Gedanken stets vor Augen als Richtschnur, nach der ich urteilte. Und da ich ihn bei allen Zionsfreunden als wohlbekannt und selbstverständlich voraussetzte, deutete ich nur zu Beginn meines Aufsatzes mit wenigen Worten auf ihn hin und bemühte mich, im weiteren nur zu zeigen, daß unser Tun nicht zweckentsprechend sei, da es mit der gewollten Absicht nicht im Einklang stehe. Daran aber zweifelte ich gar nicht, daß die Absicht uns allen gleich und gemeinsam sei. Und ist die Absicht gemeinsam, so müssen es die Folgerungen daraus gleichfalls sein; wenn wir alle in der Besiedlung Palästinas eine Antwort „auf die Daseinsfrage der Gesamtheit“ sehen, müssen wir alle ja zugeben, daß die Auswanderung nach Palästina grundverschieden ist von der nach den anderen Ländern. Wenn irgendein Jude nach irgendeinem anderen Lande geht, um sein Brot zu suchen, macht er das „auf eigene Verantwortung“. Findet er dort, was er sucht — gut; wenn nicht, so gibt es eben einen Armen mehr in jenem Lande, und er fällt dem Volke im Lande oder den dort wohnenden Juden zur Last, ohne daß die jüdische Gesamtheit davon betroffen würde. Ebenso lädt er, wenn er sich dort schlecht aufführt, sich häßlicher Mittel beim Erwerb seines Lebensunterhaltes bedient usw., eine Schuld gegenüber jenem Lande und den dort wohnenden Juden auf sich, die vielleicht für seine Schuld mit verantwortlich gemacht werden. Dem Judentum als Ganzem aber hat er nichts getan und es ist uns gleichgültig, ob dieser Arme oder Schuldige im Norden oder im Süden wohnt und ob er seinen Brüdern in diesem oder in jenem Lande zu schaffen macht. Darum ist es nicht Sache

der Gesamtheit, irgendjemand zu hindern, der auf eigene Gefahr auswandern will, wohin er eben Lust hat, um dort Glück oder Reichtum zu erjagen und zu tun, was sein Herz begehrt. — Anders in Palästina. Dort ist „jener eine von Hundert" nicht ein Individuum für sich, sondern ein kleinerer oder größerer Stein zum Fundament eines ganzen Baues, von dem wir Folgen für den Bestand des Volksganzen, sein Glück und seine Ehre in der Zukunft erwarten. Und weil von der Beschaffenheit und Gestalt dieses Fundaments die ganze Zukunft des Gebäudes abhängt und jeder einzelne Stein darin mithin das Glück der ganzen Gesamtheit mitbestimmt, ist es Pflicht der Gesamtheit, wohl darauf zu achten, daß das Material fest, die Anlage gut und dem Zweck des ganzen Gebäudes entsprechend sei; oder, unbildlich gesprochen, wir müssen alles daran setzen, daß die Einwanderer, und besonders die ersten, die den Grund legen, nicht „ein bunter Haufe unbemittelter Auswanderer und Glücksjäger seien, die zu keiner Arbeit taugen, sondern gesunde, wackere und redliche Männer, die von ihrer Hände Arbeit in Frieden und sicherer Ordnung leben. Denn nur von solchen Menschen darf man erhoffen, daß sie sich physischer Arbeit auf dem Boden ihrer Väter mit Ernst und Eifer widmen und ein einfaches gesundes Leben führen werden; und nur zu ihnen können wir das Vertrauen haben, daß sie, die in Palästina eine Antwort auf die Brotfrage suchen, in stiller Geduld Arbeit und Mühsal auf sich nehmen und trotz aller Hindernisse mutig ihren einmal gewählten Weg weitergehen werden, bis sie durch redliche und nützliche Arbeit im Schweiße ihres Angesichtes, die sie zu einem Muster für das ganze Volk machen und ihnen auch die Herzen der Landesbewohner gewinnen wird, eine befriedigende Antwort auf ihre Frage gefunden haben. Anders, wenn nach Palästina „ein bunter Haufe unbemittelter Auswanderer und Glücksjäger" kommt, die da ihr Brot durch welche Arbeit immer zu finden oder aus bloßen Einkünften reich zu werden hoffen, wie sie es in der Diaspora gewohnt waren. Dann droht die Gefahr, daß sie, sobald sie erkennen, daß die großen Hoffnungen, die sie mitgebracht, nicht in Er-

füllung gehen, auf jeden „Erwerb“ sich stürzen werden, der sich ihnen bietet, sei er auch nicht so reinlich, wenn er nur so leicht ist, wie sie es wünschen. Und außer dem inneren Zusammenbruch, den das mit sich brächte, würden sie durch die Konkurrenz in jedem Erwerbszweig mit all den übeln Folgen und den häßlichen Charaktereigenschaften, die sich daraus ergeben, auch noch den Haß der einheimischen Bevölkerung gegen uns entfachen; und am Ende „werden wir, statt eine radikale und ewige Antwort auf die Frage des Judentums zu finden, eine neue Judenfrage auch im Lande unserer Väter geschaffen haben“ (oben Seite 108), und unsere letzte Hoffnung wäre für ewig zerstört.

In diesem Sinne sagte ich in meinem Aufsatz, daß „die Besiedlung Palästinas keine Antwort auf die Brotfrage jedes einzelnen, sondern auf die Existenzfrage der Gesamtheit im ganzen“ sei und nur echte oder gemachte Naivität kann diese klaren Worte dahin deuten, als hätte ich gesagt, daß jeder einzelne, der nach Palästina kommt, nur für das Gesamtwohl sorgen dürfe und es ihm untersagt sei, sich darüber Gedanken zu machen, was er essen soll! Nicht das Holz und die Steine selbst sorgen für die Zukunft des ganzen Gebäudes, sondern die Bauleute sind bestrebt, gutes und dauerhaftes Material zu wählen, alles auf den richtigen Platz zu stellen, so daß von selbst der ganze Bau stark und schön ersteht. Nicht von den Ansiedlern habe ich somit gefordert, daß sie einzig zum Zwecke des Allgemeinwohles sich ansiedeln, sondern die Leiter der ganzen Sache habe ich aufgefordert, diese dermaßen einzurichten, daß sie die ihrer Würdigen an sich zieht, die Unwürdigen fernhält (würdig und unwürdig nach Maßgabe ihrer physischen und sittlichen Kräfte, ihrer Liebe zur Arbeit, Friedlichkeit und Genügsamkeit); und von den Schriftstellern und Rednern verlangte ich zweckbewußtes Handeln statt des Sammelns von unbrauchbarem Material zu unserem Bau durch erfundene Schönfärbereien und wacklige Projekte; von den Männern der Tat, die sich mit dem Bau befassen, daß sie nicht einzeln für sich vorgehen und den Gesamtbau durch ihre überstürzten Sonderbemühungen gefähr-

den; und überhaupt richteten meine Worte sich nicht an die Masse der Unglücklichen, die eine Antwort auf die Brotfrage suchen, — sie wandern unter dem harten Gebote des Hungers in eiliger Flucht aus und es wäre Torheit, zu glauben, daß Worte sie aufzuhalten vermöchten — sondern an des Volkes Führer und Leiter, seine Schriftsteller und Berater aller Art, die es auf Palästina hinweisen und bemüht sind, dort einen Haufen von Steinen zusammenzutragen, ohne zwischen ganzen und zerbrochenen zu unterscheiden, ohne Ordnung und Einheitlichkeit und ohne festen Plan.

* * *

Bei Gott! ich schäme mich, in einer so einfachen Sache so viele Worte machen zu müssen. Was sollte ich aber anderes tun, da ich aus den Worten meiner Kritiker ersehe, daß auch die besten Zionsfreunde aus Not und großer Geschäftigkeit das Alphabet der Zionsliebe vergessen haben und den, der sie etwa daran erinnert, erstaunt anblicken, ohne zu wissen, was er da redet, als kündete er ihnen neue, niemals erhörte Dinge, „tiefgründige philosophische Forschung aus der Welt der Abstraktion"! Nach ihnen betrachte ich die Siedlung „als eine Bewegung zur Belebung der Nation im geistigen, aber nicht im materiellen Sinne"; ich will in Palästina „Männer" ansiedeln, „die seine Frucht nicht zu essen und seinen Ertrag nicht zu genießen brauchen"; mit erstaunlicher Naivität belehren sie mich über den Lauf der Welt, wonach „in der Welt der Praxis" der Mensch ohne Speise und Trank nicht auskommen kann, weshalb auch die Kolonisten in Palästina das Recht haben, dort eine Antwort auf die Nahrungsfrage zu suchen. Jeder, der gerade und logisch denkt, muß sich sicherlich wundern, daß ich, der ich in der Welt der Abstraktionen lebe und dem die Brotfrage für nichts gilt, mich all den „Geschäften" in der Landwirtschaft widersetze, deren Ausgang zweifelhaft ist, allen jenen in der Luft schwebenden Gesellschaften, die die Armut und den Schacher in Palästina zu vermehren geeignet sind; während sie,

die mit ihrem Wissen nicht zurückhalten, daß die Einwanderer in Palästina von dem Ertrage des Landes essen müssen, — alles gut und schön finden und voller Freude darüber sind, daß die Siedlung wächst, auf welche Weise das auch immer geschieht; daß sie nicht daran denken, daß diese Siedlung nur ein Geröllhaufen werden kann, wenn die Nahrungsfrage nicht auch eine Lösung in einer unserem Zweck entsprechenden Weise findet und man erst nach solchen unnatürlichen und erniedrigenden Lösungen suchen muß, wie die außerhalb des Landes...

Es ist aber gar nicht meine eigentliche Absicht, meinen Kritikern zu zeigen, daß sie das, worauf sie antworten, nicht richtig gelesen haben. Ich will vielmehr auf einen anderen, seltsameren und traurigeren Umstand hier die Aufmerksamkeit lenken: wie ich nämlich schon oben gesagt habe, ersehe ich aus den Worten meiner Gegner im ganzen, aus den langen Tiraden über die „Leiden und Qualen“, womit sie mir zu beweisen vermeinen, daß jetzt nicht die Zeit sei zu vielem „Philosophieren“, — daß die „Zionsliebe“ nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Theorie immer mehr in der Frage der „Auswanderung“ aufgeht, — daß die Zionsfreunde binnen kurzem sich in gewöhnliche Philanthropen verwandeln werden, die nur irgendein Palliativmittel für die Krankheit von heute suchen, ohne um das Morgen besorgt zu sein... Die schlimmen Ereignisse in unserem Leben haben die Herzen stumpf gemacht und das Denken verwirrt, so daß wir geneigt sind, den Wald vor Bäumen nicht zu sehen, unser ewiges Daseinsproblem vor dem der Stunde zu vergessen; und gar bald werden wir aufhören, uns mit „Philosophie“ zu beschäftigen, d. h. in der Zionsliebe „eine radikale und ewige Antwort auf die Frage des Judentums“ in ferner Zukunft zu sehen, und werden nur ein wohltätiger „Verein“ sein wie alle anderen, deren ausschließlicher Zweck es ist, eine gewisse Anzahl armer Juden an irgendeinen für den Augenblick sicheren Ort zu bringen. Nur daß wir dabei Palästina den Vorzug geben werden, weil wir dort eine schöne „Vergangenheit“, teure Gräber besitzen...

Ist dem aber so, so besteht ja wieder meine Frage zu recht, die vor acht Monaten gestellt wurde: wenn auch die „Zionsliebe" nur eine partielle Antwort auf die Gesamtfrage der Auswanderung ist, welches Recht haben wir dann, sie zur obersten Hauptfrage zu machen, zum Schibboleth des nationalen Judentums, wo doch nur einer von Hundert nach Palästina wird gehen können, um sich dort anzusiedeln? Und wenn die temporäre Not ein genügender Grund ist, um uns die Sorge für die Zukunft vergessen zu lassen und uns an einer gelassenen und wohlbedachten Arbeit für ein gemeinsames Ziel in ferner Zukunft zu hindern, welches Recht — so frage ich weiter — haben wir dann uns über unsere Väter zu beklagen, daß sie während der ganzen Dauer der Diaspora sich nicht bemühten, in Palästina einen Grundstein für das Glück der kommenden Geschlechter zu legen? War etwa ihre Not geringer als unsere? Und gleichwohl hören wir solche Vorwürfe oftmals aus dem Munde der Zionsfreunde.

So sehen wir mit schmerzlichem Bedauern, daß ich, wenn ich in meinem Aufsatz behauptete, daß „es unseren Taten an Methode, Ordnung und Einheitlichkeit fehle" (oben S. 94), damit nur die halbe Wahrheit gesagt habe, und daß man, um das Bild vollständig zu machen, noch hinzufügen müßte, daß es auch unserm Denken an Methode, Ordnung und Einheitlichkeit fehlt und wir überall, wohin wir uns wenden, nur Verwirrung sehen — Verwirrung im Denken wie im Handeln.

2. Ab 5651.

II.

DIE SCHULE IN JAFFA UND DIE ARBEITERFRAGE

Innerhalb der Tätigkeit des Komitees der „Gesellschaft zur Förderung der Landwirtschaft in Palästina“ im vergangenen Jahre darf eine Leistung als erster Schritt auf einem neuen Weg gelten. Das Komitee hat nämlich den Beschluß gefaßt, aus seinen Mitteln jährlich viertausend Franken für die Erziehung der Kinder von Bauern und Handwerkern in Palästina zu bestimmen; und dieser geringfügige Betrag hat den Zionsfreunden in Jaffa die Verwirklichung eines Planes ermöglicht, den sie im stillen schon lange gehegt: in Palästina eine hebräische Schule zu gründen — hebräisch nicht nur in einigen nebensächlichen Äußerlichkeiten, sondern im innersten geistigen Wesen, eine Schule, die nicht das Eigentum irgendeines Vereines oder einer Klique sein, sondern das Gepräge der gesamten Nation tragen soll. Eine Schule dieser Art ist nun in Jaffa gegründet worden und auch die „Alliance“ will sich ihrer annehmen und ist bereit, sie materiell und geistig zu fördern.

Erst einige Monate sind seit der Gründung der Schule vergangen, und nun ist dem erwähnten Komitee seitens des Leiters der Schule ein Schreiben vom 6. Februar zugegangen, das ich auszugsweise hier in Übersetzung wiedergebe (der Brief selbst ist französisch geschrieben):

„Ich beehre mich, Ihnen einige Mitteilungen über die Lage der Schule zu unterbreiten, die wir, vor allem dank der Hilfe, die Sie so freigebig dem Unterrichtswesen haben angedeihen lassen, gegründet haben. Ich halte es dabei für ziemlich zwecklos, hier viele Worte über die reiche Wohltat zu verlieren, die Sie unseren hiesigen Brüdern dadurch erwiesen haben, daß Sie den Grund zu einer solchen Anstalt legten, die in Zukunft überaus wichtig zu werden verspricht.

Die Zahl der Schüler, die jetzt unsere Anstalt besuchen,

erreicht die Grenze dessen, was das Haus fassen kann, nämlich 121, die sich folgendermaßen verteilen:

In der Vorschulklasse 37, in I 35, in II 33, in III 16; davon zahlen Schulgeld 49, der Rest ist befreit.

Unsere Schüler haben sich bereits an Disziplin gewöhnt, lieben die Anstalt und die Lehrer und beginnen sich ihren Studien mit dem nötigen Fleiße zu widmen ... Im Laufe der drei Monate hat das Werk bereits größere Fortschritte gemacht, als wir von vornherein hätten hoffen dürfen.

Das Französische dient als Unterrichtssprache für folgende Gegenstände unseres Programmes: Geographie, Weltgeschichte, Naturgeschichte, Erfahrungswissenschaften, Geometrie usw. Der Unterricht in diesen Gegenständen wird aufgenommen werden, sobald unsere Schüler sich die französische Sprache in dem erforderlichen Maße angeeignet haben, d. h. in etwa drei Monaten.

Das Hebräische unterrichten wir als lebende Sprache, und die Ergebnisse sind ganz erstaunlich. Unsere Schüler lernen das Hebräische nach rationeller Methode: Grammatik, Übung im Gebrauch der Sprache, Lektüre mit ausführlicher Erklärung. In den untersten Klassen ist das Hebräische auch die Vortragssprache. Diese Methode, die sich auch an und für sich empfahl, war geradezu unumgänglich, da sich das Schülermaterial zum Teil aus deutschen Juden aus Rußland zusammensetzt, die die Landessprache noch nicht kennen, zum anderen Teil aus Spaniolen; und anstatt sie in zwei Sonderklassen zu teilen, wofür nichts sprach, haben wir die Mühe auf uns genommen, uns jüdische Kinder ohne Unterschied der Herkunft heranzubilden. Da ich dies schreibe, ist dieses unser Ziel beinahe erreicht. Unsere Kinder verstehen bereits alles, was wir ihnen in hebräischer Sprache erklären, und es ist eine ganz besondere Freude, zu sehen, wie zwei Kinder, von denen der eine Spaniole, der andere deutscher Jude ist, sich miteinander in der Sprache unserer Väter unterhalten."

Und noch eine höhere Freude ist es — können wir unsererseits hinzufügen —, ein solches Urteil von dem verehrten Direktor zu hören, den die Alliance mit diesem Amte betraut hat. Ganz kann diese Freude nur der nachempfinden, der den Geist kennt, der bisher in den Schulen der Alliance in allen Ländern geherrscht hat. Gegen diesen Geist haben verschiedene Schriftsteller in den hebräischen Zeitschriften vergeblich angekämpft. Diese ganze Flut schöner Redensarten hat kein Jota aus dem Programm zu löschen vermocht, das jene Gesellschaft sich von vornherein gestellt hat; und jetzt zum ersten Male hören wir die Stimme eines der Lehrer der Alliance und die Stimme ist die Jakobs, und die Stimme kommt aus unserem Lande! Ist das nur Zufall?

Und fürwahr, muß ich mich fragen, liegt da die Annahme wirklich so fern, daß diese Anstalt (wenn sie sich auch weiter geradlinig fortentwickelt) ihren Eindruck auch auf die anderen Schulen der Alliance im Lande und darüber hinaus nicht verfehlen wird? Es ist ja ein Vorurteil, das tief im Herzen unserer westlichen Brüder wurzelt, daß nur der von der Kultur begnadet ist, der im Geiste eines der zivilisierten Völker Europas erzogen wurde. Dieses Urteil kann durch die Stimmen unserer Schriftsteller nicht übertönt werden, und mögen sie sich noch tausendmal mehr ereifern als bisher. Wie aber, wenn nach einigen Jahren als Gegenbeweis gegen diese unsere Brüder Hunderte jüdischer Jünglinge auftreten, die auf dem Boden unserer Väter im reinen hebräischen Geiste erzogen sind und dennoch hinter den Zöglingen europäischer Schulen in ihren Kenntnissen und Umgangsformen und allen anderen Anzeichen moderner Kultur nicht zurückstehen? Ein solcher hebräischer Typus ist noch nicht geschaffen, und die Westler glauben an diese Möglichkeit nicht, — wie aber, wenn er geschaffen wird? ...

Die Schule in Jaffa soll mithin gleichsam ein Experiment sein, das uns und anderen darüber Aufschluß geben soll, was das nationale Judentum in der Erziehung zu leisten vermag. Und wenn dieses Experiment mit aller notwendigen Vorsicht und Sorgfalt angestellt wird, so kann es uns dann,

wenn es gelingt, zur Grundlage einer Methodik der hebräischen Erziehung dienen und wird uns auf dem Wege der Praxis die Lösung für diese schwere Frage geben, die bisher nur der Gegenstand von Artikeln und Reden ohne alle praktischen Konsequenzen gewesen ist.[1]

Und so sehen wir, daß ein so geringfügiger Betrag wie diese 4000 Franken, wenn seine Verwendung dem Ziele nur qualitativ genau angemessen ist, unendlichen Nutzen stiften und einen grundlegenden Wandel in der Entwicklung des Unterrichtes schaffen kann, von dem letzten Endes auch die Entwicklung unseres Volkslebens überhaupt abhängt. Und wenn wir ferner noch bedenken, welche ungleich höheren Beträge die Zionsfreunde im Laufe von zehn Jahren Jahr für Jahr ausgegeben haben und was das Ergebnis all ihrer Mühen gewesen ist, so begreifen wir, daß wir diesmal in der Tat „auf einem neuen Wege" stehen, dem Wege der Qualität.

Neu allerdings ist dieser Weg nicht überhaupt, sondern nur in bezug auf unsere Tätigkeit. Wenn sonst ein Mensch irgendein neues Mittel zur Befriedigung eines materiellen Lebensbedürfnisses erfindet und die Sache größerer Summen zu ihrer Ausführung bedarf, so sitzt er vorher Jahr und Tag in seiner Studierstube und macht verschiedene Experimente, bis es ihm gelingt, sein Werk praktisch herzustellen. Und dieses Modellwerk steht an sich kaum im Verhältnis zu dem Ziele, das der Erfinder erreichen will. Aber er bezweckt mit diesem Modell zunächst ja nichts weiter, als dadurch die Richtigkeit seiner Erfindung zu bestätigen und mit seiner Hilfe eine Gruppe von Kapitalisten zu finden, die der Sache die nötigen Geldmittel widmen können. Edison und seinesgleichen wissen wohl, daß sie bei den Finanzgrößen nicht leicht Gehör finden, wenn sie ihnen nur mit bloßen Versprechungen kommen, und darum wenden sie vorher selbst all ihre Kräfte und ihr Vermögen daran, im stillen Kämmerlein Versuche anzustellen, und erfüllen die Welt nicht mit dem Ruf ihrer Erfindungen, ehe sie sie in greifbarer Form vorführen können.

[1] Siehe zu dieser Schule oben S. 127 f.

Solche Erfindungen gibt es auch zur Befriedigung der Bedürfnisse des Geisteslebens, und die „Zionsliebe“ ist zweifelsohne eine hiervon. Und wie andere Erfinder meist kapitalsschwach zu sein pflegen, so können sich auch die Zionsfreunde besonderer finanzieller Potenz nicht rühmen. Darum ist es eitel Phantasterei, wenn sie glauben, aus eigenen Kräften an das große Werk herantreten und die Erfindung selbst in die Tat umsetzen zu können. Ihre Tätigkeit hat sich vielmehr, wie die anderer Erfinder, allein darauf zu beschränken: ihre Erfindung in möglichst vollkommenen Modellwerken darzustellen, die trotz ihrer geringen Quantität qualitativ stark genug sind, um nach und nach auch jene zu gewinnen, die die materiellen Mittel und den sittlichen Mut besitzen, so daß sie ihrerseits es sich zur Aufgabe machen, die Sache in ihrem ganzen Umfange zu verwirklichen.

Und daß unsere schwachen Kräfte und unser geringes Kapital zu einem solchen Ziel ausreichen würden, wenn wir sie nur immer auf die richtige Weise anwendeten — dies bezeugt die Schule in Jaffa, die uns hier beschäftigt. Mit dem Aufwand einer ganz unbedeutenden Summe haben wir uns die Hoffnung eröffnet, unserm ganzen Volk auf experimentelle Weise zu zeigen, was die Zionsliebe für das hebräische Erziehungswesen bedeutet. Und mit dem Aufwand eines freilich weit größeren Betrages, der aber dennoch die Grenzen unseres Vermögens nicht überschreitet, könnten wir gleichfalls auf experimentelle Weise zeigen, was diese Liebe auch in bezug auf die Landwirtschaft bedeutet. Die Zionsfreunde sind fest davon überzeugt, daß kein Land der Welt imstande ist, hebräische Bauern in dieser beiden Worte vollen Bedeutung hervorzubringen, als Palästina. Aber so lange diese Überzeugung sich nicht auf greifbare Versuche zu stützen vermag und ihre Kräfte nur aus theoretischen Argumenten und Gefühlsergüssen holt, kann sie auf die Männer der Praxis nicht genügend wirken. Grundlos klagen einige von uns über Baron Hirsch und seine Helfer, die Argentinien den Vorzug gegeben haben. Grundlos sind auch die Klagen anderer über Baron Rothschild und darüber, daß seine Beamten in seinen Ko-

lonien ein strenges Regiment führen. Nicht sie trifft die Schuld, sondern uns. Warum können wir bis heute noch nicht auf irgendeine Kolonie in Palästina hinweisen, und sei sie auch noch so klein, und allen sagen: „Hier könnt ihr den Unterschied zwischen Palästina und anderen Ländern, hier den zwischen freien Bauern und Knechten einer Verwaltung erkennen." Warum haben wir bisher unsere schwachen Kräfte zersplittert in verschiedenen Unterstützungen an Kolonien, „die nun einmal da sind", von denen wir aber wohl wußten, daß sie von vornherein auf Sand gebaut waren und uns nicht als Muster dienen konnten? — Mitleid ist wohl eine Eigenschaft, die seit jeher unser Volk auszeichnet; aber das Wohl der großen Sache verlangt von uns, daß wir unsere Hauptkraft der Aufgabe widmen, den Kolonisationsgedanken in einem kleinen, aber vollkommenen Werk zu verwirklichen, das vom Grund bis zum Giebel bewußt nach vorgefaßten, genau ausgearbeiteten Plänen gebaut ist und das allen greifbar vor Augen führen kann, daß wir nicht leeren Phantasiegebilden nachjagen.

* * *

Es ist indes nicht meine Absicht, auf früheres zurückzukommen und einen alten Streit wieder aufzunehmen, vielmehr will ich der Sorge um die Zukunft Worte leihen, die mein Herz erfüllt.

Bekanntlich haben sich vor einiger Zeit einige der besten Zionsfreunde entschlossen, einen Spezialfond für Arbeiter zu sammeln, die um Tagelohn in Palästina arbeiten; und seither fließen von Zeit zu Zeit aus den Provinzstädten verschiedene Summen für diesen Zweck in die Kasse des Komitees. Diese Beträge sind meist nur klein; aber die große Zahl der Spender zeigt, daß dieser Gedanke bei vielen eingeschlagen hat, so daß man glauben kann, daß im Laufe der Zeit nach und nach eine beträchtliche Summe zustandekommen wird, ausreichend zur Gründung einer kleinen Kolonie auserlesener Arbeiter. Nun ist mithin die rechte Stunde gekommen, wo wir an die Gründung einer wirklichen Kolonie denken dürfen, die die Siedlung in ihrer richtigen Gestalt verkörpern

soll, ohne daß wir darum unser Mitleid mit den bereits bestehenden Kolonien unterdrücken müßten. Unter den 400 Arbeitern, die in Palästina sind, werden sich unschwer 20—30 finden lassen, die in jeder Beziehung für dieses große Werk geeignet sind, nicht nur hinsichtlich ihrer Körperkraft und Erfahrung in der Arbeit, sondern auch seelisch, in bezug auf ihre geistige Entwicklung und ihre Anhänglichkeit an unsere Idee. Es fehlt mithin nichts, als eine größere Anstrengung bei der Sammlung der erforderlichen Summe, und daß wir uns vorläufig für diesen zweiten Schritt „auf dem neuen Weg“ vorbereiten, damit seinerzeit alles mit der ganzen notwendigen Sorgfalt geschieht, im Vollbewußtsein des Wertes unseres Experimentes und seines Ergebnisses für die Zukunft als greifbarer Beweis vor ganz Israel.

So hatte ich diesen Entschluß in bezug auf die Arbeiter verstanden und so, dachte ich, würden auch andere ihn auffassen. Aber ach! Ich sollte mich geirrt haben. Noch ist kein Zehntel des erforderlichen Betrages beisammen, und schon sehe ich deutliche Zeichen dafür, daß viele der Teilnehmer an dem Werke dieses gar nicht von der Seite des hier betrachteten allgemeinen Nutzens ansehen, sondern wieder einmal einfach als neue „Unterstützung“ aus mitleidigem Herzen: die armen Arbeiter plagen sich im Schweiße ihres Angesichts und sehen keinen Nutzen von ihrer Arbeit;[1] man muß also Mitleid mit ihnen haben, ihnen den nötigen „Nutzen“ geben — und das ist alles! Selbstverständlich darf das Mitleid nicht zu anspruchsvoll sein und die einzelnen Arbeiter ganz genau nach ihrem inneren Wert für die Idee als Ganzes unterscheiden, geschweige daß es seine Sache wäre, aus allen nur zehn oder fünf vom Hundert auszuwählen und alles gesammelte Geld für sie auszugeben, unbekümmert um den Nutzen aller anderen. Im Gegenteil zeigt sich bereits die Neigung, zum Kriterium der Auswahl nicht den Menschen, sondern die Tasche zu machen und also denen den Vorzug zu geben, die über eine bestimmte Summe verfügen, damit es so ermöglicht werde, eine größere Zahl aus der Unterstützung zu beteilen.

[1] Siehe oben S. 106.

Und so ist ernstlich zu besorgen, daß wir auch diesmal das Ziel verfehlen werden; denn das Wohl der Arbeiter, in dessen Namen jetzt der Fond gesammelt wird, wird auch diesmal nur ihr privates Wohl sein. Ein gutes Werk für diese Welt an einigen Dutzend ohne gründliche Wahl herausgegriffener Menschen, die vielleicht noch eine oder etwa gar zwei Kolonien vom alten Schlage errichten werden; aber das eigentliche Experiment, dessen wir für das Wohl des Ganzen bedürfen, wird auch diesmal nicht Wirklichkeit werden.

Und diese Besorgnis ist es, die mich veranlaßt hat, wieder einmal das zu wiederholen, was ich bereits so oft gesagt habe: daß nicht die Quantität uns heute die Hauptsache sein muß, sondern die „Qualität"; denn solange wir nicht lernen werden, den Wert unserer armseligen Tätigkeit nicht in ihr selbst zu sehen, sondern darin, daß sie uns ein Mittel ist, unserer Idee größere Kräfte zu werben, solange wir diese Erkenntnis nicht gewinnen und sie nicht allen unseren einzelnen Unternehmungen zugrunde legen werden — solange werden wir unsere schwachen Kräfte nutzlos vergeuden in halben und planlosen Aktionen; und trotz all unserer Reden und Strafpredigten wird die „Zionsliebe" in dem engen Kreise bleiben, in den sie durch unsere Unzulänglichkeit bis heute gebannt ist, und wird so den meisten und besten unseres Volkes nur als eine schöne Spielerei einiger hundert Phantasten erscheinen.

27. Adar 5653.

III.

ZUM ZWEITEN AUFSATZ

Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß ich es längst satt bekommen habe, immerfort mit meinen Brüdern zu hadern und daß ich fast entschlossen war, niemals mehr öffentlich zu Fragen der praktischen Kolonisation Stellung zu nehmen. Indes nötigen mich die im „Hameliz" erschienenen Entgegnungen

auf meinen Aufsatz „Die Wahrheit aus Palästina II“, dies eine Mal noch einige Worte zu sagen.

Den Inhalt jener Entgegnungen kann man in zwei Gruppen einteilen: Widersprüche gegen einzelne Tatsachen oder spezielle Urteile innerhalb meines Aufsatzes, und eine umfassende Erwiderung hinsichtlich des Wertes der „Wahrheit“ im Ganzen, ohne Rücksicht auf ihre Einzelheiten. In bezug auf die erste Gruppe will ich hier nicht weitläufig werden und in Kürze nur bemerken, daß mir meine Gegner dort vielfach Äußerungen unterstellen, die ich niemals getan habe. Beispielsweise habe ich nicht behauptet, daß man die Hoffnung auf einen Ertrag des Weinbaues gänzlich aufgeben müsse, sondern im Gegenteil, daß die Sache noch zweifelhaft, aber nicht ohne Aussicht ist, daß sie sich aber vorläufig noch im Stadium des Experiments befindet und daß vernünftige Menschen sich in ihrer Tätigkeit nach Möglichkeit zu beschränken suchen, solange die Versuche nicht abgeschlossen und der richtige Weg nicht gefunden ist. Gleichermaßen habe ich nicht behauptet, daß ich einzig „ein Tohuwabohu“ gefunden habe, sondern im Gegenteil, daß ich „einen beträchtlichen Wandel zum Bessern“ in der Gesinnung der Kolonisten und ihrem Verhältnis zur Bodenkultur habe feststellen können. Ebenso ist es mir nicht eingefallen, den Weinbau jetzt nur deshalb abzulehnen, weil er nach „Geschäft“ riecht, sondern deshalb, weil es noch nicht feststeht, ob das Geschäft ein gutes ist; und wenn man in allen anderen Geschäften sich auf das Glück verläßt und nicht allzu ängstlich ist, so glaubte ich, daß die Kolonisation Palästinas uns zu teuer sein müßte, als daß wir unsere Zukunft von einem riskanten Spekulationsgeschäft abhängig machen dürften, das möglicherweise mißlingen kann und dann die Kolonisation mit sich zu Falle bringen muß. — Solcher Beispiele könnte ich mehrere anführen, verlasse mich aber darauf, daß der Leser, wenn er sich dafür interessiert, sie selbst auffinden kann. — Auch auf einige andere Einzelheiten hätte ich freilich zu erwidern, z. B. in der Frage der türkischen Regierung, des Pariser Komitees usw. Meine Gegner aber wissen selbst recht wohl, daß man in derlei Dingen

nicht alles öffentlich heraussagen kann, und so bin ich denn genötigt, es bei ihren Worten bleiben zu lassen. In der Hauptsache beabsichtige ich hier mithin nur speziell auf die erwähnte allgemeine Entgegnung einzugehen.

* * *

Meine Gegner behaupten, daß es zwei Arten von „Wahrheit" gebe: eine theoretische und eine praktische Wahrheit. Und wenn die „Wahrheit aus Palästina" auch wirklich so aussehen sollte, wie ich sie dargestellt, so sei dies nur die theoretische Wahrheit, während in der Welt der Praxis eine andere Wahrheit herrsche, die Wahrheit des Kampfes ums Dasein; und diese Wahrheit wäre, daß zuversichtlicher Optimismus imstande sei, verschiedene Hindernisse zu überwinden, die die theoretische Wahrheit sieht. Und einer meiner Gegner hat herausgefunden, ich selbst hätte vor einigen Jahren gesagt, daß „der Klugheit Glanz und Ehre eigne, dem Optimismus aber Größe und Kraft".[1]

Wenn ich sie richtig verstanden habe, wollen sie damit folgendes sagen: Es gibt eine logische und eine psychologische Wahrheit. Die Logik wägt die verschiedenen im Leben miteinander ringenden Kräfte gegeneinander ab; findet sie nun, daß die Widerstände stärker sind als der Mensch oder das Volk, das gegen sie kämpft, so fällt sie das Urteil, daß dieser Kampf erfolglos bleiben muß. Nun gibt es im Seelenleben aber auch noch eine andere Kraft, die sich nicht immer und nicht unter normalen Verhältnissen vorfindet und welche darum von der Logik zumeist nicht in Rechnung gezogen wird; diese kann nun die Entscheidung zugunsten ihres Trägers herbeiführen, entgegen aller Berechnungen der Logik. Diese Kraft ist das gläubige Vertrauen. Die gewaltige Sehnsucht nach Erreichung seines Zieles gibt dem Menschen oder dem Volke den sicheren Glauben an sich selbst und seine Kraft, sich durchzusetzen; und dieser Glaube, dieses Vertrauen selbst sind wunderbare psychologische Kräfte, die den Schwachen zum Helden wandeln und ihre Träger oft ans Ziel

[1] [Siehe „Vergilbte Blätter".]

ihrer Wünsche führen trotz aller Hemmnisse, die, nach der kalten Logik gemessen, weit stärker waren, als die gewöhnliche normale Kraft derer, die sie bekämpften.

Und wenn dies in der Tat ebenso die Meinung meiner geehrten Kollegen war, wie der Sinn meiner von ihnen angeführten Äußerungen, so kann ich nicht umhin, mich außerordentlich zu verwundern über die diametral verschiedenen Folgerungen, die verschiedene Menschen zuweilen aus einem Grundsatz ziehen können. Bemühe ich mich ja seit Jahren, eben diese Lehre — von der Macht des Glaubens und Vertrauens — dem Publikum in den verschiedensten Formen zu predigen, und hat ja eben sie mich veranlaßt, auch die „Wahrheit“, die erste wie die zweite, zu veröffentlichen!

Denn in der Tat ist das Vertrauen eine gewaltige Kraft, wenn es der inneren Quelle entspringt, dem innerlichen Sehnen nach Erreichung des Zieles; wenn der Zuversichtliche die Beschaffenheit des Weges, der vor ihm liegt, und die Hindernisse auf ihm kennt, sein Sehnen aber ihm den Glauben an sich selbst gibt, so daß ihm sein Sieg doch nicht unmöglich scheint. Anders aber, wenn dieses Vertrauen nur einen Irrtum auf Grund der Unkenntnis darstellt, wenn nicht das innere Sehnen seine Ursache ist, sondern der Umstand, daß der Mensch nicht weiß, daß der betreffende Weg gefährlich ist und irrig glaubt, daß es ihm leicht fallen werde, sein Ziel zu erreichen. In solchem Falle ist das Vertrauen nicht die alles überwindende Kraft, sondern im Gegenteil ein negativer Faktor, ein neues Hindernis zu den äußeren Hemmnissen. Sobald dieser Mensch auf die Gegenkraft stößt und seinen Irrtum einsieht, wird er erschrocken zurückweichen und verzagen, und da er auf einen Kampf gar nicht vorbereitet war, liegt die Gefahr nahe, daß er völliger Verzweiflung anheimfällt.

Darum ist es meiner Ansicht nach notwendig, daß auch in bezug auf die Kolonisation Palästinas ganz Israel den wirklichen Sachverhalt kenne, sich dessen bewußt sei, wie zahlreich und wie stark die Hindernisse auf unserem Wege sind; und wenn „alle Juden Zionsfreunde“ sind, wenn in ihren

Herzen jenes wahre Sehnen lebt, dann wird als seine Folge auch das Vertrauen zu ihrer Kraft sich einstellen und allem zum Trotz werden sie den Mut haben, vorwärtszuschreiten, die Hindernisse zu überwinden, und endlich — so wollen wir hoffen — durch die Kraft dieses Vertrauens ihre Sache zum Gelingen führen. Einer meiner Gegner versichert uns zwar, daß die ganze „Wahrheit", die ich erzählt habe, längst allen Sachkennern unter den Zionsfreunden offenkundig war. Mag dem so sein. Wir aber müssen dessen eingedenk sein, daß jene „Sachkenner unter den Zionsfreunden" nur die Werber sind, die das Volk für die Sache zu gewinnen haben, während die Geworbenen, die Männer aus dem Volke, deren Aufgabe es sein wird, Angesicht zu Angesicht den feindlichen Kräften dort im Lande entgegenzutreten und die ganze Last auf ihre Schultern zu nehmen, — diese wirklichen Kombattanten nicht zu den Sachkennern unter den Zionsfreunden gehören, weil diese Sachkenner ihnen die eigene „Sachkenntnis" verheimlichen. Und das ist somit der ganze Zweck dieser meiner Aufsätze: daß auch sie, die Söhne des Volkes, die bereit sind, in die Schlacht selbst zu ziehen, den wahren Sachverhalt kennen. Und nur dann, wenn sie alles wissen und gleichwohl sagen: „Trotz alldem!", können wir überzeugt sein, daß sie die wahre Zuversicht besitzen, und dann — werden sie mit Gottes Beistand hinausziehen, um zu dulden und zu kämpfen, und ihr Name wird ein Segen bleiben. Solange aber die Sachkundigen nicht in die Schlacht ziehen und die in den Kampf Ziehenden nicht Sachkundige sind, haben wir kein Recht, uns auf die Macht des Vertrauens zu verlassen, weil dieses Vertrauen in Wahrheit sich nur in der Brust jener Sachkundigen finden kann, während die Einwandernden selbst (mit sehr geringen Ausnahmen) kein wahres Sehnen nach dem eigentlichen Zweck im Herzen tragen, sondern nur nach jenem materiellen Glück verlangen, das sie in Palästina auf leichte Art zu erreichen hoffen. Ihre Zuversicht ist mithin ein „Irrtum auf Grund der Unkenntnis" und darum hat sie zumeist auch nur so lange Bestand wie der Irrtum, d. h. so lange, bis sie nach Palästina kommen und dort auf die nackte „Wahrheit" stoßen.

„Nachschon sprang ins Meer!“[1] — ruft einer meiner Kritiker aus. Richtig. Aber Nachschon wußte, daß er ins Meer springe, und tat es dennoch, weshalb wir behaupten dürfen, daß sein Vertrauen echt war. Hätte aber Moses Nachschon die Augen verbunden und ihm gesagt: „Geh' ohne Furcht vorwärts, denn das Meer ist bereits in festes Land verwandelt“ und Nachschon wäre in diesem Glauben hineingesprungen, — was hätte er dann getan, sobald er seines Irrtums gewahr geworden wäre? Sicherlich hätte er sich unter tausend Verwünschungen wieder zurückgeflüchtet, wenn er nicht, vom Übermaß plötzlichen Schreckens gelähmt, in die Tiefe gesunken wäre ...

* * *

Unsere nationalen Schriftsteller pflegen den Geist unseres Volkes in der Thora zu suchen, mögen sie es auch in diesem Falle tun! Die Thora sagt: „Und die Beamten sollen ferner zum Volke sprechen: ‚Wer furchtsam und ängstlich ist, möge wieder nach Hause gehen.‘“ Sie will nicht, daß man den Kriegern die bevorstehende Gefahr verheimliche, sondern im Gegenteil, daß man sie darauf vorbereite, ehe sie in die Schlacht gehen. Und wenn sie im Herzen nicht die nötige Kraft finden, der Gefahr entgegenzugehen, „so mögen sie wieder nach Hause gehen“. Und analog haben auch die Weisen des Talmud später hinsichtlich des Nichtjuden, der zum Judentum übertreten will, befohlen: daß man ihm vor diesem Schritte die ganze Schwere des Joches zeige, das er auf sich nehmen will, daß man ihm rate, seiner Wege zu gehen, wenn er in seiner Seele nicht genug Kraft findet, alles zu tragen und zu dulden. „Unser Volksgeist“ duldet mithin keine Täuschung „der guten Sache wegen“. Alle müssen die Wahrheit kennen und nur dann werden wir jene „Zuversichtlichen“ herausfinden, die bereit sind, sich selbst in Gefahr zu stürzen um des Gesamtwohls willen und werden sehen, ob es solche unter uns gibt oder nicht.

[1] [Nach der Agada sprang Nachschon, der Stammesfürst Judas, im Vertrauen auf Gottes Wort als erster in die Fluten des Schilfmeers, das nach ihm ganz Israel trockenen Fußes durchzog.]

Wenn aber nicht, — und ich hoffe, daß auch meine Gegner mich nicht werden Lügen strafen wollen, wenn ich sage, daß es bisher beinahe keine gibt — dann tritt die logische Wahrheit wieder in ihre Rechte und bringt uns zur absoluten Entscheidung, daß wir nicht in der Lage sind, heute entgegen all den großen uns widerstrebenden Kräften vorwärts zu schreiten, und daß wir warten müssen, entweder, bis unserer Sache große Männer erstehen, die die Hemmnisse so weit verkleinern, daß sie unsere Kraft nicht mehr übersteigen, oder (was noch längere Zeit erfordert) bis unsere Kraft — d. h. unser inneres Vertrauen — an die Größe der Hindernisse heranreicht.

„Wer ins Land unserer Väter zieht" — sagt einer meiner Gegner — „muß von vornherein wissen, daß er mit verschiedenen Hindernissen zu kämpfen haben wird, aber die Liebe zum Lande, der Mut, muß sie überwinden und sich den Weg bahnen". Und der zweite ruft ihm nach: „Mögen die Männer der Tat kommen und wie Nachschon ins Meer springen!" — Unter diese Worte kann ich getrost meinen Namen setzen, oder richtiger, unter solche Worte habe ich schon mehr als ein- und zweimal meinen Namen gesetzt. Und so hätten die „Sachkundigen" immer zum Volke sprechen müssen, ohne das Maß des „Ringens mit den Hindernissen" zu verkleinern oder das Meer für festes Land auszugeben. Und nur wenn solche Worte die Herzen gewinnen und wenn uns Männer wie Nachschon erstehen mit vollem Bewußtsein, nicht durch Irrtum, nur dann können wir hoffen, daß wir auf Grund der psychologischen Wahrheit zum Erfolg schreiten werden. Ich glaube aber nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß dies das erste Mal ist, daß wir solche Worte aus dem Munde der „Optimisten" unter den Zionsfreunden vernehmen. Und hätte die „Wahrheit" nur den einen Erfolg gehabt, daß sie sie zu diesem großen Zugeständnis vor allem Volke veranlaßt hat, so wäre der Nutzen, den sie gestiftet, nicht gering.

Noch hätte ich manches betreffs der Erziehungsfrage, d. h. betreffs der Frage des Hebräischsprechens in den palästinensischen Schulen zu antworten, aber ich muß gestehen, daß ich

hier in Wahrheit aus verschiedenen Anzeichen die Spuren jenes „inneren Sehnens“ erkenne, das zum Vertrauen führt. Wer weiß, vielleicht wird dieses Vertrauen stark genug sein, um Wunder zu wirken ...

London, 26. Tischri 5654.

Der Weg des Geistes

I.

RABBI MORDECHAI ELIASBERG

Gelehrte mehren den
Frieden der Welt.
[R. Chanina]

Der erleuchtete Rabbiner R. Mordechai Eliasberg, einer der Führer der Zionsfreunde, ist dahingeschieden und die Zionsfreunde haben ihn allerorts nach Gebühr betrauert: die einen durch Trauerversammlungen in den Synagogen und Lehrhäusern, die anderen in Artikeln voll schmerzlicher Klage in den jüdischen Zeitschriften, manche durch beides zugleich; und wieder andere haben in ihrer Begeisterung auch daran gedacht, ihm ein ewiges Denkmal in Israel zu errichten: die einen schlugen vor, auf seinen Namen verschiedene milde Werke in der Diaspora zu stiften, andere wollten sich damit nicht begnügen und spendeten für die Errichtung einer ganzen Kolonie auf seinen Namen in Palästina; aber alle trafen sich darin, daß sie so lange klagten, bis sie keine Tränen mehr fanden und verstummten . . . Die Klagerufe wurden allmählich stiller, die Tränen getrocknet, die Herzen kühler, die Vorschläge wurden vergessen, die Welt ging wieder ihren Weg und jedermann wieder seinen Geschäften nach; und sowohl in Palästina als auch draußen geschah nichts und geschieht nichts — alles nach gewohntem gut jüdischen Brauch.

„Den Schall von Worten hört ihr, eine Gestalt aber seht ihr nicht, nur die Stimme." — Dieses Wunder geschieht uns Tag für Tag und wir haben uns daran so sehr gewöhnt, daß

es auf uns gar keinen Eindruck mehr macht, als wäre dies der Lauf der Welt und müßte so sein . . . Dennoch, auch die Stimme hat ihre eigene Gestalt und nicht alle Stimmen sind gleich, und wenn wir nach dieser geistigen Gestalt den Schall der Worte beurteilen sollen, den wir diesmal vernommen, so müssen wir gestehen, daß, wenn auch hier keine sinnlich wahrnehmbare Gestalt, sondern „nur Schall" merkbar wurde, doch dieser Schall an und für sich sehr verschieden war von den anderen Stimmen gleicher Art, die Tag für Tag an unser Ohr dringen.

Wir haben uns freilich in den letzten Jahren an die Erscheinung gewöhnt, daß gebildete und aufgeklärte Männer aus der Entfremdung wieder heimfinden und verschiedenen Rabbinern zu Füßen liegen, beglückt lächeln ob der Ehre, ihr Gesicht zu schauen, mit übertriebener Huldigung sie umschmeicheln, weit mehr als die „Heimischen", die niemals entfremdet waren; diesmal aber tragen die Worte den Stempel der Echtheit, diesmal fühlen alle, daß die ganze Klage und Trauer nicht äußerliches Lippenwerk ist, um allen Anfechtungen vorzubeugen, sondern wirklich und wahrhaftig aus dem Herzen kommt: die Aufgeklärten beweinen den Tod des Rabbi und Gaon mit Tränen auf den Wangen in aufrichtiger, ungekünstelter Klage... Ist das nicht eine seltene Erscheinung, dergleichen man in Israel schon lange nicht gesehen?

Was unterscheidet mithin diesen Rabbi — der in einer kleinen Stadt am Ende unseres Landes wohnte und den wir hier im Süden bis zu den letzten Jahren nicht einmal dem Namen nach kannten — von allen Rabbinern? Wodurch vermochte gerade er die Herzen solcher Menschen zu gewinnen, die auch dort die Ehrenbezeugung für den Rabbi nicht für nötig halten, wo es sich nicht eben um eine Entweihung des göttlichen Namens handelt?[1] Etwa dadurch, daß er sich an den Bestrebungen zur Kolonisation Palästinas beteiligte? Er hat ja darin

[1] [Ein talmudischer Grundsatz lautet: „Wo es sich um eine Entweihung des göttlichen Namens handelt, braucht man dem Lehrer *(Rab)* keine Ehre zu erweisen.]

nicht besonders Großes geleistet und man vermag kein Werk aufzuweisen, das speziell ihn zum Urheber hätte und dessentwegen er besonderer Liebe würdig wäre. Oder gehörte er etwa zu jenen Rabbinern, die die Thora auch gegen das Gesetz auszulegen verstehen, um den Wünschen ihrer Zeitgenossen gerecht zu werden? Dergleichen lag ihm fern! Wie alle seine Kollegen, beobachtete er das talmudische Gesetz in allen Einzelheiten ohne Ansehen der Person und ohne auch nur einen einzigen Buchstaben, die allerleichteste Vorschrift, aufzugeben, wenn er nicht etwa andere rabbinische Autoritäten an seiner Seite hatte (wie z. B. in bezug auf die Sch'mittah[1]). Worin lag also jene große Kraft, die ihm alle Herzen gewann?

Auf diese Frage werden wir, wie mir scheint, in den Briefen des seligen Rabbi an Dr. Pinsker vom Jahre 1888 in Sachen der Kolonisation die richtige Antwort finden, in denen wir wie in einem klaren Spiegel seine reine Seele und seine richtige Anschauung vom Geisteszustand unseres Volkes in der Gegenwart kennen lernen. Aus verschiedenen Gründen kann ich dem Leser hier nicht alle diese wertvollen Briefe vorlegen und begnüge mich für heute mit einem davon (vom 19. Cheschwan), der mir der wichtigste scheint. Auch daraus lasse ich mehreres weg, das private Angelegenheiten oder Personen betrifft.

* * *

„Im allgemeinen müssen wir uns immer streng vor Augen halten, daß unsere Gesellschaft aus zwei verschiedenen Gruppen von Mitgliedern sich zusammensetzt, die beide in ihren Anschauungen voneinander himmelweit entfernt sind. Denn obgleich beide in dem einen Punkte einig sind, daß es ihre Pflicht sei, in Palästina Juden anzusiedeln, die dort Feld- und Gartenkultur, Viehzucht und dergleichen treiben, daß zu diesem Zwecke dort nach und nach Boden gekauft, Häuser, Speicher, Ställe usw. gebaut und solche Juden angesiedelt wer-

[1] [Das biblische Gebot über das siebente Jahr als Brachjahr, das durch die Besiedlung palästinensischen Bodens wieder aktuell wurde.]

den müssen, die die Fähigkeit besitzen und deren Herzenswunsch es ist, die Arbeit auf sich zu nehmen, ein Land, das Jahrtausende brach lag, in Kulturboden zu verwandeln, der ihnen und ihren Familien in auskömmlicher Weise Nahrung und Kleidung bietet, — obgleich darin alle Mitglieder einig sind und kein Widerspruch zwischen ihnen besteht, so ist doch der Grund, der sie zu dieser Erkenntnis treibt und die Flamme, die in ihren Herzen brennt und sie für diesen Gedanken erwärmt, wesentlich verschieden. Bei der einen Gruppe ist die wesentliche Ursache das Feuer der Religion, das unauslöschlich immerfort auf dem Altar ihres Herzens brennt, wie bei keinem der anderen Völker. Auch bei diesen durchglüht nationales Feuer für ihr Land das ganze Herz, es ist aber dort kein religiöses, sondern nur das natürliche Nationalgefühl; im Herzen des Juden aber kommt noch ein Moment hinzu, das ihn für sein Land begeistert: außer dem, was die Natur in das Herz aller Völker gepflanzt hat, flammt in dem seinen die religiöse Begeisterung mitten in der nationalen, vermehrt ihre Glut, bis das religiöse Element zur Hauptsache wird, vor der das nationale zurücktritt. Bei der anderen Gruppe aber ist das Hauptmoment wie bei allen Völkern der reine Nationalismus und das Religiöse fehlt entweder ganz oder ist doch in nur geringem Grade vorhanden; das nationale Element ist die Hauptsache, das religiöse eine Nebenerscheinung.

Ich sagte ‚zwei Arten von Mitgliedern' und nicht mehr, weil ich die Differenzen, um Verwirrungen zu vermeiden, nicht mehren wollte. Sicherlich gibt es aber darin noch mancherlei Abstufungen; so gibt es viele, die mitten zwischen beiden Extremen stehen; der eine findet es für gut, in diesem oder jenem Punkte den Religiösen und in dem anderen den Nationalen sich anzuschließen, während der andere sich wieder nach seinem und seiner Genossen Gutdünken einen anderen Weg, mehr rechts oder mehr links wählt, usw. Beide haben nur das Wohl des Volkes im Auge, aber je nach ihrer Ansicht und ihrer Weise. Und nach den verschiedenen Momenten, die das Feuer in ihren Herzen entzündet haben,

urteilt jeder verschieden und nach seiner Weise über das Tun und Lassen der Kolonisten, über ihr Leben, die Erziehung ihrer Kinder usw. (Ich hoffe, so Gott will, eine kleine Schrift darüber veröffentlichen zu können, in der alle Richtungen besprochen werden sollen, ferner Zweck und Nutzen der Kolonisation, die Art und Weise ihrer Durchführung, und die auch einen Kompromißvorschlag auf einer Grundlage, die die Mitte zwischen beiden Extremen hält, geben soll, der als goldene Mittelstraße einzuschlagen wäre und dann für alle einzelnen Richtungen segensreich sein dürfte.)

Daraus ergibt sich: solange es nicht in unserer Macht steht, in einer Abstimmung durch Majoritätsbeschluß der Mitglieder festzustellen, welches der richtige Weg ist, den wir unseren Brüdern, die sich jüngst in den palästinensischen Kolonien angesiedelt haben, empfehlen sollen, ist es unsere Pflicht, den Weg einzuschlagen, der allen Parteien recht sein muß; gilt ja in allen Dingen als oberster Grundsatz, ‚daß nichts mehr Segen verspricht als der Friede'. Zumal in einer so großen und neuen Sache, dergleichen es seit der Zerstörung unseres Tempels und unseres Landes nicht gab, ist der Friede unerläßliche Voraussetzung, soll nicht, Gott behüte, der kleinste Umstand alles zerstören, während unsere Gegner rechts und links so zahlreich sind, wovon ich auch ausführlich in meiner erwähnten kleinen Schrift sprechen will. Wie gesagt, die Vermeidung jedes Streites ist uns so nötig, wie die Luft zum Atmen, wie das Wasser den Fischen und das Brot dem Hungrigen, damit die Gegenpartei nicht sage, es wäre besser, es gebe keine Zionsfreunde, so daß auch sie, Gott behüte, sich zu den Feinden der Kolonisation schlagen. Darum tut Vorsicht not, und wer so unvorsichtig ist und in der Sache nach der Ansicht einer Partei vorgeht, beschwört eine gewaltige Gefahr über die ganze heilige und ehrwürdige Idee herauf, für die wir solche Schwierigkeiten überwinden mußten, bis wir mit Gottes Hilfe dorthin gelangt sind, wo wir heute stehen. Vieles haben wir getan, aber es kommt kaum in Betracht gegenüber dem, was uns noch zu tun bleibt, um unser heiliges Ziel zu erreichen.

Und es läßt sich nun leicht einsehen, daß die Ansichten der ersten Partei auch vom Standpunkt der zweiten und selbst ihrer radikalsten Verfechter nicht übelgenommen werden können, denn auch nach deren Ansichten ist es nur ein Plus, das für die Sache selbst überflüssig ist; gehen wir aber auf dem Wege der zweiten Partei, so haben wir nach Ansicht der ersten dabei schweren Übelständen Tür und Tor geöffnet, die auf keine Weise mehr gutzumachen sind und die ein Verderben sind für das ganze Volk und das Land zugleich, ein Fehler, der dazu beiträgt, das Ziel unserer Hoffnung, das Wiedererwachen des jüdischen Volkes, in weite Ferne hinauszuschieben. Und wer endlich bürgt uns dafür, daß nicht jene in ihrer Erbitterung ihre Stimme erheben werden, um — was Gott verhüte — alles, was wir im Schweiße unseres Angesichtes aufgebaut, zu zerstören? Darum, ihr Weisen, seid vorsichtig in euren Taten!

Damit ich das Thema zur Zufriedenheit aller Parteien beschließe, will ich um der Ehre unseres Landes, unserer Gesellschaft und deren Leiter willen ihnen einen Friedensvorschlag machen: wir finden, daß bei den Opfern für die Allgemeinheit, deren Fett und Blut für die ganze jüdische Nation dargebracht wurde, um Gottes Segen für sie zu erlangen, nach der Vorschrift zweierlei Feuer verwendet wurden, deren aufsteigende Flamme zum Wohl des Volkes immerfort auf dem Altare Gottes brannte. Das eine fiel öffentlich vor aller Augen vom Himmel, wie es in der Thora heißt, und das zweite mußte man Tag für Tag von den Laien holen. So, meine ich, soll man es in allen öffentlichen Angelegenheiten halten, die das ganze jüdische Volk betreffen und für die wir unbedingt beide Feuer brauchen; keines darf fehlen. Das eine, heilige, religiöse Feuer, das vom Himmel herabfällt, das auf dem Altar des Herzens des jüdischen Volkes brennt und nicht erlischt, das viele Wasser nicht verlöschen können und vor dem aller Egoismus wie eitel Rauch verfliegt, und als zweites die natürliche Klugheit, das Feuer der Wissenschaft, das wir Tag für Tag erneuern müssen, daß es nicht verlösche, weil der Egoismus immerfort darauf lauert, diese nationale Liebe zu

ersticken, und dem Menschen sagt: Was kümmert dich das Wohl des Volkes? Jeder ist sich selbst der Nächste! Dein Vermögen, deine Ehre und dein Rang gehen über alles Wohl des Volkes. Sehen wir ja Tag für Tag bei den Reichen unseres Volkes, wie sie nur um ihr eigenes Wohl bekümmert sind, den Prunk ihres Hauses zu mehren, Titel und Würden für sich und ihre Angehörigen zu erwerben; und dabei denken sie noch, daß sie dadurch die Ehre des armen und allgemein verachteten jüdischen Volkes mehren, weil sich unter ihnen Ausnahmen finden, die, obgleich sie Juden sind, doch ob ihrer Verdienste und Vorzüge von der Regierung erhöht werden unter Fürsten und Edle, während ihre vielen Brüder von den Völkern verachtet und geringgeschätzt werden, ja viele Zehntausende von ihnen vor den Augen der Reichen zugrunde gehen und Hungers sterben, ohne daß diese in ihrem Überfluß sich darum kümmern. Darum bedarf das nationale Feuer täglicher Erneuerung, es ist das „profane Feuer", das zu entzünden und zur großen Flamme anzufachen die Anspannung unserer Kräfte verlangt.

Nun war, als die Juden noch im Lande lebten, Frömmigkeit mit Bildung vereint, weil sie beides von ihren Lehrern übernahmen, aus einer Quelle, in der gleichfalls Religion und Wissenschaft vereint sich fanden. Seitdem unser Volk aber in die Verbannung ging und wir diese beiden Flammen an verschiedenen Orten suchen müssen, die Thora bei den Großen Israels und die Wissenschaft bei den Großen der Völker, und da auch die Herzen unter dem Drucke der Zeiten zusammenschrumpften, so daß ein Herz beide Flammen zugleich nur schwer umschließen kann, so stehen heute in unserem Volke die Weisen der Thora und die Profangelehrten in getrennten Lagern, und wenn wir eine allgemeine Sache im Interesse des Volkes durchführen wollen, müssen wir beide Arten von Weisheit, verkörpert in zwei einzelnen Menschen, einem Großen der Thora und einem Manne der Wissenschaft, zusammenschließen; und wenn sie vereint sind, dann ist die alte

Vollkommenheit wieder da, die uns in den Tagen der Vergangenheit auszeichnete..."

* * *

Somit gibt es unter uns „religiöse" und „natürliche" Nationale, und die einen wie die anderen „haben nur das Wohl Israels im Auge, aber je nach ihrer Ansicht und ihrer Weise". Diese Tatsache, die allen bekannt ist, die aber öffentlich vor dem ganzen Volke unverblümt auszusprechen keiner der „Natürlichen" bisher gewagt hat, die sie im Gegenteil nach Möglichkeit zu vertuschen bemüht waren, — hören wir hier ausdrücklich von einem der Führer der Religiösen... Wir hören es allerdings nicht zum ersten Male, denn seit der nationale Gedanke in unserer Mitte erwacht ist, haben viele von den „Religiösen" immer wieder mit dem Finger auf ihre „natürlichen" Brüder gewiesen, um ihnen immer wieder vorzuhalten, daß das Feuer ihrer Liebe zu ihrem Volke kein religiöses sei, sondern ein „profanes"; „solche Stimmen" vernahmen wir freilich Tag für Tag aus dem Munde von Rabbinern und Predigern in Wort und Schrift; wie groß aber ist der Unterschied zwischen der Gestalt jener Stimmen und jener neuen Gestalt, in der dieselben Worte im Briefe unseres Rabbiners erscheinen! Wir sind gewöhnt zu sehen, wie unsere Rabbiner, in Eifer gehüllt und die Zuchtrute in Händen, ausziehen, um „Genugtuung für die Thora"[1] seitens der dem Joch Entlaufenen zu erkämpfen; von der Höhe ihres Thrones, von oben herab, schleudern sie Pfeile und Wurfgeschosse auf die Häupter ihrer verhaßten Feinde, setzen Himmel und Hölle gegen sie in Bewegung, um in flammender Zorneswut im Herzen ihrer Herde zelotischen Haß im Namen des Gottes Israels wachzurufen... Wir sind gewöhnt, dergleichen in aller Seelenruhe zuzuschauen, den Donner und die Blitze zu betrachten, während unsere Augen alles andere als fromme Ehrfurcht ausdrücken, und ruhig weiterzugehen, um unbeirrt den früher eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Hier aber, da wir diesen

[1] [Anspielung auf einen Aufsatz, der damals unter diesem Titel von einem der großen Rabbiner veröffentlicht wurde.]

Brief lesen, in dem gleichfalls ein Rabbi und Gaon, aber in ganz anderem Stile, zu uns spricht, da wir zu unserem Erstaunen sehen, daß ein Rabbiner von bedeutendem talmudischen Rufe aufrichtige Worte des Friedens spricht und dem ganzen Volke als solchem ohne Unterschied der Partei in selbstloser Liebe zugetan ist, daß er, statt zu schelten und zu fluchen, erbittert anzuklagen und Zwietracht unter den Volksgenossen zu säen, freundlich, zurückhaltend und liebenswürdig spricht, allen gerecht Handelnden Gerechtigkeit widerfahren läßt und bemüht ist, die Extreme einander näherzubringen, Friede und Eintracht zu stiften unter den im Dienste der heiligen Sache Stehenden von „beiden Arten"; — da wir dies sehen, so kann es nicht fehlen, daß in uns — gehören wir nun zu welcher Gruppe immer — Gefühle der Liebe und Ehrfurcht für den Menschen wach werden, den wir daran erkennen; nolens volens neigen wir aufmerksam unser Ohr seinen Worten, die aus einem reinen Herzen kommen, und müssen uns auch gestehen, daß der Rabbi uns wichtiges zu sagen hat...

Wie ich schon oben sagte, ist auch unser Rabbiner mit ganzem Herzen für den Bestand der Religion besorgt und beobachtet sie, wie es ihm ziemt. Nur daß er dabei auch in Rechnung zieht, daß „der Mensch nicht die Macht besitzt, den Geist in Fesseln zu schlagen". Darum unternimmt er es nicht, uns Herz und Nieren zu prüfen und gewaltsam Gläubigkeit zu verlangen, sondern weil er weiß, daß der Bestand und das Glück der Nation ein gemeinsamer umfassender Wunsch beider Arten zugleich ist, darum verteidigt er klugerweise die Religion im Namen des Nationalismus und verlangt mit Recht von den „Natürlich-Nationalen", daß auch sie die Thora und deren Gebote im Namen des Nationalismus hochhalten... Es tut ihm freilich in der Seele weh, zu sehen, „daß heute in unserem Volke die Weisen der Thora und die Männer der Wissenschaft getrennte Wege gehen", aber er sieht zugleich ein, daß, wenn alle rabbinischen Autoritäten der Welt sich versammelten und noch tausendmal lauter zum Himmel riefen, sie doch nicht stark genug wären, das Rad der Geschichte zurückzuschrauben; und

darum begnügt er sich mit wenigem und sucht nur einen geraden und leicht gangbaren Weg zu finden: diese beiden, „verkörpert in Einzelmenschen", zusammenzuschließen, so daß „durch ihre Vereinigung die einstige Vollkommenheit wiederhergestellt werde ..."

Durch ihre „Vereinigung" ... Wie aber sollen sie sich einigen, wenn beide Lager sich nicht vom Flecke rühren, um einander näherzukommen? Die einen halten es nicht für ihre Pflicht, von ihrer religiösen Freiheit im Handeln auch nur um Haaresbreite abzugehen, und vergessen, daß der Eifer im Wesen der Religion begründet ist; die andern aber wollen auch das andersartige Denken nicht verzeihen und messen ihre Brüder nach dem harten Maßstab des Rechtes, auch wenn das Fiat justitia ein Pereat mundus bedingt ... Besteht eine Hoffnung, daß diese Extreme irgendeinmal sich einander nähern sollten?

Sicherlich! Wenn es unter uns nur „Mittler" gleich diesem Rabbi gibt, die zwischen beide Lager hintreten und es verstehen, voll Freundlichkeit und Geduld zu jedermann in seiner Sprache und nach seinem Verstande zu sprechen, wenn es unter uns nur solche „Ärzte" gibt, die es verstehen, „die seelisch Leidenden mit lindernder Arznei zu heilen, das Böse mit dem linden Stab der Liebe in Gutes zu wandeln, nicht mit dem Messer des Chirurgen die kranken Glieder zu amputieren, oder sie mit der Zuchtrute[1] zu behandeln" (Worte des sel. Rabbi in einem seiner Briefe, der den Vorschlag eines großen Rabbiners behandelt, „die Einwohner der Kolonie Gedera einfach zu entlassen und statt ihrer andere anzusiedeln", weil sie, wie verlautete, es mit den religiösen Geboten nicht genau nahmen!). Und daß es unter uns solche Männer — und vielleicht gar Rabbiner — gibt, ohne daß wir es wissen, dessen mag uns dieser Rabbi selbst ein Zeuge sein, der Jahr und Tag unter uns wandelte, ohne daß wir ihn kannten. Wer mag wissen, wieviele R. Mordechai Eliasberg es noch in Israel gibt, ohne daß wir sie kennen!

[1] [Vgl. Zach. 11, 7.]

Warum aber kennen wir sie nicht? Warum halten sie sich bescheiden verborgen, jeder in seinem Zelte, in solcher Zeit?

Winter 5650.

Anmerkung. Ein Jahr darauf (18. Schebat 5651) veröffentlichte ich im „Hameliz" noch zwei weitere Briefe des verewigten Rabbi nebst einigen Geleitworten meinerseits unter dem Sammeltitel: „Ein Friedensengel". In jenen Briefen macht der Rabbi dem Vorstand der Zionsfreunde folgenden hochwichtigen Vorschlag: In den palästinensischen Kolonien einen eigenen Beamten anzustellen, der den Titel „Friedenssucher" führen, und dessen Aufgabe es sein soll, die moralische Seite des Kolonisationswesens zu überwachen, an Sabbaten und Feiertagen Vorträge über Angelegenheiten des Ackerbaues und dessen Vorzüge zu halten, die Landleute zu allem, was ihre Lage erforderlich macht, anzueifern, Streitigkeiten und Reibungen unter ihnen hintanzuhalten, sie Anstand und Sittlichkeit zu lehren und dergleichen mehr. Diese Briefe sind von hohem Werte sowohl hinsichtlich ihres Themas an sich, als auch durch den Einblick, den sie uns in die Seele ihres Autors verschaffen. Weil aber der Verfasser des Buches „Schibath Zion" [Zions Heimkehr] sie von dort bereits in seine genannte Schrift (Teil I, S. 32—35) übernommen hat, habe ich es für überflüssig gehalten, ihnen auch in dieser Sammlung einen Platz anzuweisen.

II.

Dr. PINSKER UND SEINE BROSCHÜRE

Ein offener Brief an meine Brüder im Geiste

Weit, sehr weit entfernt ist der Hafen, den wir mit der Seele suchen. Dem tausendjährigen Wanderer jedoch darf kein noch so weiter Weg zu lang sein.

„Autoemanzipation".

Während Ihr diesen Brief leset, wisset Ihr bereits, daß Pinsker nicht mehr unter uns weilt, und Ihr habt wohl auch bereits die schweren Seufzer gehört, die sich den Herzen aller „Zionsfreunde" in der Nähe und in der Ferne ob dieses neuen Unglücks entrangen. Was Wunder? Auch in den Tagen der Macht und des Sieges pflegt das Heer den Tod eines geliebten Feldherrn zu beweinen, um wie viel mehr zur Zeit der Not und der Wirrnis, wie sie jetzt für die „Zionsfreunde" angebrochen ist; zu einer Zeit, da der Druck kein Ende nimmt:

draußen der Druck des Feindes, der Druck vieler unglückseliger Ereignisse, die scharenweise auf uns einstürmen, der Druck jener traurigen Ritter, die von jeher gewohnt sind, den Gedrückten noch mehr zu drücken und den Fußstaub jener zu lecken, denen das Glück lächelt —, und drinnen... Doch was könnte ich Euch erzählen, was Ihr nicht selber wüßtet? Auch Ihr seid ja „drinnen" und habt Augen, um zu sehen. —

Doch wenn auch alle „Zionsfreunde" empfinden, daß der Tod Pinskers für sie einen großen Verlust bedeutet, so vermögen doch nicht alle die wahre Beschaffenheit dieses Verlustes zu erkennen, das wirkliche Verhältnis zwischen dem Verstorbenen und der „Zionsliebe" zu begreifen. Die meisten „Zionsfreunde" kannten ihn bloß als „Mann der Tat", der an ihrer Spitze stand, um die Geldsammlungen zu leiten, die „Büchsen" einzurichten und die „Unterstützung" zu ordnen. Doch nur die wenigsten kannten seine Psyche, wie sie in seiner herrlichen Broschüre zum Ausdruck kommt. Nur diese allein wußten, daß Pinsker eigentlich in erster Linie bloß Nationaljude war, ein Freund seines Volkes, und daß erst aus dieser Freundschaft der Gedanke der „Autoemanzipation" emporwuchs, zunächst ohne irgendwelche Beziehung auf Palästina, so daß er erst später, als er in den Vereinigungen der „Zionsfreunde" den ersten Schritt zur Realisierung dieses seines Gedankens zu sehen glaubte, sich ihnen anschloß. Ihm, der von Jugend auf eine europäische Erziehung genossen hatte, ging jene tiefwurzelnde, rückhaltlose Liebe zu unserm Heimatlande ab, die wir, die Zöglinge der Bibel und des Talmuds, von Kindheit auf in unserm Herzen empfinden. Er kannte nur das „heilige Land", heilig nicht in nationaler, sondern bloß in religiöser Beziehung, daher heilig nur in der Vergangenheit, nicht aber für die Zukunft. „Nicht das heilige Land soll jetzt das Ziel unserer Bestrebungen werden" — so sagt er wörtlich in seiner Broschüre[1] — „sondern das eigene. Wir brauchen nichts als ein großes Stück Land für unsere armen Brüder, welches unser Eigentum bleiben soll, aus dem kein

[1] Autoemanzipation, S. 22 f.

fremder Herr uns verdrängen kann. Dorthin wollen wir das Heiligste mitbringen, was wir aus dem Schiffbruch unseres einstigen Vaterlandes gerettet: die Gottesidee und die Bibel. Denn nur diese sind es, welche unser altes Vaterland zum heiligen Lande gemacht haben, nicht etwa Jerusalem oder der Jordan. Möglicherweise könnte das heilige Land auch unser eigenes werden. Dann um so besser; aber es muß vor allem festgestellt werden — und darauf kommt es nur an — welches Land uns überhaupt zugänglich und gleichzeitig geeignet ist, den Juden aller Länder, welche ihre Heimat verlassen müssen, eine sichere, unangefochtene, produktionsfähige Zufluchtsstätte zu bieten."

Nur darin also unterschied sich Pinsker hinsichtlich seiner Stellung zum heiligen Lande von den sonstigen jüdischen Männern seines Schlages, daß er es nicht schlechter als die übrigen Länder behandelt wissen wollte. Hätte also damals sein Projekt bei unseren westeuropäischen Volksgenossen, zu deren Nutzen und in deren Sprache die Broschüre verfaßt wurde, Anklang gefunden, und wäre dann eine Expedition zur Aufsuchung einer „unangefochtenen Zufluchtsstätte" abgeschickt worden, dann hätte er es wohl für notwendig gehalten, auch Palästina in den Bereich der Nachforschungen einzubeziehen; und wenn es sich als geeignet herausgestellt hätte — „dann um so besser". Doch wir wissen ja, daß eine derartige Expedition sicher irgendein Land in Amerika, Australien oder Afrika gewählt hätte, aber nicht das heilige Land. Dann hätte er den Rest seines Lebens nicht der Kolonisation Palästinas, sondern der Kolonisation jenes „auserwählten" Landes gewidmet, und dann wäre zwar sein Name in segensreichem Andenken geblieben als der eines treuen Sohnes seines Volkes, doch nicht als eines Führers der „Zionsfreunde".

Allein sein Projekt hat im Westen keinen Anklang gefunden, worüber man sich nicht im geringsten wundern darf. Vielmehr muß man sich über ihn wundern, daß er überhaupt nur hoffen konnte, durch die Broschüre sein Ziel zu erreichen, er, der doch selbst das gewaltige Hindernis, das im

Wege lag, sah und aufzeigte, ohne damit zugleich auch die Mittel zu seiner Beseitigung anzugeben.

Denn die Grundtendenz, die sich durch seine Broschüre hindurchzieht, ist ja die, daß er sich Mühe gibt, das Vertrauen unserer westlichen Brüder auf die Emanzipation und ihre Hoffnung auf die Ausbreitung derselben durch die Fortentwicklung der Humanität auch in den übrigen Ländern dadurch zu erschüttern, daß er sie darauf hinweist, daß der Judenhaß in einem tiefen, angeborenen Gefühl wurzelt, daß er eine „Psychose" und als solche „hereditär" sei,[1] während die Emanzipation nur ein Postulat des Verstandes und der Logik bilde, wir sie daher niemals als einen notwendigen, selbstverständlichen, spontanen Ausdruck des menschlichen Gefühles der Völker ansehen dürfen.[2] Daher ist nicht die Emanzipation unsere einzige Rettung, sondern die Autoemanzipation, der allein wir alle unsere Kräfte widmen müssen, ohne uns durch den langen und gefährlichen Weg entmutigen zu lassen, da uns ein anderer, besserer Weg nicht freisteht. Bevor wir jedoch an das Werk herangehen, ist es zunächst notwendig — und das ist der Schritt, der am schwierigsten ist — daß alle Angehörigen unseres Volkes sich entschließen, mit einem Male diesen Weg zu betreten und ihn bis zur Erreichung des Endzieles nicht mehr zu verlassen. Wir brauchen, um seinen eigenen Ausdruck anzuwenden, einen „nationalen Entschluß".[3] Der Zweck der Broschüre sollte also der sein, uns zu diesem Entschluß zu bringen dadurch, daß sie uns zur Erkenntnis seiner Notwendigkeit bringt.

Aber hier mußte sich doch der Verfasser die folgende Frage vorlegen. Wenn die auf der Humanität basierende Emanzipation deswegen aussichtslos ist, weil jegliche Anschauung, die bloß dem Verstande entspringt und nicht im Gefühle wurzelt, machtlos ist und die ihr entgegenwirkende „Psychose" nicht zu überwinden vermag — dann müssen ja seine eigenen Bemühungen, unser Volk durch diese negative Erkenntnis einer neuen Lebensanschauung zuzuführen, ebenfalls fruchtlos

[1] Ibid. S. 5. [2] Ibid. S. 9. [3] Ibid. S. 23.

bleiben, da ja auch diese Erkenntnis nur „ein Postulat des Verstandes und der Logik" ist, folglich der „nationale Entschluß", der sich aus ihr ergeben wird, falls er sich überhaupt ergeben sollte, ebenfalls kein „notwendiger Ausdruck des spontanen menschlichen Gefühles" sein wird, während andererseits der nationale Indifferentismus, der schon viele Generationen hindurch an unserem Mark und Bein zehrt, eine „hereditäre Psychose" bildet? Worin besteht also der Vorzug der Idee der Autoemanzipation gegenüber der Hoffnung auf die Emanzipation, wenn sie beide im Gefühle keinen Rückhalt haben, wenn der ganze Unterschied zwischen beiden nur darauf hinausläuft, daß dieser der Rückhalt im Gefühle der andern, jener der Rückhalt in unserm eigenen Gefühle mangelt und wir diesem gegenüber nicht minder machtlos sind?

In der Tat sah auch Pinsker diese Frage vor sich, doch er gab ihr nicht diese scharfe Formulierung und beschäftigte sich auch mit ihr nicht eingehender, weil er keine befriedigende Antwort kannte. In seinem festen Glauben an die Berechtigung seines Projekts glaubte er auch an die Fähigkeit seiner Worte, diesen nationalen Entschluß herbeizuführen. Ob aber dieser bloß durch den Verstand veranlaßte Entschluß von langer Dauer sein und ausgedehnte und bedeutende Werke wird zeitigen können? Er wollte es glauben — und so glaubte er es.

„Nationales Selbstgefühl!" — ruft er erbittert — „wo dieses hernehmen? Das ist ja das große Unglück unseres Stammes, daß wir keine Nation bilden, daß wir bloß Juden sind."[1] Und nun setzt er die Ursachen, die in uns das Nationalgefühl erstickt haben, auseinander und geißelt diese Erscheinung in bitteren, markerschütternden Worten. Doch die Frage steht unverrückt da: wo sollen wir jetzt das uns so oder so abhanden gekommene Nationalgefühl hernehmen? — Er tröstet sich zwar damit, daß jetzt die Dinge etwas besser stehen. Die planlose Flucht nach Palästina, die an sich verfehlt war, „zeugt doch für den richtigen Instinkt des Volkes, dem es klar geworden, daß es einer Heimat bedarf".[2] An-

[1] Ibid. S. 13. [2] Ibid. S. 17.

dererseits „sind die großen Ideen des 18. und 19. Jahrhunderts auch an unserm Volke nicht spurlos vorübergegangen. Wir fühlen uns nicht allein als Juden; wir fühlen uns als Menschen. Als Menschen wollen wir auch leben und eine Nation sein wie die anderen".[1] — Allein diese Tröstungen sind durchaus unzureichend. Der nationale Instinkt der hungernden Volksmasse, dessen Vorhandensein an sich großen Zweifeln unterliegt, ist selbst für den Fall, daß er wirklich vorhanden ist, doch nur ein sehr schwacher Untergrund für einen so hochragenden Bau. Eine derartige Arbeit hängt vielmehr von der Teilnahme der führenden Männer des Volkes ab, erfordert die Erweckung eines tiefen Dranges nach solcher Betätigung im Herzen derjenigen, die zugleich wissen, wie man sich zu betätigen hat und die nicht blindlings dem Instinkt folgen. Diese führenden Männer aber, „die Söhne der modernen Kultur in unserm Volke",[2] die die Ideen des 18. und 19. Jahrhunderts in sich aufgenommen haben und die sich als Menschen fühlen, sind noch sehr weit davon entfernt, sich als Angehörige der jüdischen Nation zu fühlen. Sie sind Menschenkinder, aber nicht Kinder ihres Volkes. Und sollten sie auch die logische Korrektheit der vom Verfasser gezogenen Folgerung, daß wir als Menschen auch eine Nation bilden müssen gleich den anderen, zugestehen, so würden sie ja nur so weit sein, die Notwendigkeit der Sache zu erkennen, aber nicht sie zu empfinden. Also wird die Folge davon nur ein „Postulat des Verstandes und der Logik", aber nicht der notwendige Ausdruck des menschlichen Gefühls sein. Wir müssen wollen! — so befiehlt die Logik. Wenn wir aber trotzdem nicht wollen, d. h. wenn wir diesen Willen nicht empfinden? Oder noch mehr, — was sollen wir machen, wenn ein anderes Wollen, das in unserm Herzen wahrhaft lebendig ist, sich diesem Willen widersetzt und uns sogar dazu verführt, die logischen Denkgesetze zu vergewaltigen, nur um darzutun, daß wir nicht wollen müssen, ja daß wir nicht einmal wollen dürfen?

Diese Befürchtung traf auch in der Tat nach Erscheinen

[1] Ibid. S. 24. [2] Ibid. S. 29.

der Broschüre ein. „Die Söhne der modernen Kultur" ließen sich von der Heftigkeit ihrer Sprache und der Logik ihrer Argumente nicht im geringsten imponieren. Im Gegenteil, sie versuchen bis auf den heutigen Tag mit Gründen, die ihnen unumstößlich scheinen, die Nutzlosigkeit derartiger Dinge nachzuweisen und den Gedanken der Autoemanzipation als einen törichten Traum, ja sogar als ein kulturfeindliches Gift hinzustellen.

Inzwischen aber fanden sich unter unseren Juden, in denen durch verschiedene Ereignisse nicht nur die Erkenntnis, sondern auch die (wenn auch temporäre) Empfindung der Notwendigkeit einer „unangefochtenen Zufluchtsstätte" gefördert wurde und die zugleich, wenigstens in ihrer Majorität, sich von der „Chederschule" her den „richtigen Instinkt" bewahrt hatten, der nach dem einzigen Lande, welches an das Judentum erinnert, hinwies — unter den östlichen Juden fanden sich viele, die, ohne langwierige und abstrakte Untersuchungen anzustellen, in medias res gingen und anfingen, an der praktischen Kolonisation Palästinas zu arbeiten; natürlich auf ihre Art zu arbeiten: ohne besondere Vorbereitungen, ohne bestimmten Plan, ohne Ordnung und ohne Einheitlichkeit. Eine derartige „Arbeit" konnte freilich einem Manne wie Pinsker kaum gefallen, aber immerhin war sie ihm lieber, als das müßige Zuschauen der westlichen Juden. Allerdings geschah die Auswahl des Landes nicht seinem Vorschlage gemäß durch eine Expedition jüdischer Fachmänner, die auf Grund vorangegangener Forschungen dieses Land als das zweckentsprechendste Land festgestellt hätten; zwar wurden anstatt eines nationalen „Direktoriums", das die Sache mit Sachkenntnis und Energie geleitet hätte, nur eine Anzahl von Vereinen gegründet, von denen beinahe jeder ein besonderes Programm mit besonderen Prinzipien hatte; zwar kam, anstatt des „nationalen Entschlusses", die Bewegung nur in sehr wenigen, überdies sozial niedrig stehenden Kreisen zum Vorschein — allein trotz all dieser Mißstände glaubte er doch in diesen Versuchen wenigstens eine schwache Spur von dem Schimmer eines inneren Dranges nach nationalem Leben und Wirken

sehen zu können, und dies war für einen Mann wie Pinsker, bei dem Tat und Gesinnung eins waren, ein genügender Grund, um auf die Seite dieser „Arbeiter" zu treten. Da er erkannt hatte, daß es eine Schmach für unser Volk wäre, die Hände in den Schoß zu legen und sich anderen an den Hals zu werfen, zog er es vor, diese Schmach im Verein mit der Volksmasse, die den Willen, aber nicht die Macht hat, zu tilgen, als sie weiter zu tragen in Gesellschaft der oberen Zehntausend, die die Macht, aber nicht den Willen haben.

Auf diese Weise wurde Pinsker ein „Zionsfreund", oder, wenn man so sagen darf, ein Freund der „Zionsfreunde"... Der Verfasser der „Autoemanzipation" war zur Überzeugung gekommen, daß schöne Redensarten und logische Argumente ohnmächtig sind, etwas aus dem Nichts zu schaffen; da zeigte sich ihm die Kolonisationsbewegung in Form eines gewissen, wenn auch minimalen Etwas, und nun ergab er sich diesem Etwas mit Herz und Seele, in der Überzeugung, daß es nicht allzuschwer sein würde, diesem ordnungslosen Chaos eine entsprechende Gestalt zu geben.

* * *

Fast acht Jahre hindurch war Pinsker im Dienste der palästinensischen Kolonisation tätig, und im Laufe dieser Zeit sammelte er eine reiche, aber zugleich bittere und betrübende Erfahrung. Auf Schritt und Tritt stieß er auf unüberwindliche Hindernisse. Die wenigen armseligen Kolonien, die in überstürzter Hast gegründet worden waren, konnten sich nicht halten und waren auf eine permanente reichliche Unterstützung angewiesen. Die „Zionsfreunde" in der Diaspora wiederum, deren Zionsliebe sich in der Entrüstung über die Gegner des Zionsgedankens kundgab, öffneten zwar mit Begeisterung ihren Mund, aber nicht — ihren Beutel. Geldmittel für das Kolonisationswerk hatten sie nicht viel übrig, doch hatten sie mehr als genug Projekte und Ratschläge. Nicht nur daß es im Laufe dieser Zeit den „Zionsfreunden" nicht gelang, den Rahmen der Partei zu sprengen und sich zu einer Volksbewegung zu erweitern; sie konnten nicht einmal eine Partei

werden, um unter sich eine absolute Einheitlichkeit herzustellen. Das ganze Leben von Pinsker war voll von Schmerz und Enttäuschung, ein ewiger Kampf gegen Zwietracht und Nörgelei, gegen die kleinlichen Sonderinteressen von Einzelpersonen und Korporationen und dergleichen mehr. „Fäulnis!" pflegte in solchen Fällen Pinskers Lieblingsausdruck zu sein, und in der Tat offenbarte sich hier im kleinen die „Fäulnis", die unser ganzes Volksleben im großen verseucht. Denn nur dann zeigt sich im vollen Umfange die Kraftlosigkeit des Patienten, wenn er sein Lager verlassen und sich auf die Beine stellen will...

In den letzten zwei Jahren, seitdem die „Zionsfreunde" sich in der „Unterstützungsgesellschaft"[1] organisiert haben, deren offizielles Oberhaupt Pinsker war, trat zwar eine bedeutende Wendung zum Bessern ein. Jetzt war es nicht mehr jedem „angesehenen Gemeindemitglied" freigestellt, sich an die Spitze zu drängen, und zu tun (oder zu fordern, daß andere tun), was ihm gerade einzufallen beliebte. Das Haupt der Gesellschaft hatte jetzt bessere Waffen in der Hand, um den Frieden und die Ordnung zu sichern. Durch diese und andere, wichtigere Ursachen nahm die Bewegung mit einem Schlage einen Anlauf und einen Aufschwung, daß man auf den ersten Blick glauben konnte — und fast alle glaubten es wirklich — daß sie jetzt das ganze Volk durchdringen und von nun an sich auf geradem Wege weiterentwickeln werde, um in naher Zeit zu einem wahrhaften „nationalen Entschlusse" auszuwachsen.

Doch der Traum dauerte nicht lange... Was nachher vor sich ging, wißt ihr selbst ebensogut als ich. Jetzt trat es klar zutage, so daß es selbst die hitzigste Phantasie nicht verheimlichen konnte, wie groß einerseits die äußeren Hindernisse im Lande Israel sind, und wie groß andererseits die innere Fäulnis im Volke Israel ist. — Was für einen Eindruck mußte dies alles auf den Urheber der „Autoemanzipation" machen? Er, der von vornherein Palästina keineswegs als eine

[1] [Die Gesellschaft zur Unterstützung von jüdischen Ackerbauern und Handwerkern in Syrien und Palästina wurde im Jahre 1889 gegründet.]

conditio sine qua non für die Verwirklichung seines Gedankens ansah, der nur durch den Glauben an die Existenz eines gewissen Nationalgefühls im Herzen der „Zionsfreunde" zum Anschluß an diese getrieben worden war — was hätte er jetzt machen sollen, nachdem er durch die Erfahrung gewitzigt war und einsah, daß Palästina den weitaus ungünstigsten Boden zur Realisierung seiner Bestrebungen bilde und daß auch die „Zionsfreunde" „nur Juden" seien? Hätten wir das Recht, es ihm zu verargen, wenn er sich von Zion und dessen „Freunden" losgesagt hätte, um einen anderen Weg zur Erreichung seines Zieles einzuschlagen?

Allein er tat es dennoch nicht. Er kam zwar in seinen letzten Lebenstagen zu der Überzeugung, die er einzelnen Bekannten (darunter auch dem Schreiber dieser Zeilen) gegenüber kundgab, daß Palästina „nicht das Land sei, welches sich als Zufluchtsstätte für uns eigne", daß dessen politische Lage und das Verhältnis der Völker zu diesem Lande ein stetes Hindernis für uns sein werde. Doch selbst jetzt, da er sich dafür entschieden hatte, daß es nicht zu einer Zufluchtsstätte geeignet sei, selbst jetzt erteilte er uns nicht den Rat, es gänzlich im Stiche zu lassen und unser „Heiligstes" nach irgendeinem neuen Lande, auf welches die Wahl fallen würde, mit uns zu tragen. „Die Kolonisation in Palästina" — fuhr der Verstorbene fort — „müssen wir trotz alledem mit allen Kräften zu erhalten und zu erweitern suchen. In Palästina können und müssen wir uns ein geistiges nationales Zentrum schaffen."

Die Kolonisation Palästinas nicht im Namen der „Autoemanzipation", sondern im Namen eines geistigen nationalen Zentrums! — Auf welchem Wege kam ihm dieser Gedanke, der in seiner Broschüre mit keiner Silbe erwähnt wird und der in keiner Beziehung zu dem dort erörterten Projekt steht?

So werdet ihr sicher staunend fragen, und die Rationalisten unter euch werden höchstwahrscheinlich darin ein bloßes Kompromiß zwischen einer vollständigen Verzweiflung einerseits und einer langjährigen Anstrengung andererseits erblicken. Doch ich persönlich finde in seinem Seelenleben einen tieferen Grund für diesen seinen Gedanken.

Denn durch seine endgültige Entscheidung, daß die „Autoemanzipation" sich von den Unzuträglichkeiten Palästinas durch die Wahl einer anderen Zufluchtsstätte wohl befreien kann, sind ja in Wirklichkeit die Hindernisse, die den Weg versperren, noch lange nicht beseitigt. Noch besteht die innere Fäulnis, unsere „Psychose", gegen die bis jetzt alle Mittel vergeblich waren, in ihrer ganzen Widerwärtigkeit weiter. Was soll es uns also nützen, wenn wir ein geeignetes Land finden, solange wir ungeeignet sind? „Nationales Selbstgefühl? Wo dieses hernehmen?" — Daß man es mit bloßen Worten nicht aus dem Nichts hervorzaubern kann, zeigte ihm das Schicksal seiner Broschüre; daß auch ehrwürdige Erinnerungen außerstande sind, es bis zu dem erforderlichen Wärmegrad zu steigern, lehrte ihn die Tätigkeit der „Zionsfreunde". Wo also ist ein sichtbarer und ununterbrochener Quell für das jüdische Volkstum zu finden, der auf alle zersplitterten Teile der Nation Leben und Wärme ausströmen und von allen die fressende Fäulnis fortspülen würde?

Auf dieser Gedankenbahn ist es nicht mehr schwer, bis zu der Erkenntnis vorzudringen, daß uns vor allem andern, selbst noch vor dem „nationalen Entschluß", ein fester Ort für ein geistiges nationales Zentrum fehlt, ein Ort, der keine Zufluchtsstätte für die Judenheit, sondern für das Judentum, für unsern Nationalgeist sein soll, an dessen Aufbau und Ausbau sich sämtliche Juden in sämtlichen Ländern der Diaspora beteiligen sollen; diese gemeinsame Beteiligung soll ihrerseits eine geistige Annäherung der bis jetzt geographisch und geistig voneinander Getrennten herbeiführen und später durch die Einwirkung des Zentrums auf alle Punkte an der Peripherie eine Wiederverjüngung des Nationalgeistes und eine Wiedererstarkung des Zusammengehörigkeitsgefühls in allen jüdischen Herzen nach sich ziehen. Sobald aber jemand im Verfolg seiner Gedanken bis zu diesem Punkte gelangt ist — selbst wenn er sich nicht, gleich Pinsker, Jahre hindurch praktisch am Kolonisationswerk betätigt hat —, wird er sich nicht mehr des nächstfolgenden

und aus dem Vorhergehenden sich notwendig ergebenden Gedankens erwehren können, daß wir dieses geistige, nationale Zentrum nur in Palästina schaffen können.

So fasse ich das „nationale Testament" (so nannte er selbst seinen eigenen Gedanken) des Schöpfers der „Autoemanzipation" auf.

Damit habe ich alles gesagt, was ich über die Anschauungen des Verstorbenen sagen wollte, und damit könnte ich meinen Brief schließen, wenn nicht der Gedanke eines geistigen Zentrums in Palästina mir an und für sich ans Herz gewachsen wäre und in meinen Augen besondere Aufmerksamkeit verdiente. Doch ihr braucht nicht gleich ängstlich zu werden. Von nun an sollt ihr von mir keinerlei abstrakte oder „philosophische" Auseinandersetzungen (wie unsere Schriftsteller alles, was man nicht mit Händen greifen kann, zu nennen pflegen) zu hören bekommen. Die Erfahrung hat mich bereits gelehrt, daß in unseren Tagen die beiden Fragen — die der Judenheit und die des Judentums — so sehr miteinander verwechselt und verquickt werden, daß man durch bloße Vernunftgründe und logische Argumente den großen Unterschied zwischen beiden fast unmöglich verständlich machen kann. Du bemühst dich zum Beispiel, deinem Zuhörer klarzumachen, daß die und die Sache, so sehr sie auch für die eine Frage eine befriedigende Lösung gewährt, gar keine Lösung für die andere Frage bedeutet, und dein Zuhörer hört wohl auch zu und nickt verständnisvoll mit dem Kopf, als hätte er deine Worte voll und ganz in sich aufgenommen —, doch mitten drin fügt er noch von seinem eigenen Senf hinzu: „Das alles ist ja ganz nett, aber ..." Und nun siehst du zu deinem Erstaunen, daß mit diesem „Aber" der alte Kohl wieder beginnt, daß dein Zuhörer genau auf dem alten Fleck steht, die Fragen zu verwechseln und die Anschauungen zu verwirren, als hättest du all deine Worte in den Wind geredet... Um also ganz genau den Unterschied zwischen den beiden Fragen zu erkennen, müssen wir uns in Gedanken in eine illusorische Lage versetzen, in der die Interessen der Judenheit von denen des Judentums sich leicht werden scheiden lassen.

Ich verlange also von euch nichts mehr, als daß ihr mit mir zusammen einige Augenblicke wachend träumt — ein Verlangen, dessen Erfüllung solch feurigen „Zionsfreunden", den Bannerträgern der „Zukunft", wohl nicht schwer fallen dürfte . . .

* * *

Also — wir träumen.

Und während wir träumen —, da gibt es noch keinen Antisemitismus auf Erden, und die Entwicklung der humanen Ideen ist noch nicht unterbrochen, ja ist sogar um ein Bedeutendes fortgeschritten. Die Frage der Judenheit gehört längst der Geschichte an, und das jüdische Volk lebt in allen Ländern unangefochten unter dem Schatten einer vollständigen Emanzipation; zugleich hat es auch natürlicherweise bedeutende Fortschritte auf dem Gebiete der Zivilisation und der äußerlichen Assimilation gemacht. In dieser glücklichen Lage kommt der Gedanke einer „Autoemanzipation" selbstverständlich keinem Menschen in den Sinn, und sollte sich auch ein solcher „Grillenfänger" finden, dann würde er von allen mit tiefem Mitleid betrachtet werden. Demgegenüber erwachte aber in vielen eine andere Frage: die Frage des Judentums in nationalem Sinne. Das Band zwischen dem jüdischen Volke ist sehr gelockert, da es nichts gibt, was es kräftigen könnte, da es selbst kein Unglück gibt, welches Bruderhilfe forderte. Die Sitten und die religiösen Bräuche haben in jedem Lande eine spezifische, dem Geiste des betreffenden Landes angepaßte Form erhalten. Die hebräische Sprache und die hebräische Literatur sind aus dem jüdischen Volke so gut wie verschwunden und nur noch in den Sabbat- und Festgebeten — und auch dies nicht allerorten — zu finden. So zerfallen die Juden nach ihren Wohnländern und Wirtsvölkern, indem ein jeder Teil von ihnen das Gepräge des betreffenden Nationalgeistes trägt, ohne imstande zu sein, sich als ein Volk durch einen Nationalgeist auszuzeichnen. Die Mehrheit des Volkes fühlt auch nicht mehr das Bedürfnis, sich „auszuzeichnen", sie geht vielmehr mit ruhigem Her-

zen ihrem nationalen Untergang entgegen. Doch hier und da finden sich noch Männer von Gefühl, die mit Wehmut und Betrübnis das Erlöschen ihres Volkes wahrnehmen — ihres Volkes, das zumindest an Jahren und geschichtlichen Erlebnissen groß genannt werden darf — und sie suchen daher nach Mitteln, um die auseinanderfallenden Glieder wieder zusammenzuschließen und dem ganzen Organismus neue Lebenskraft zuzuführen. Als sie es nun mit verschiedenen Mitteln versucht hatten, ohne Erfolg zu haben; als sie zur Überzeugung gelangt waren, daß man im Herzen von Europa durch Forschungen in der jüdischen Vergangenheit kein „Jungpalästina" schaffen kann —, da kamen sie auf den Gedanken, es doch mit „Altpalästina" zu versuchen, mit dem Lande, in dem die Wiege des Judentums stand, dessen Heiligkeit die Juden wenigstens nicht minder als die übrigen Völker noch immer anerkennen, nach welchem sie aus diesem Grunde mit einer gewissen Dosis nationalen Stolzes hinblicken. Dieses nationale Band beschlossen die „Nationaljuden" trotz seiner Lockerheit den nationalen Einheitsbestrebungen zugrunde zu legen, da es greifbar ist und über den verschiedenen zivilisierten Länder steht, so daß sämtliche Juden imstande sind, an diesem Zusammenhang teilzunehmen, ihn zu beeinflussen und sich von ihm beeinflussen zu lassen. Zu diesem Zwecke gründeten sie einen universalen Bund, ohne Unterschied des Geburtslandes, unter dem Namen „Verein zur Förderung der Zionsliebe".

Diesen seinen Hauptzweck — die Einheit des Volkes — hielt der Bund nicht für nötig, bei seinem ersten Schritt ins Leben bekanntzugeben. In dem Aufruf, den er an die ganze Judenheit in der Diaspora richtete, heißt es: „Viele Tausende unserer Brüder leben im Lande unserer Väter und ernähren sich zu ihrer Schmach von Bettelei. Doch diese ihre Schmach ist zugleich die Schmach des ganzen jüdischen Volkes. Denn wie können wir zusehen, wie der Boden unserer Väter von Nichtjuden bearbeitet wird, während wir Juden, die ihn früher einmal gehegt und gepflegt haben und die ihn auch jetzt noch hegen und pflegen und sich von ihm ernähren könnten, in

Armut und Faulheit auf diesem Boden verkümmern? Wie können wir zusehen, wie alle Völker und alle Religionen dort festen Fuß zu fassen suchen, indem sie jede Spanne des heiligen Landes mit teurem Gelde erstehen, wohleingerichtete Fremdenhäuser und Krankenhäuser stiften, vortrefflich ausgestattete Schulen für die Kinder ihres Volkes und ihrer Religion schaffen —, während wir Juden, denen doch das Land, abgesehen von seiner Heiligkeit, auch als Wiege unserer Kindheit teuer sein muß, es gänzlich vernachlässigen und uns keine Mühe geben, den Einfluß des Judentums in seiner uralten Heimat zur Geltung zu bringen? — Um also diese Schmach von unserem Volke zu tilgen, ist der ‚Verein zur Förderung der Zionsliebe' ins Leben gerufen worden, der sich zum Ziele gesetzt hat, den Einfluß des Judentums in Palästina zu erweitern, die moralische und materielle Lage der dort angesiedelten und sich ansiedelnden Juden zu heben, und zwar durch Gründung von Ackerbaukolonien, Erziehungsanstalten und wohltätigen Stiftungen, oder auch durch andere Mittel, je nachdem es die Verhältnisse erfordern werden."

Da aber die Gründer des Bundes angesehene und erfahrene Männer waren und nur nach genauer Sachkenntnis und mit der nötigen Vorsicht und Umsicht verfuhren, gelang es ihnen, viele Mitglieder in den verschiedensten Ländern für den Bund zu gewinnen und auch ansehnliche Beträge zu sammeln. — Der Bund begann daraufhin seine Tätigkeit: er fing an, mit den tüchtigsten jungen Leuten unter den palästinensischen Eingeborenen, mit Hinzuziehung von kräftigen und erprobten Männern außerhalb Palästinas, Ackerbaukolonien zu gründen; er begann auch verschiedene Schulen für jüdische und allgemeine Bildung, für Landwirtschaft und Handwerk ins Leben zu rufen, kurz — er war auf alles bedacht, was zur Hebung des Judentums und seiner Anhänger im heiligen Lande beizutragen geeignet schien. Überall verfuhr er mit wahrhafter Liebe zum Volke und zum Lande, nach durchdachten Entwürfen, die dem Hauptzweck des Bundes entsprachen, und unter Aufsicht von Männern, die hierzu geeignet waren.

So vergingen Jahre, und die Tätigkeit des Bundes begann Früchte zu tragen. Einige jüdische Kolonien bestehen bereits und ruhen auf fester Grundlage; die Kolonisten bearbeiten den Boden mit Liebe und essen ihr Brot in Zufriedenheit. Einige Schulen haben bereits eine Generation von tüchtigen Schülern erzogen, die jüdische und allgemeine Bildung mit großer Berufstüchtigkeit vereinigen, und dergleichen mehr.

Allmählich verbreitet sich auch in der Diaspora die Kunde, daß es in Palästina echte jüdische Bauern gäbe, d. h. echte Bauern, die mit eigenen Händen pflügen, säen und ernten, und echte Juden — gesittete Menschen, die abends vom Felde heimkommen und sich mit Lektüre und Lernen beschäftigen, ohne sich zu besaufen... Jüdische Bauern im Zeitalter der vollständigen Emanzipation! Eine derartige Erscheinung ist in den Ländern der Diaspora außerordentlich selten und klingt dort fast märchenhaft... Was Wunder, daß viele angesehene Juden anfangen, nach Palästina zu kommen, um mit eigenen Augen das „Märchen" zu schauen? Da sie nun alle diese Wunder und auch die übrigen Leistungen des Bundes sehen, entspringt in ihren Herzen ein tiefes Gefühl der Liebe zum Lande ihrer Väter und zu ihren Brüdern, die in demselben leben und durch ihre gesunde und natürliche Lebensweise dem jüdischen Namen vor allen Völkern zum Ruhme verhelfen, und nicht nur daß sie sich dem Bunde anschließen, sondern manche von ihnen erwerben für sich Grundstücke zur ewigen Erinnerung. In die Spuren der Großen treten allmählich auch die Kleinen, so daß es nach und nach unter den Juden Sitte wird, daß ein jeder, der etwas vorstellen will, es sich zur Pflicht und zur Ehre anrechnet, dem Bunde anzugehören und von Zeit zu Zeit das heilige Land zu besuchen, wenn er eine Erholungsreise ins Ausland unternimmt.

Die jüdischen jungen Leute aber, die in den Schulen des Bundes ihre Erziehung genossen, beginnen allmählich ins Ausland zu kommen (wohin der Bund die begabtesten Schüler schickt, um ihre Ausbildung zu vervollständigen), und welch Wunder! Gebildete Jünglinge, die weder Germanen noch

Franzosen und dergleichen sind, die nur jüdische Jünglinge aus dem Lande der Juden sein wollen und nichts weiter! Sie sprechen zwar auch einige andere Sprachen, aber ihre eigene Umgangssprache ist die Sprache der alten Hebräer (diese hatte der Bund als Unterrichts- und Umgangssprache eingeführt, um unter seinen Mitgliedern in den verschiedenen Ländern, die selbstverständlich alle heiße Patrioten ihres Vaterlandes sind und sich auch in Palästina mit fanatischer Begeisterung für die Sprache ihrer Heimat einsetzen, keine Eifersucht zu erregen). Die deutschen, französischen und sonstigen Studenten „mosaischer Konfession" machen sich zwar anfangs darüber lustig. Doch allmählich gewöhnen sie sich daran und beginnen wider Willen, auch die hebräische Sprache als eine Sprache zu betrachten. Da sie nun sehen, daß auch die Christen diese alte Sprache, in der die „heiligen Schriften" verfaßt sind, hochhalten, beginnen auch sie, die Staatsbürger mosaischer Konfession, sich selbst und andere daran zu erinnern, daß in dieser Sprache in uralter Zeit einst ihre Ahnen gesprochen haben, und schließlich beginnen sie sogar stolz auf sie zu werden ... Und viele machen sogar plötzlich die Entdeckung, daß sie hübsch und anmutig klingt und bekommen Lust, sie zu erlernen. Weil nun die Zahl der Lernbegierigen groß wird, finden sich auch Lehrbegierige, „hebräische Lehrer aus Palästina selbst", die den anderen, nichtpalästinensischen Lehrern vorgezogen werden, wie man auch für jede andere lebendige Sprache die Lehrer des „betreffenden Landes" vorzuziehen pflegt.

Als der Bund dies sah, beschloß er, den Kreis seiner Tätigkeit zu erweitern und sich auch mit der Pflege der Sprache und Literatur zu beschäftigen. Zu allererst gründete er in Jerusalem eine hebräische Zeitung großen Stiles, die von hervorragenden Fachmännern geleitet wird und in der mit großer Sachkenntnis über die Verhältnisse des Landes, über seine Einwohner und Altertümer, über die Lage der Juden in den verschiedenen Ländern, über ihre Lebensweise und ihre Bedürfnisse usw. geschrieben wird. Diese Zeitung hat sich unter allen Juden ein großes Ansehen erworben, und auch

die bedeutenden europäischen Zeitungen kennen sie und zitieren sie mit dem verdienten Respekt. Mit der Zunahme ihrer Leser wächst auch die Zahl der Schriftsteller; und mit der Zahl der sachverständigen Schriftsteller wächst auch die Zahl guter hebräischer Bücher, die in Palästina erscheinen und in allen Ländern der Diaspora mit Lust und Eifer gelesen werden, und die hebräische Literatur nimmt quantitativ und noch mehr qualitativ immer mehr zu ...

Doch wozu fortfahren? In diesem Stile könnten wir unsern Traum ad infinitum weiterspinnen. Der langen Rede kurzer Sinn ist und bleibt: je vollkommener die Unternehmungen in Palästina wurden, desto größer wurde die Zahl der Teilnehmer, und je größer die Zahl der Teilnehmer wurde, desto vollkommener wurden die Unternehmungen und desto größer ihr Einfluß auf den Geist der Juden in der Diaspora.

Diese Bewegung, die nicht von der Frage der Judenheit, sondern von der des Judentums den Anstoß erhielt — die nicht, von zufälligen und äußeren Ursachen getrieben, in fieberhaften Zuckungen vor sich ging, sondern, einem rationellen innern Motiv entsprungen, einen planmäßigen Verlauf nahm — hütete sich vor Hast und Überstürzung, bediente sich keiner täuschenden Mittel, keiner Übertreibungen und Überschwenglichkeiten, die der Masse und der Jugend den Kopf verdrehen, sondern entwickelte sich langsam, ruhig und bedächtig, ohne plötzliche Sprünge nach vorn oder nach hinten, so daß sie schließlich nach einigen Generationen das angestrebte Ziel erreichte: nämlich die Schaffung eines „geistigen nationalen Zentrums" in Palästina für das Judentum, eines Zentrums, das dem ganzen Volke lieb und teuer ist und das ganze Volk vereinigt und verbindet; eines Zentrums der Thora und der Wissenschaft, der Sprache und der Literatur, der körperlichen Arbeit und der seelischen Reinheit, einer echten Miniatur des jüdischen Volkes, wie es sein sollte ... Und ein jeder Jude in der Zerstreuung betrachtet es als sein Glück, wenigstens einmal in seinem Leben das „Zentrum des Judentums" zu sehen, und wenn er in seine Heimat zurückkehrt, sagt er zu seinen Freunden: „Wenn ihr den echten Typus eines Juden

in seiner urwüchsigen Gestalt sehen wollt, sei es ein Rabbiner, Gelehrter oder Schriftsteller, sei es ein Bauer, Handwerker oder Kaufmann —, dann geht nach Palästina, und ihr werdet ihn zu sehen bekommen."

* * *

Da erwachen wir — und das Leben in seiner Wirklichkeit tritt uns vor Augen. Ein vollständig anderes Bild! Die „hereditäre Psychose" wütet in Europa mit aller Heftigkeit fort, und die Frage der Judenheit mit allem, was drum und dran hängt, nimmt die ganze Aufmerksamkeit gefangen und läßt keinen Raum übrig für die Frage des Judentums, die gleichfalls nach einer Lösung drängt... Die „Großen in Israel" treten immer wieder zusammen, um zu beratschlagen, was man mit den Juden machen solle, „welches Land als ‚unangefochtene Zufluchtsstätte' geeignet sei?" Die „Zionsfreunde" sitzen im Schmollwinkel und murren ärgerlich: „Welches Land? Was für eine Frage? Natürlich Palästina!" Ihnen gegenüber bringt das große Heer der „Söhne der modernen Kultur" immer wieder die „äußeren Hindernisse" in Erinnerung, die teils in der Wirklichkeit, teils nur in der Einbildung existieren, und bemüht sich, die Erinnerung an dieses Land mit Stumpf und Stiel auszurotten. Da stellt sich der Urheber der „Autoemanzipation" in die Mitte und erklärt: Ihr habt beide recht. Palästina kann keine Zufluchtsstätte sein für die Judenheit, aber es kann und muß eine Zufluchtsstätte werden für das Judentum.

Nun saget doch, wofür sollen wir uns entschließen: Palästina für das Judentum oder für die Judenheit? —

Wie herrlich wäre es allerdings, könnten wir erwidern: Für beide zusammen, für das jüdische Volk. Doch zu unserm Herzweh müssen wir bekennen, daß es für diese Lösung noch nicht reif ist, nicht nur wegen der „äußeren Hindernisse", sondern noch mehr wegen des innern Hindernisses: weil wir kein Volk, sondern „nur Juden" sind.

Also für das Judentum oder für die Judenheit?

Die „Zionsfreunde" schließen ihre Augen vor den Tatsachen nach außen und innen und erwidern: „Für die Judenheit,

und komme, was da wolle!" — Der Schöpfer der „Autoemanzipation" aber blickt zunächst nach außen und erwidert: „Nicht für die Judenheit", dann blickt er wieder nach innen und fügt hinzu: „sondern bloß für das Judentum". Wir aber richten unsere Augen vor allem nach innen, halten das Judentum mit seinen Wirkungen in Palästina, die wir im Traum sahen, und die Judenheit mit ihren Wirkungen in Palästina, die wir im Wachen sehen, einander gegenüber — und erwidern: zuerst für das Judentum; die Judenheit aber wird nachkommen, wenn sie nicht mehr aus „nur Juden" besteht... Dann aber, und nur dann, wenn das Judentum zu seinem Ursprung zurückgekehrt sein wird, wenn aus allen Ländern der Diaspora, selbst aus der „unangefochtensten Zufluchtsstätte", das Herz der Juden in wahrhafter Liebe dem Jerusalem der Gegenwart, und nicht bloß dem der Vergangenheit oder der Zukunft, zufliegen wird —, dann werden keine Pinsker mehr notwendig sein, um in den Herzen den Gedanken der Autoemanzipation durch logische Auseinandersetzungen zu erwecken. Denn er wird von selbst erwachen, als ein notwendiger spontaner Ausdruck des Gefühls, des Gefühls der Liebe zum Judentum und seiner Heimat. Und dann, wenn der Gedanke dem Herzen entsprungen und kein bloßes „Postulat des Verstandes und der Logik" sein wird, dann wird er auch vor den „äußeren Hindernissen" nicht die Flucht ergreifen, sondern Mittel und Wege zu ihrer Beseitigung suchen. Und wenn er sie suchen wird, wie man sie suchen muß, mit erforderlicher Einsicht und Geduld, dann wird auch der Tag kommen, an dem er sie finden wird...

Aber — höre ich euch klagen — wie lang ist ein solcher Weg und wie fern ist eine solche Hoffnung!

Ja, Brüder! „Weit, sehr weit entfernt ist der Hafen, den wir mit der Seele suchen. Dem tausendjährigen Wanderer jedoch darf kein noch so weiter Weg zu lang sein."

Diese herrlichen Worte des Schöpfers der „Autoemanzipation", die ich an die Spitze dieses Artikels gesetzt, müssen wir mit goldenen Lettern auf unsere Fahne schreiben.

11. Januar 1892.

III.

„DER MENSCH DRINNEN“

Ein Brief an den Redakteur des „Pardes“

Ein neues Sammelwerk! — Ich beneide Sie, verehrter Freund, daß Sie den Mut finden, mit einem neuen Buch an das jüdische Publikum heranzutreten. In dieser Zeit des Unglücks werden uns viele mit Spott und Hohn überhäufen und sich in ihrem Innern denken: was unternehmen da wohl diese unglückseligen Schriftsteller? Ist es jetzt an der Zeit, sich an schönen Redensarten zu ergötzen, da in dem engen Lebenskreis unseres Volkes alles durcheinanderstürmt und durcheinandertobt und von allen Seiten gellende Hilferufe erschallen? Die Fundamente erbeben, die Mauern sind dem Einsturz nahe und die Füße rennen, wohin sie der Zufall treibt, und da sitzen diese Schriftsteller gemächlich und geben sich mit nichtssagenden Dingen ab! Was kann uns denn die Literatur in dieser Lage gewähren? — Trost? Er ist vergeblich. Ratschläge und Vorschläge? Sie wachsen uns bereits zum Halse heraus. Wir wissen längst aus Erfahrung, daß dem jüdischen Volke nicht durch gute Ratschläge geholfen werden kann. Denn Ratschläge erfordern Arbeit, und Arbeit erfordert Arbeiter, und Arbeiter? — Schlimm für uns, wenn sie nicht da sind, schlimm für uns, wenn sie da sind...

So ist es. Es gehört jetzt in der Tat ein besonderer Mut dazu, sich mit literarischen Dingen abzugeben. Doch der Mut allein reicht noch nicht aus, unser Beginnen zu rechtfertigen. Wir müssen vielmehr vorerst uns selbst eine Antwort geben auf die große Frage: was für eine Aufgabe kann jetzt für uns die Literatur haben? Welchen Weg muß sie wählen, um sich unserm unglücklichen Volke in dieser jammervollen Zeit irgendwie nützlich zu erweisen?

Es gab eine Zeit, und sie ist noch gar nicht so fern, in welcher derartige Fragen nur Gelächter hervorgerufen hätten.

„Was ist die Aufgabe und der Nutzen der Literatur?" — Vor zehn Jahren hätten wir erwidert: die Bollwerke der Unwissenheit niederzureißen und die Aufklärung unter den Juden zu verbreiten. Vor zwei Jahren hätten wir erwidert: den Strom der Assimilation aufzuhalten und das Kolonisationswerk in Palästina auszubauen. Doch was sollen wir jetzt erwidern? Der Strom der Assimilation wird durch andere, ohne unser Hinzutun, aufgehalten; das Kolonisationswerk in Palästina wächst auch ohne unsere Unterstützung und in einer Weise, wie wir sie früher nicht im Traume erhofften. Und wenn auch genügend Grund vorhanden ist, mit Angst und Zagen auf dieses Wachstum zu blicken, so sind wir ja gänzlich machtlos dagegen. Auf welche Weise könnten wir den Fortlauf der Bewegung zum Stillstand bringen, da die Räder bereits von selbst rollen und keines neuen Anstoßes unsererseits bedürfen? Oder selbst wenn wir könnten, sollte denn die ganze Aufgabe unserer Literatur darin bestehen, heute zu zerstören, was sie gestern gebaut oder heute zu bauen, um morgen zu zerstören?

In der Tat! Ganz eigentümlich und seltsam ist das Los der hebräischen Literatur in ihrem Verhältnis zum Leben. In der nichtjüdischen Welt ist es Regel, daß die Schriftsteller sich zuerst in ihrem Geiste ein bestimmtes Ideal bilden und das Endziel ihres Strebens schon am Beginne desselben voraussehen. Dann wenden sie ihre Kräfte auf, um dieses Endziel auch in der Wirklichkeit verkörpert zu sehen, um ihr Ideal im Leben ihres Volkes in lebendige greifbare Realität umzusetzen. Je mehr sich daher das Volk seinem Endziel nähert, desto mächtiger wird im Herzen der Schriftsteller das Vertrauen auf ihre Kräfte, desto eifriger wird ihr Kampf für dieses Ziel, bis der Sieg vollständig errungen ist und ihr Ideal sich in eine praktische Wahrheit verwandelt hat. Ganz anders ist es in der hebräischen Literatur. Je näher hier das Leben an die Literatur heranrückt, desto entschiedener rückt die Literatur vom Leben ab, als bekäme sie einen Schrecken beim Anblick ihrer eigenen Kreaturen. Jahrelang führte die Literatur einen Kampf zugunsten der „Aufklärung" und trat die

heiligsten Güter des Judentums mit Füßen; die nationalen Sitten und Lebensformen unseres Volkes machte sie zur Zielscheibe ihres beißenden Spottes und pries anstatt dessen die „Aufklärung“, die „hehre Himmelstochter“, und erhob das Leben außerhalb der Ghettomauern bis zu den Wolken. Und als sie lange Zeit hindurch in dieser Weise, von der Gunst der Verhältnisse gefördert, mit Einsicht und Geschick gekämpft hatte, konnte sie schließlich mit Genugtuung konstatieren, daß ihr „Ideal“ allmählich der Verwirklichung entgegenging. Doch was tat sie damals? Anstatt sich des bevorstehenden vollständigen Sieges zu freuen, begann sie plötzlich, zum Rückzug zu blasen. Hier und da ließen sich mit einem Male von verschiedenen Schriftstellern, den Aposteln der Aufklärung, Rufe vernehmen, die dem Volke Halt oder Kehrt geboten, da es sich zu weit vorgewagt hatte, als hätten sie erst jetzt zu ihrer Bestürzung erkannt, daß das von ihnen gezeugte und großgezogene Kind gänzlich mißraten sei . . . Doch das Volk, das bereits erwacht war, weigerte sich jetzt, den Spuren seiner früheren Anführer zu folgen und auf ihr Geheiß stillzustehen oder Kehrt zu machen. Das Leben ging von selbst seines Weges weiter, ohne daß die Literatur imstande war, ihm Halt zu gebieten. Doch was die Literatur nicht vollbringen konnte, vollbrachte das Leben selbst. Einschneidende Änderungen vollzogen sich im Leben des Volkes durch Anstoß von außen, und der Marsch auf die „Aufklärung“ zu fand ein gewaltsames Ende. Da wehte wieder ein neuer Geist durch die hebräische Literatur, die sich abermals an die Spitze des Volkes stellte und die Propaganda für den Nationalgedanken, für die Kolonisation in Palästina begann. Verschiedene Ursachen trugen zu einer äußerst raschen Verbreitung dieser Bewegung bei, und so sehen wir sie mit Riesenschritten vorwärts eilen und immer näher an das von der Literatur erhobene „Ideal“ heranrücken. Kann es denn einen größeren Erfolg geben? Doch nein! Da sich der Gedanke in der Praxis verkörpert hat, beginnen wir bereits, diese neue Schöpfung mit Argwohn und Besorgnis zu betrachten und werden tagtäglich immer mehr inne, daß ihre Züge sich gar zu sehr von

jener „nationalen Bewegung" unterscheiden, die wir ursprünglich ersehnten und uns als Ziel setzten ...

So pendelt unsere Literatur hin und her und ist gänzlich unfähig, etwas Geratenes zustande zu bringen, das man mit Genugtuung betrachten könnte. Warum wohl? Wenn wir nicht auch dieses Mißgeschick auf Konto unserer „Schlemieligkeit" setzen wollen, dann müssen wir wohl etwas tiefer dringen und die Quelle des Übels in irgendeinem Irrtum oder Mißstand, der sich tief in dem Fundamente unserer neuen Literatur verbirgt, zu finden suchen. Wir werden ihn auch tatsächlich entdecken, sobald wir etwas genauer den Weg betrachten, den sie gleich nach ihrer Entstehung betrat.

* * *

Sie kennen zweifellos die merkwürdige Erscheinung, die man öfters in der Geschichte der wissenschaftlichen und religiösen Anschauungen beobachten kann —, die Erscheinung nämlich, daß sich Menschen in zwei Lager spalten und miteinander einen jahrelangen Kampf für eine abstrakte Idee führen, in der festen Überzeugung, daß sie sich in der Auffassung dieser Idee als direkte Antipoden gegenüberstehen. Doch oft ist in Wahrheit zwischen diesen beiden Parteien gar kein Gegensatz vorhanden, sondern die ganze Gegnerschaft kommt daher, daß sie beide nur eine Seite der Medaille sehen, weil sie beide die Idee von verschiedenen Seiten aus betrachten. Ein ähnlicher Kampf findet in unseren Tagen zwischen den Verfechtern des „Universalismus" und des „Nationalismus" statt. Diese beiden Worte sind zu zwei Bannern geworden, um die sich zwei Parteien scharen, die sich gegenseitig als Todfeinde betrachten. Doch wenn wir genauer zusehen, finden wir zwischen diesen beiden Begriffen keinerlei Gegensatz, und der ganze Unterschied zwischen ihnen reduziert sich auf den Unterschied zwischen dem Ganzen und dessen Teilen oder Einzelwesen. Jedermann weiß, daß kein allgemeiner Begriff konkrete Wirklichkeit hat, daß jeder Mensch zum Beispiel notwendig A oder B oder C ist. Nur in unseren Gedanken abstrahieren wir von all diesen Einzel-

wesen die sie voneinander unterscheidenden Formen und lassen bloß die fundamentalen, allen gemeinsamen Eigenschaften gelten. Auf diese Weise ergibt sich der abstrakte Begriff, der den in allen Einzelwesen sich wiederfindenden gemeinsamen Kern bezeichnet, ohne daß jene zahlreichen und verschiedenartigen Formen beachtet werden, die er öfters annimmt, wenn er in jedem Einzelwesen als konkretes Individuum in Erscheinung tritt. — Auch der Universalismus im sozialen Sinne, d. h. als „gemeinsamer Kern“, an dem wir die Einheit des Menschengeschlechts erkennen und empfinden, ist nur auf dem Wege der Abstraktion zu erfassen, während der Nationalismus eine konkrete Form ist, in der sich der Universalismus in jedem Volke entsprechend seinen Lebensbedingungen, Bedürfnissen und Erlebnissen offenbart. Der Universalismus ist der gemeinsame innere Geist, von dem das soziale Leben in allen seinen Gestaltungen seinen Ausgang nimmt, während der Nationalismus die in jedem Volke verschiedene äußere, individuelle Gestaltung ist, die der innere Geist annimmt, wenn er aus der Potentialität in die Wirklichkeit tritt und ohne die er in der realen Welt unmöglich existieren kann.

Wir finden daher seit unvordenklichen Zeiten zwei Wege, die zur Verbesserung des sozialen Lebens in jedem Volke führen: den Weg der Verbesserung des Universalen und den Weg der Verbesserung des Nationalen. Doch die diese verschiedenen Wege gehen, dürfen nicht als zwei verschiedene Parteien betrachtet werden, die sich gegenseitig befeinden, sondern im Gegenteil als solche, die sich gegenseitig unterstützen und ergänzen, nämlich die Männer der Feder und die Männer der Tat. Die letzteren haben nur ein Auge für die äußere Gestaltung des Lebens. Wenn sie nun einen Riß oder einen Mißstand im Leben ihres Volkes, in seinen Sitten oder in seinen Gesetzen usw. gewahren, dann benutzen sie ihre Macht, um ihn sofort zu verbessern und ändern, soweit es nötig ist, die Gestaltung des Lebens, ohne in den Geist einzudringen und dort die Quelle des Übels im Zustand des „universalen“ Substrates zu suchen, um diese tiefere Ursache zuerst zu entfernen.

Derartige Verbesserungen können daher, nachdem sie angebracht sind, auf den ersten Blick erkannt werden. Allein dafür sind sie auch anfangs nur äußerlicher Natur, indem sie dem innern Geiste eine fremde Form aufzwingen, die ihm nicht angemessen ist, die er deshalb jeden Augenblick von sich zu werfen bereit ist. Daher muß die Macht der Verbesserer eine gewisse Höhe erlangt haben, um imstande zu sein, die äußere Form eine Zeitlang mit Anwendung von Gewalt zu schirmen, damit sie allmählich auf den Geist zurückwirkt und ihn ihren Zwecken gemäß umgestaltet.

Anders verhält es sich mit den Schriftstellern, deren einzige Macht in der Feder besteht. Wenn sie das Volk verbessern wollen, müssen sie zunächst das Menschliche in ihm verbessern. Denn solange keine vollständige Harmonie zwischen dem Universalen und dem Nationalen, zwischen dem Geiste und seiner Form herrscht, solange sein äußeres Leben mit notwendiger Konsequenz aus seinem innern Substrat fließt, solange wird auch das Volk die Forderungen der Schriftsteller nicht verstehen und ihnen kein Gehör schenken. Während daher die Männer der Tat, die zugleich die Männer der Macht sind, von außen beginnen dürfen, müssen die Schriftsteller von innen anfangen und zuerst darauf ausgehen, den Zustand der menschlichen Empfindungen, sowohl in moralischer als auch in sozialer Beziehung, im Herzen des Volkes zu verbessern und dessen intellektuelle Tätigkeit in die Bahnen der menschlichen Logik zu lenken. Von diesen beiden Seiten aus wird der innere Mensch allmählich umgewandelt, soweit es für die neuen Lebensbedürfnisse erforderlich ist und erst dann, wenn alles im Innern wohl vorbereitet ist, kann die neue Form der Unterstützung der herrschenden Macht entbehren, die sie ins Leben rief und dann mit Anwendung von Gewalt zu schirmen suchte. Denn dann bricht das „universale" Substrat plötzlich von außen hervor und wirft von selbst mit einem Ruck die alte nationale Form ab, die ihm unerträglich geworden ist.

Peter der Große einerseits und die französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts andererseits sind genügende Belege für die obige Erscheinung.

Doch nicht immer gelingt es den Schriftstellern, den Geist auf diesem Wege in kurzer Zeit umzugestalten. Alles hängt vom Zustand des Volkes und vom Zusammentreffen verschiedener Ursachen und Umstände ab. Aber in jedem Falle ist die Literatur, die diesen Weg betritt, sicher, daß durch sie wenigstens kein Schaden anstatt des erhofften Nutzens entsteht, daß keine Verwirrung in das Volksleben hineingebracht und seine alte Form nicht umgestürzt wird, bevor das Fundament für einen neuen Bau gelegt ist. Doch kommt es vor, daß die Schriftsteller nicht genug Selbstbeherrschung besitzen, um diesen langen Weg zu beschreiten, der langjährige Mühe und Arbeit erfordert, ohne daß die Spuren ihrer Tätigkeit sogleich in der äußeren Lebensform sichtbar werden; und so wählen sie den kürzeren Weg, den sonst die Männer der Tat zu beschreiten pflegen. Statt den menschlichen Geist im Innern des Volkes zu vervollkommnen, erklären sie der äußern Form den Krieg und versuchen einen neuen Bau zu errichten, ohne sich darum zu kümmern, ob ihn das alte Fundament auch tragen kann. Da sie aber die äußeren Machtmittel der Männer der Tat nicht zur Verfügung haben und daher außerstande sind, ihre Forderungen gegen den Willen des Volkes mit „Anwendung von Gewalt“ durchzusetzen, so bleibt ihnen nichts übrig, als zu literarischen Hilfsmitteln zu greifen und sich in das Herz des Volkes durch Vorspiegelung falscher Tatsachen einzuschmuggeln. Sie geben sich alle erdenkliche Mühe, dem Volke durch allerlei Sophismen weiszumachen, daß seine ganze Natur seiner äußeren Lebensform widerspreche. Sie suchen diese Form in seinen Augen verächtlich zu machen, indem sie ihm dieselbe in lächerlicher und monströser Verzerrung entgegenhalten. Demgegenüber malen sie ihm die von ihnen erstrebte Lebensform in hellen und glänzenden Farben aus, alles mit einer Übertreibung und einer Überschwenglichkeit, die mit der Wahrheit sehr wenig gemein hat. Mit derartigen Mitteln gelingt es ihnen manchmal, ihr Ziel zu erreichen, nämlich ihrem Volke vor seinen bisherigen, ihm lieb gewordenen Lebensverhältnissen einen Ekel einzuflößen und dafür in ihm einen blinden Drang nach dem Ideal

wachzurufen, das ihm die Schriftsteller aus der Ferne zeigen. Doch dieser Erfolg ist nicht von langer Dauer. Denn kaum hat das Volk begonnen, den Schriftstellern Gehör zu schenken und in Wirklichkeit sein äußeres Leben den Forderungen der Literatur gemäß umzugestalten, da zeigt es sich deutlich, daß der ganze Bau schwankend ist, weil er kein Fundament hat, und so dauert es nicht lange, bis das Volk den ihm von den Schriftstellern vorgezeichneten Weg verläßt und sich auf die verschiedensten Umwege und Abwege verliert, ohne Plan und ohne Ziel, wie ein Heer, das seines Anführers beraubt ist. Denn der Geist in seinem Innern vermag sich nicht auf die Dauer unter das Joch der neuen Form, die seiner Natur fremd ist, zu beugen; indem er ihr aber sein Gepräge aufdrückt, verunziert er ihre Schönheit und verwandelt sie in eine Mischgestalt, die zuletzt die Schriftsteller selbst nicht mehr erkennen. Sie müssen dann selber ihren Irrtum einsehen und mit Beschämung gestehen, daß sie nicht den geringsten Nutzen gebracht und nur Unruhe und Verwirrung im Leben ihres Volkes gestiftet haben.

* * *

Und gerade dieser Weg war es, den unsere moderne Literatur seit ihrer Entstehung gewählt hat. Am Anfang, in der Epoche der Aufklärung, war sie gänzlich vom Streben erfüllt, unserm Volksleben eine europäische Form zu geben, ohne auf den innern Zustand des Geistes Rücksicht zu nehmen. „Sei ein Mensch draußen und ein Jude drinnen!“[1] — in diesen Worten ist das ganze Glaubensbekenntnis unserer damaligen Literatur enthalten. „Ein Mensch draußen“ —, ganz recht. Doch der Mensch draußen kann nicht mehr ein abstrakter Mensch bleiben, sondern er muß eine bestimmte Form annehmen, und wenn er nicht mehr als Jude auftritt, dann muß er als Russe, Pole, Deutscher, Franzose usw. auftreten. Unsere Schriftsteller kannten sehr wohl das Geheimnis, aber sie gaben sich Mühe, es nicht zu verraten; und um das Volk jenen frem-

[1] [Diese Forderung ist zuerst von dem Dichter Jehuda Lejb Gordon (gest. 1892) in einem seiner Gedichte formuliert worden.]

den Formen, die ihnen selbst am Herzen lagen, geneigt zu machen, suchten sie diese Spezialformen hinter der Allgemeinform „Mensch“ zu verstecken, als wollten sie damit ihr eigenes Volk aus der Spezies des homo sapiens ausstoßen. Demgegenüber überließen sie „den Juden drinnen“ gänzlich seinem Schicksal. Sie machten keinen Versuch, den ihn beseelenden Geist, die in ihm vorhandenen moralischen und sozialen Eigenschaften, die einzig und allein die Quelle jener traurigen Mißstände in seiner äußern Lebensform waren, umzugestalten und zu verbessern. So hatten sie allerdings den Erfolg, daß das jüdische Volk die neuen äußeren Formen lieb gewann, daß es allmählich anfing, sein Äußeres zu verschönern, seine Sprache und seine Kleidung zu ändern, an schönen Konzerten in den Opernhäusern und Gotteshäusern Gefallen zu finden, auch nach den Wissenschaften zu streben, die, wohlverstanden, ihren Jüngern Geld und Ehren einbringen — allein „der Jude drinnen“ blieb genau, was er früher war: ein Sklave mit allen von diesem Namen unzertrennlichen Eigenschaften, die im Laufe des Golus an ihm haften geblieben sind. Auch in den reformierten Tempeln zankt man sich manchmal um angebliche Ehren, und in den Palästen der jüdischen „Aristokratie“ herrscht niedrige Gesinnung und Kriecherei ... Dieses Mißverhältnis zwischen dem Geiste und seiner Form konnte am Ende den Schriftstellern nicht entgehen, und sie entsetzten sich beim Anblick dieser seltsamen Mißgestalt, die das mühselige Werk ihrer eigenen Hände war. Allein mit Verbesserungen wollte es nicht mehr gehen; denn dazu hatte sich das Volk bereits zu weit vorgewagt.

Doch da kamen ihnen die äußeren Ereignisse zu Hilfe, die dem Volke auf halbem Wege Halt geboten und ihm einen Spiegel vorhielten, in dem es seiner widerwärtigen, ekelerregenden Gestalt gewahr wurde. Erst jetzt kam es zur Besinnung und lernte einsehen, daß die Anweisungen seiner Führer nur Lug und Trug gewesen waren, daß es durch sie in fremde Kleider gesteckt worden war, die seinem Geiste nicht angemessen waren und es bei Freund und Feind lächerlich machten. Mit diesem Augenblick begann eine neue Epoche für unsere Lite-

ratur. Diejenigen Schriftsteller, die noch vorher zur Besinnung gekommen waren und schon früher mit leiser Stimme gegen jene Gestalt, die die Frucht ihrer langjährigen Bemühungen war, protestiert hatten, fanden jetzt den Mut, laut ihre Stimme zu erheben und sich mit ihrer ganzen Kraft für die „jüdische Form" einzusetzen, in die sie selbst früher Löcher und Lücken gerissen hatten. Jetzt wurde die Hälfte des genannten Glaubensbekenntnisses verändert und eine neue Lehre wurde von der Literatur dem Volke verkündet: „Sei Jude draußen!", wobei auch das „Draußen" eine neue, umfassendere, aber auch schwierigere Bedeutung erhielt ... Diese Lehre fand zwar rasche Verbreitung im Volke; die nationale Form feierte ihre Auferstehung, und hier und da zeigte sich auch der Jude draußen als Jude, nicht wie jener jammervolle Jude, den die Aufklärungsliteratur in satyrischer Verzerrung gezeichnet hatte, sondern wie der Jude von einst, als noch der Tempel in seiner Herrlichkeit dastand ... Doch plötzlich, ohne daß wir das Wieso und Warum wüßten, zeigte sich wieder die alte Erscheinung: auch diese neue Bewegung wich vom geraden Wege ab und verlor sich auf Abwege. „Der Jude draußen" ist lahm, er humpelt hin und her und schlendert ohne Plan und Überlegung einher, während die Literatur bestürzt dasteht und zuschaut, ohne zu wissen, wieso es so gekommen ist.

Doch die Ursache liegt auf der Hand. Auch diesmal hat die Literatur falsch begonnen: sie richtete zuerst ihr Augenmerk auf die äußere Gestaltung des Lebens, auf das Nationale, und übersah gänzlich das Universale, den innern Geist, von dem alles abhängt. Es mangelte ihr an Geduld. Daher beeilte sie sich, den „Juden" nach außen zu locken und ihn anzustacheln, sich in großen Unternehmungen, bei einem erhabenen, monumentalen Bau, der zu allererst ein tiefes und festes Fundament erfordert, zu betätigen. In ihrer Eile aber vergaß sie gänzlich den „Menschen drinnen" und überließ ihn seinem Schicksal samt allen Gebrechen, die sich in ihm im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet haben, die dem Juden im Wege standen und immer stehen werden, die ihn daran hindern, sich seiner nationalen Tätigkeit mit Erfolg zu

widmen und sein äußeres Leben nach dem von der Literatur vorgezeichneten Plane um- und auszugestalten ... Und nicht nur, daß die Literatur nicht daran dachte, diese Gebrechen im Innern des Volkes zu beseitigen: in ihrer Fürsorge um die äußere nationale Form blickt sie sogar mit Liebe und Pietät auf jene allgemein-menschlichen Gebrechen und läßt nicht an sie rühren, als wären sie der eigentliche Kern der jüdischen Form, die ohne sie nicht bestehen könnte. In der letzten Zeit durften wir sogar aus dem Munde einiger unserer besten nationalen Schriftsteller die Behauptung hören, daß „die Ordnung bei den Juden gerade in der Unordnung besteht“, daß uns also nichts anderes geziemt, als daß wir alles ohne Ordnung machen und uns auf ein Wunder verlassen, das dieses Chaos in einen Kosmos verwandeln würde ...

„Sei Mensch drinnen!“ — Dies ist also die große Lehre, die uns bis jetzt fehlte, und in dieser Lehre ist die Aufgabe der jetzigen Literatur enthalten. Jetzt zumindest muß sie dessen inne werden, was sie schon am Beginne der Bewegung hätte wissen müssen, daß der „Mensch drinnen“ das große Kraftzentrum bildet, dessen Macht und Beschaffenheit sich in allen äußeren Werken offenbart; solange dieser „Mensch“ nicht den Schmutz von sich abstößt und nicht in der Lage ist, dem neuen Bau als festes Fundament zu dienen, solange werden die Baumeister umsonst bauen, solange werden unsere Bemühungen, unserm nationalen Leben eine neue passende Form zu geben, vergeblich sein: denn der verdorbene Mensch liegt im Geheimen auf der Lauer und stellt sich uns in allen Unternehmungen entgegen.

Der Tag des Unglücks ist auch der Tag der Zurechtweisung. Unter der Last vieler und schwerer Leiden beugt der Mensch das Haupt und öffnet sein Herz, um Worte, die vom Herzen kommen, liebevoll und bereitwillig entgegenzunehmen. Möge unsere Literatur diesen günstigen Zeitpunkt benutzen, und anstatt Lobeshymnen anzustimmen über Israel und sein Volkstum, über die Vorzüge der jüdischen Rasse, über ihre Intelligenz und Barmherzigkeit, anstatt im Herzen unseres Volkes die Selbstüberhebung zu züchten, die zur Trägheit und Torheit

führt, — anstatt all dieser überflüssigen Bemühungen öffne sie lieber die Augen des Volkes für seine inneren Gebrechen, für die häßlichen menschlichen Eigenschaften, die sein Leben verbittern, für den Mangel an Einheitlichkeit und Ordnung in all seinen Unternehmungen und Institutionen, für den Mangel an Solidaritätsgefühl und starken sozialen Banden, für seine Widerspenstigkeit und Hartnäckigkeit gegen seine großen Männer und Führer, für den furchtbaren Egoismus, der die Angehörigen unseres Volkes beherrscht, für die Sucht nach Effekthascherei und Prahlerei, unter der sich eine niedrige Gesinnung verbirgt, für die Vorliebe für übermäßige Grübelei bei jeder Gelegenheit, die von geistiger Armut und dem Mangel logischen Denkens zeugt —, dieses und noch ähnliches möge sie suchen und finden. Möge sie all dieses dem Volke ununterbrochen vorhalten, ohne zu verzagen und zu verzweifeln, wenn sie nicht sofort die Frucht ihrer Arbeit sieht. Möge sie es ihm vorhalten, doch nicht heftig und stürmisch, nicht mit Hohn und Spott und zornigen Schmähworten, denn auch ohne dies ist das Weh des Volkes groß und ein gebrochenes und gequältes Herz weist selbst Gott nicht zurück —, sondern mit sanften Worten, die das Herz beruhigen, mit weicher Rede, mit ruhigem Geiste und vor allem — mit warmem Herzen, mit mitfühlendem und mitleidendem Herzen.

Wenn Sie nun, verehrter Freund, in diesem Punkte gleicher Ansicht mit mir sind, wenn derselbe Geist in dem Werke atmet, das Sie gesammelt, dann dürfen Sie überzeugt sein, daß Ihre Mühe nicht vergeblich war. Wenn ich einen Wunsch aussprechen darf, so ist es nicht der, daß Ihr Unternehmen von Erfolg gekrönt werde, daß das ganze Volk Ihren Worten Gehör schenke und sich im Nu in ein neues Wesen verwandle, denn Wünsche sind billig. Wer hat denn in solchem Maße wie ich die Erfahrung gemacht, daß der Schriftsteller zu unzähligen Malen die von ihm erkannten Wahrheiten wiederholen mag, ohne irgendwelche Beachtung zu finden? Zu wie vielen Malen, in wie vielen verschiedenen Formen, in wie vielen verschiedenen Wendungen habe ich bereits die hier entwickelten Grundgedanken zum Ausdruck gebracht. Machten sie denn

irgendwelchen erkennbaren Eindruck? Sie machten keinen und werden auch jetzt keinen machen, ebensowenig wie Ihre Worte und die Worte von Tausenden von Gleichdenkenden. Dies alles wußte ich ganz genau, und trotzdem ließ ich mich nicht zurückhalten, denselben Gegenstand nochmals zur Sprache zu bringen, ohne auf die höhnischen Bemerkungen verschiedener Kollegen zu achten, die schon längst hinter mir herrufen, daß ich mich in eine fixe Idee verrannt habe... Weil ich weiß, daß es auch unerkennbare Eindrücke gibt, die trotzdem, gegen den Willen des Menschen, in den Tiefen seiner Seele im Geheimen wirken; weil ich zugleich auch weiß, daß es im Leben eines Menschen und eines Volkes Momente gibt, in denen sie für bestimmte Eindrücke besonders empfänglich sind, so daß, was zum tausendsten Male nicht gelingen wollte, zum tausendundersten Male gelingen mag; daß dann auch die früheren totgeglaubten Eindrücke zum Leben erwachen und sich mit den neuen zusammen zu einer bedeutenden Summe addieren. So kann ich Ihnen, verehrter Freund, nur den einen Wunsch mit auf den Weg geben, und diesen bitte ich Sie von mir entgegenzunehmen: Möge Ihr Mut nicht sinken und die Verzweiflung Ihnen fern bleiben, auch wenn es auf den ersten Blick scheinen sollte, als wären Ihre Worte ungehört und spurlos verhallt...

19. Juni 1891.

IV.

„DIE LEHRE DES HERZENS“

Ein zweiter Brief an den Redakteur des „Pardes“

Als ich, verehrter Freund, vor etwa dritthalb Jahren meinen ersten Brief an Sie richtete, empfand ich innerlich eine gewisse Unruhe darüber, daß wir uns in dieser drangsalvollen Zeit mit „schönen Redensarten“ abgäben, und ich bemühte mich daher, einer eventuellen Frage der Leser, ob unter den jetzigen Zeitumständen uns die Literatur überhaupt etwas nützen könne, zuvorzukommen. In den letzten Jahren haben

wir uns allerdings überzeugen können, daß das Volk trotz seiner furchtbaren Lage die „schönen Reden" dankbar entgegennimmt und keineswegs nach ihrem praktischen Nutzen fragt. Der Masse des Volkes gegenüber bedarf also unsere literarische Tätigkeit keiner Rechtfertigung mehr. Im Gegenteil. Wie mir scheint, verstehen oder empfinden unsere Leser die Notwendigkeit und Wichtigkeit der Literatur in viel höherem Maße, als es in früheren Jahren der Fall war. Allein unter unseren Gesinnungsgenossen von den Chowewe Zion[1] gibt es auch jetzt noch solche, die in einer derartigen Tätigkeit — wie überhaupt in jeder geistigen Tätigkeit, die in keiner direkten Beziehung zu der praktischen Kolonisationsarbeit im Heiligen Lande steht — lediglich eine Verschwendung unserer Kräfte für nebensächliche Dinge erblicken, da wir nach ihrer Ansicht vielmehr verpflichtet wären, alle unsere Kräfte ausschließlich in den Dienst jener praktischen Tätigkeit zu stellen, von der wir unsere Aufmerksamkeit auch dann nicht abwenden dürfen, wenn die allgemeinen Verhältnisse ihr nicht günstig sind. „Wenden wir nur für die Kolonisation Geldmittel auf, auch wenn sie zu keinem Resultate führen", so schrieb mir in diesen Tagen ein hervorragender „Zionsfreund" — „denn dann steckt doch wenigstens Arbeit darin, und wo Arbeit ist, da ist auch Leben... Aber mit verschränkten Armen dazusitzen und zu warten, bis das Zeitalter dazu geeignet sein wird, hieße nichts anderes, als all unsere Kräfte lahmlegen... Was sollen wir denn in einer solchen Zeit mit unserer Literatur? Seit bald zweitausend Jahren sind wir ein Volk der Literatur und können dennoch, trotz der äußersten Anstrengungen, nichts Rechtes zustande bringen."

Der letzte Satz bietet nach meiner Ansicht den Schlüssel zum Verständnis jener Anschauung, mit der der Briefschreiber durchaus nicht vereinzelt dasteht. „Seit bald zweitausend Jahren sind wir ein Volk der Literatur", haben wir uns bloß mit geistigen Interessen abgegeben, und trotzdem oder richtiger gerade deswegen ist es mit uns so weit gekommen. Da-

[1] [Siehe Anmerkung 2 auf S. 10.]

her ist es jetzt, da wir ein bestimmtes praktisches Ziel im Auge haben, unsere Pflicht, jede geistige Tätigkeit, die möglicherweise schädlich, jedenfalls unnütz ist, beiseite zu lassen und unsere Kräfte lediglich in der materiellen Arbeit zu konzentrieren. Dies ist, wie mir scheint, die Ideenassoziation, die sich in den Köpfen der Vertreter jener Anschauung abspielt.

Sie übersehen also die Tatsache, daß wenn wir in Wirklichkeit ein Volk der Literatur wären, wir vielleicht gar nicht nötig hätten, Klage darüber zu führen, daß wir „nichts Rechtes zustande bringen“ können; daß unser ganzes Unglück vielmehr darin besteht, daß wir kein Volk der Literatur, kein Volk des Schrifttums, sondern ein — Volk der Schrift sind. Der Unterschied zwischen beidem reicht sehr weit. Die Literatur ist, wie das Volk, eine lebendige Kraft, die fortwährend alte Formen abstreift und neue Formen annimmt. Generationen kommen und gehen, und das Volk ist in ihnen allen lebendig; Bücher kommen und gehen, und die Literatur ist in ihnen allen lebendig. Ein „Volk der Literatur“ kann also nur dasjenige Volk genannt werden, bei dem das Volksleben und das Literaturleben, die Generationen und die Bücher sich im Zusammenhang miteinander entwickeln: die Literatur nach den Bedürfnissen der Generation und die Generation nach den Forderungen der Literatur. Bei einem Volke der Literatur besteht also die Aufgabe der letzteren darin, in die Herzen des Volkes die neuen Gedanken und Forderungen zu säen und dann die zarte Saat der Aufsicht des Herzens zu überlassen, das sie pflegt und zum Aufsprossen und Reifen bringt durch seine eigene Kraft und nach seinen eigenen Bedürfnissen, bis sie zu einem integrierenden Bestandteil des menschlichen Seelenlebens, zu einer lebendigen Kraft werden, die durchaus selbständig ist und in keiner Beziehung mehr zu ihrem literarischen Ursprung steht; ebensowenig wie irgendeine Beziehung existiert zwischen der Eigenart und Wirksamkeit eines großen Schriftstellers und der Lesefibel, die er in seiner Kindheit benutzt hat. — Allein ein Volk der Schrift ist ein Sklave der Schrift, eine Gemeinschaft, aus deren Herzen das Leben entflohen ist und sich gänzlich in die Worte

der Schrift eingesponnen hat. Bei einer solchen Gemeinschaft kann die Aufgabe der Literatur nicht die sein, das Herz durch neue Kräfte zu bereichern, sondern im Gegenteil, es so lange zu schwächen und zu demütigen, bis es nicht mehr wagen darf, „durch seine eigene Kraft und nach seinen eigenen Bedürfnissen" tätig zu sein, sondern sich bei jeder Aktion oder Reaktion der Vermittlung der Schrift bedient. Jeder Vorgang in der Natur oder in der sittlichen Welt, der geeignet ist, eine bestimmte Wirkung auf das Herz auszuüben, muß notwendig zuerst eine Genehmigung der Schrift beibringen, die ihn zu dieser Wirkung berechtigt. Und auch dann ist die Gegenwirkung des Herzens nicht mehr unmittelbar und natürlich, sondern sie spielt sich nach einem eigenen, künstlichen und von vornherein genau festgelegten Schema ab. Darum verfallen beide, das Volk samt seiner Literatur, in einen Zustand der Erstarrung, und ihre Form erfährt im Laufe vieler Generationen nur geringe Veränderungen, da beiden die bewegenden Faktoren hierzu fehlen: dem Volke fehlt das direkte, unmittelbare Verhältnis zwischen dem Herzen und der Außenwelt, der Schrift anderseits fehlt der aus jenem Verhältnis resultierende Protest des Herzens gegen diejenigen Dinge, die nicht mehr seinen Bedürfnissen entsprechen.

Und ein Volk der Schrift in diesem Sinne sind wir tatsächlich seit bald zweitausend Jahren, doch nicht seit dem Beginn unserer Geschichte. Nicht nur in den Zeiten der Propheten — ihnen sind wir bereits so weit entrückt, daß wir sie nicht einmal mehr verstehen können —, sondern selbst noch zur Zeit des zweiten Tempels lebte und wirkte das Herz des jüdischen Volkes „durch eigene Kraft". Es war sich seiner Unabhängigkeit bewußt und war so sehr von seiner eigenen Kraft überzeugt, daß es den Mut hatte, in sich selbst die Lehre zu suchen, in sich selbst das Kriterium für die Schrift zu erblicken: „Was dir selber verhaßt ist, das füge auch deinem Nächsten nicht zu — darin ist die ganze Lehre enthalten."[1] Und wenn auch manchmal durch das unmittelbare

[1] [Berühmter Ausspruch von Hillel, der kurz vor der christlichen Zeitrechnung lebte. Babyl. Talmud Traktat Sabbat fol. 31 b.]

Verhältnis, das zwischen der Außenwelt und dem Herzen herrschte, dieses sich von dem Geist der Schrift entfernt hatte, konnte es sich dann nicht unterwerfen und seine eigene Erkenntnis unterdrücken, sondern es protestierte „gegen diejenigen Dinge, die nicht mehr seinen Bedürfnissen entsprechen“, und dieser Protest zwang den Geist der Schrift, sich auch seinerseits in Übereinstimmung mit den neuen Bedürfnissen zu entwickeln. Wenn das Herz im Laufe seiner Entwicklung zu der klaren Erkenntnis gelangt ist, daß das Gesetz „Auge um Auge“ eine Grausamkeit bedeutet, die einer zivilisierten Nation unwürdig ist, und die Erkenntnis des Herzens gleichzeitig die höchste, nicht zu überbietende Autorität darstellt, so ist es doch nur eine selbstverständliche Folgerung, daß auch die andere Autorität, die Schrift, nichts anderes aussagen kann, daß also „Auge um Auge“ zweifellos nur „Geld um Auge“ bedeutet.[1]

Doch dies alles wurde später anders. Die mündliche Lehre, die ihrem Wesen nach passender „Lehre des Herzens“ heißen sollte, wurde auch ihrerseits in schriftlichen Urkunden versteinert, und das Herz der Nation war nunmehr von einer klaren und festen Erkenntnis ausgefüllt: von der Erkenntnis seiner absoluten Nichtigkeit und seiner ewigen Unterwürfigkeit gegenüber der Schrift. „Die Stimme Gottes im Herzen des Menschen“ hat für sich allein keinerlei Bedeutung und Autorität mehr, und in allen Fragen des Lebens hat nicht mehr sie die entscheidende Stimme, sondern die Schrift, die „man schwarz auf weiß besitzt“. Und nicht nur dies, sondern selbst die Zustimmung zu den Worten der Schrift ist dem Herzen untersagt. „Man darf nicht sagen, ich habe Schweinefleisch nicht gern“,[2] denn auch dies wird als Überhebung angesehen, wie wenn ein Diener den Worten seines Herrn zustimmt, „indem er dessen Gebote als Ausfluß des Erbarmens hinstellt,

[1] [Das biblische Gesetz „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand“ usw. Exodus 21, 24, Deuteronomium 19, 21 deutet der Talmud in eine Geldstrafe um, vgl. Babyl. Talmud Traktat Baba Qama fol. 83 b ff. Vgl. den folgenden Aufsatz.]

[2] [Sifrâ, tannaitischer (Tannaïm = die jüdischen Gelehrten zur Zeit der Mischna) Kommentar zu Leviticus, Abschnitt Kedoschim XI.]

während sie in Wahrheit nur gebieterische Befehle sind".[1] Der Mensch hat vielmehr zu schweigen und den Befehlen blindlings zu gehorchen. Unter solchen Umständen darf es nicht wundernehmen, wenn sich Kommentatoren finden, denen die „Lehre des Herzens" von Hillel — „was dir selber verhaßt ist, das füge auch deinem Nächsten nicht zu!" — als ein Protest gegen die Schrift erschien, und sie beruhigten sich nicht eher, bis sie diesen Ausspruch, die Krone des Talmud, seines einfachen Wortsinns entkleideten, als sei mit dem „Nächsten" auf Gott angespielt: „Übertritt nicht seine (Gottes) Befehle; denn auch dir ist es verhaßt, wenn dein Nächster deine Befehle übertritt."[2] Es ist daher kein Zweifel, daß wenn der Rechtsgrundsatz „Auge um Auge" nicht in der heiligen Schrift, sondern im babylonischen Talmud stünde und die Erläuterung desselben nicht unseren alten Weisen, sondern den Kommentatoren des Talmud anvertraut gewesen wäre, diese ihn in seiner buchstäblichen Bedeutung für gültig erklärt hätten; und die rabbinischen Autoritäten würden, in der Überzeugung, ein verdienstvolles Werk zu tun, im Einklang mit dem Volke das sittliche Gefühl ihres Herzens mit allen Mitteln niederhalten, damit es sich nicht gegen eine ausdrückliche Gesetzesvorschrift empöre.

Die hebräischen Schriftsteller der vergangenen Generation wollten dieser Erscheinung nicht auf den Grund gehen, und sie erblickten daher die Hauptursache derselben in der Hartherzigkeit der Rabbiner, der Wächter der Schrift, die wegen eines „Tüttelchens von einem Jota" bereit seien, das häusliche Glück eines Menschen ohne Mitgefühl zu zerstören. „Fremd ist ihm Frieden, fremd das Erbarmen; nur zu bannen vermag er, zu verbieten, zu zerstören."[3] Daher zogen sie,

[1] [Babylonischer Talmud Traktat Megilla, fol. 25a.]

[2] [Erklärung von Raschi (gest. 1105) zur obigen Talmudstelle. Derselbe führt jedoch daneben auch die wörtliche Erklärung an.]

[3] [Die angeführten Worte sind ein Zitat aus einem Gedichte von Jehuda Lejb Gordon (gest. 1892), „Das Tüttelchen von einem Jota" betitelt, welches seinerzeit im gesamten hebräisch lesenden Publikum ungeheure Sensation erregte. Der Inhalt des Gedichtes, auf welches im Text Bezug genommen wird, ist kurz folgender: Bathschua, ein junges, liebreizendes Mädchen, wird von ihren Eltern, nach damaliger russisch-jüdischer Sitte, an einen ungeschickten, weltfremden jungen Menschen, den sie weder lieben noch über-

die Schriftsteller, es vor, sich unmittelbar an das Volk zu wenden, und indem sie ihm in grellen Farben die Kluft, die zwischen dem Herzen und der Schrift besteht, zeigten, glaubten sie, dadurch beide in einen Gegensatz zu einander zu bringen und die Schrift durch das Herz zu verdrängen. Doch sie waren in einem gewaltigen Irrtum befangen; denn in Wahrheit existiert nicht der geringste Unterschied zwischen der Seele des „Reb Wofsi“[1] und der Seele des ganzen Volkes. Als der Scheidebrief für ungültig erklärt wurde, war vielleicht Reb Wofsi nicht minder von Mitleid für die unglücklichen Opfer erfüllt, als alle die Umstehenden, die nach der Behauptung des Dichters „heftig erbebten und gleich Toten erblaßten“. Doch nicht nur der Rabbiner schwankte keinen Augenblick in der Entscheidung zwischen der Schrift und dem Herzen, sondern auch sie, die Umstehenden, dachten nicht im entferntesten daran, an dem Urteil des Rabbiners, geschweige denn an der Schrift selber, irgend etwas auszusetzen. Und wenn sie „heftig erbebten“, so war es genau so, wie wenn ein Mensch erbebt, der Zeuge eines plötzlichen Unglücksfalls ist, welcher durch eine natürliche, unabänderliche Ursache veranlaßt wird. Eine derartige Tragödie, die in einem „Volke der Literatur“ einen Willensimpuls zur Ausrottung des Übels hervorgerufen hätte, kann in einem „Volke der Schrift“ nichts weiter als Gefühle der Trauer erwecken, wie wenn

haupt kennen gelernt hat, verheiratet. Der junge Ehemann, der sich höchstens für seine talmudischen Folianten interessiert, hat kein Verständnis für seine lebensfreudige und liebebedürftige Gattin. Er flüchtet schließlich nach Amerika und überläßt sie dem harten Schicksal einer mittel- und schutzlos dastehenden Frau. Nach einigen Jahren lernt sie einen intelligenten, hochgesinnten Mann kennen, der ihre Zuneigung gewinnt und ihr Hand und Herz anbietet. Doch Bathschua ist eherechtlich an ihren flüchtigen Gatten gebunden. Nach langer Mühe gelingt es endlich, von dem treulosen Ehemann aus Amerika einen Scheidebrief zu erlangen. Als dieser jedoch vom Rabbinatskollegium auf seine religiöse Gültigkeit hin untersucht wird, stellt sich heraus, daß der Name des Ehegatten (Hillel) ohne „Jod“ geschrieben ist, und der Oberrabbiner steht nicht an, den Scheidebrief für ungültig zu erklären. Inzwischen ist aber der flüchtige Ehegatte auf nicht feststellbare Weise zugrunde gegangen und eine Wiederholung des Scheidebriefes unmöglich, und so wird, lediglich auf Grund einer geringfügigen orthographischen Abweichung, die überdies strittig ist, das Schicksal von zwei jungen liebenden Menschen unbarmherzig zerstört.]

[1] [So wird der Rabbiner im erwähnten Gedichte genannt.]

z. B. die Heldin Bathschua bei der Trauung eines plötzlichen Todes gestorben wäre. Doch kommt es ihm durchaus nicht in den Sinn, sich über die Schrift zu beschweren oder an ihr irre zu werden.

Wahrheitsgetreuer klingt die Schilderung eines anderen jüdischen Schriftstellers, der in englischer Sprache für die englischen Juden das Leben der Ostjuden in London beschreibt. Auch er zeigt uns ein furchtbares Bild von dem „Tüttelchen von einem Jota", doch in ganz anderer Darstellung.[1] Sein „Reb Wofsi" (bei ihm Reb Schmuel genannt) ist selbst der Vater der „Bathschua" (bei ihm Anna), die er stark und innig liebt und deren glückliche Verbindung mit ihrem geliebten David sein innigster Wunsch ist. Doch zufällig, während einer Unterhaltung mit seinem künftigen Schwiegersohn, erfährt er von diesem, daß er Ahronide sei und sofort erinnert er sich, was Anna einige Zeit vorher passiert war. In einer fröhlichen Gesellschaft hatte ihr ein junger Mensch einen Ring angesteckt und hierbei scherzhaft die vorgeschriebene Trauungsformel gesprochen, so daß er ihr später einen Scheidebrief geben mußte[2] und die unschuldige Jungfrau dadurch zu einer geschiedenen Frau wurde, die zu heiraten nach dem mosaischen Gesetze[3] den Ahroniden verboten ist. Das übrige ergibt sich von selbst. Der Seelenzustand des Reb Schmuel in diesem Augenblick ist geradezu ein entsetzlicher. Doch seine ersten Worte sind: „Gott sei Dank, daß ich die Sache rechtzeitig erfuhr." David, der bereits in England aufgewachsen und im Jüdischen unkundig ist, kann die ganze Sache nicht begreifen. Er kann unter keinen Umständen glauben, daß dies die Lehre des Judentums sein sollte, und er fleht Reb Schmuel im Namen alles Heiligen, im Namen der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit an, doch zwei menschliche Leben zu schonen und nicht wegen des unschuldigen Scherzes eines törichten jungen Menschen ihr Lebensglück zu zerstören. Doch Reb Schmuel antwortet auf alle

[1] Zangwill, Children of the Ghetto.

[2] [Nach jüdischem Gesetze ist eine derartige Trauung, wenn sie vor Zeugen stattfand, gültig. Fälle von Mißbrauch dieses Gesetzes kommen im Osten öfter vor.]

[3] [Leviticus 21, 7.]

diese Klagen mit gebrochenem Herzen: „Es ist eine Vorschrift der Thora, der wir uns unterwerfen müssen“. Es ist eine lange und gefühlvolle Szene, doch die letzten Worte des Reb Schmuel sind: „Meint Ihr denn, ich würde nicht mein Leben für das Glück meiner Anna hingeben? Doch der Heilige, gepriesen sei Er, hat ihr diese Prüfung auferlegt, und ich kann ihr nur ihr Unglück tragen helfen.“

So verhält sich die Sache. Reb Wofsi und die Rabbiner seines Schlages sind durchaus keine Unmenschen. Sie haben ein Herz von Fleisch, nur daß dieses nicht mehr selbständig lebt, indem alle seine Überzeugungen, Empfindungen und Wünsche sich vor einem einzigen „Tüttelchen von einem Jota“ zurückziehen und verflüchtigen.

* * *

Und von einem Herzen, das dermaßen siech ist, werden wir vergeblich eine selbständige Regung und eine kräftige Bewegung in irgendeiner abseits von der Schrift liegenden Sache erwarten. Die Logik, die Erfahrung, der gesunde Menschenverstand, das sittliche Gefühl, — sie alle besitzen nicht die Macht, das Herz in ihren Bann zu ziehen und auf einem neuen Wege irgendeinem freien Ziele entgegenzuführen. Jede beliebige spezielle Frage, die auf die Besserung unserer innern Lebensverhältnisse ausgeht, muß, wie die Erfahrung gezeigt hat, notgedrungen auf dem Wege zu ihrer Lösung auf dieses allgemeine Hindernis stoßen. Daher sind alle, die klar zu sehen vermögen, überzeugt, daß alle Mittel zur Besserung der Lage im Einzelnen vergeblich sind, solange nicht vorher im Ganzen das Herz des Volkes geheilt ist.

Die fundamentale Frage in unserm nationalen Leben ist also die: Ist es noch möglich, gegen diese uralte Krankheit ein Heilmittel ausfindig zu machen? Kann das jüdische Herz sich noch aufraffen, das Siechtum von sich abschütteln, um wieder in unmittelbare Beziehung zum Leben zu treten, und doch dabei ein jüdisches Herz bleiben?

Diese letztere Bedingung ist es, die die Frage besonders schwierig gestaltet. Den Weg zur Wiederbelebung des Herzens

hat uns die „Aufklärung" der vergangenen Generation gewiesen: nämlich die Väter ihrem Schicksal zu überlassen und das Herz der Söhne durch die allgemein-menschliche Aufklärung vermittels der Erziehung und der Literatur zu regenerieren. Doch ihr Versprechen, zugleich auch jene Bedingung zu wahren, hat die Aufklärung nicht zu halten vermocht, wie es die von ihr erzogene Generation bezeugt. Da sie von außen kam, war es ihr leichter, ihren Anhängern ein vollständig neues Herz zu schaffen, als das alte Herz von seinem Siechtum zu heilen und es in seiner spezifisch jüdischen Form zu belassen. Unsere Frage kann also nur dann eine vollständige Lösung finden, wenn aus einer innern Quelle, aus dem Wesen des Judentums heraus ein Strom neuen Lebens zur Verjüngung der Herzen entspringen wird, der in das Herz der „Söhne" gleichfalls vermittels der Erziehung und der Literatur geleitet werden soll, damit er dort mit dem Strom des allgemeinen Lebens, der aus der Aufklärung emporquillt, eins werde und so den letztern hindere, die „spezifisch jüdische Form" wegzuspülen und zu zerstören.

Und ein Strom neuen Lebens entspringt tatsächlich in der letzten Zeit „aus dem Wesen des Judentums heraus" in der Gestalt jener Idee, die wir gewöhnlich als „Zionsliebe" bezeichnen, obwohl der Name viel zu eng ist, um den Begriff in seiner ganzen Fülle zu umfassen. Diese „Zionsliebe" ist weder ein Teil des Judentums noch eine Beigabe zu demselben, sondern das Judentum selbst in seiner Totalität, aber mit Verlegung des Mittelpunktes. Sie will weder die Schrift aus ihrem Machtbereich verdrängen, noch sie auf künstliche Weise vermehren oder verkürzen, sondern was sie erstrebt, ist lediglich dies, daß der Mittelpunkt, von dem alles und jedes abhängig ist, ein lebendiger Herzensdrang nach nationaler Einheit sei, ein intensives Streben nach der nationalen Wiedergeburt des jüdischen Volkes, nach einer freien, doch seiner Eigenart entsprechenden Entwicklung auf allgemein menschlichen Grundlagen.

Das Judentum in dieser Form zur Grundlage der Erziehung und der Literatur zu machen, in den Gemütern dieses lebendige Streben wachzurufen und alle Mittel aufzubieten, damit es immer mehr an Macht und Tiefe gewinne und zu einem organischen Bestandteil der jüdischen Seele, zu einer selbständigen organischen Kraft werde — dies ist also, wie mir scheint, der einzige Weg, der zur Befreiung des jüdischen Herzens und seiner Verknüpfung mit dem universalen Leben führt, ohne seine jüdische Form dieser Freiheit zum Opfer zu bringen.

Ob dies jedoch das Ziel ist, welches sich die „Zionsliebe“ am Beginne ihrer Tätigkeit gesteckt hat, und ob es von den „Zionsfreunden“ bis auf den heutigen Tag so aufgefaßt wird, daran wird man füglich zweifeln dürfen. Doch selbst zugegeben, daß die „Zionsliebe“ ursprünglich zu einem bestimmten praktischen Zweck ins Leben gerufen wurde, so kann dies doch kein genügender Grund sein, der sie hindern könnte, jetzt, nachdem sie ins Leben getreten, sich ein weiteres Zeil zu stecken und sich über ihre Bedeutung und Wichtigkeit für die Wiedergeburt des Volkslebens oder zumindest über den Weg, der zu ihrem praktischen Endziel führt, einen klareren Begriff zu schaffen. Denn selbst das praktische Werk, dem zuliebe wir allem Anschein nach alles übrige zu vergessen bereit sind, kann ja, wie wir sehen, gleichfalls nicht zur Ausführung gebracht werden, solange das Herz des Volkes sich in einem solchen Zustande befindet. Vergeblich geht die „Wiederherstellung Zions“[1] hausieren, um sich die Zustimmung der Schrift zu erbetteln. Ihr Los wird dem unserer sonstigen löblichen Unternehmungen gleichen, die trotz der gnädigst erteilten zweideutigen Zustimmungen von seiten der Schrift nur mühsam und langsam sich entwickeln, weil sie im Herzen des Volkes keine Grundlage haben. Und eine sichere Grundlage im Herzen wird jedem nationalen Werke, die Kolonisation Palästinas nicht ausgeschlossen, so lange abgehen, als kein direkter Weg zwischen dem Volks-

[1] [Name eines Buches, in welchem die Gutachten von rabbinischen Autoritäten gesammelt sind, die die „Zionsliebe“ für religiös zulässig erklären.

herzen und der Außenwelt durch das eigene Gebiet des Judentums hindurch gebahnt ist. — „Wenden wir nur für die Kolonisation Geldmittel auf"— letzten Endes sind wir gezwungen und werden jedenfalls gezwungen sein, offen einzugestehen, daß „wir nichts Rechtes zustande bringen" können.

Während ich dieses niederschreibe, schwebt mir ein naheliegendes Beispiel vor, das unsern Gegenstand einigermaßen zu illustrieren vermag. Wie Ihnen sicherlich bekannt ist, geschah in Jerusalem vor einigen Monaten ein abscheuliches Verbrechen. Ein untadeliger Mann von bekanntem Ruf wurde von seinen Feinden der türkischen Regierung ausgeliefert, auf Grund einer falschen Denunziation, die nicht nur ihn persönlich, sondern das ganze Kolonisationswerk in große Gefahr hätte bringen können.[1] Denken wir uns nun, daß diese abscheuliche Tat hundert Jahre später geschehen wäre, nachdem bereits die „Zionsliebe" zu einer „Lehre des Herzens" geworden wäre, die nur befiehlt, aber sich nicht befehlen läßt, — wie würde wohl das Volk in diesem Falle handeln? Ohne allen Zweifel würde es auf die Rabbiner, die jene Tat verschuldet haben, nicht die geringste Rücksicht nehmen, selbst wenn es vor ihrer Würde tausendmal mehr Respekt hätte als jetzt; es würde sich vielmehr sofort wie ein Mann erheben, um das Geschehene wieder gut zu machen und die Möglichkeit einer Wiederholung für alle Zukunft auszuschließen. Die lebendige Kraft im Herzen findet stets, sobald sie eine bevorstehende Gefahr wittert, gleichsam instinktiv das geeignete Mittel zu ihrer Verteidigung und sucht ohne alle Umschweife das Nötige zu tun. Was sehen wir aber jetzt? Die „Zionsfreunde" (oder noch genauer einige Zionsfreunde) erheben ihre Stimme, appellieren an das Volk, an seine Führer und Rabbiner, rufen im Namen der menschlichen Gerechtigkeit, der nationalen Ehre, im Namen der „Zionsliebe", appellieren und rufen, aber sie predigen tauben Ohren. Das Volk empfindet nichts mehr, aus der Tiefe seines Herzens entringt sich kein leben-

[1] [Der Verfasser spielt hier auf Elieser Ben-Jehuda, den bekannten Schriftsteller und Lexikographen in Jerusalem an, der s. Z. wegen seiner freien religiösen Ansichten von einigen Rabbinern bei der türkischen Regierung als politischer Agitator denunziert wurde.]

diger Protest mehr, und die ganze Sache reduziert sich bei ihm auf die Frage, ob es religionsgesetzlich zulässig oder unzulässig sei. Da aber die Rabbiner selbst die Täter sind, so ist das Volk zur Annahme geneigt, daß sie sich jedenfalls auf einen Gesetzesparagraphen berufen können und wartet daher gelassen die Entscheidung der übrigen Rabbiner ab. Diese aber, selbst diejenigen, die für die religiöse Unbedenklichkeit der „Zionsliebe“ ihr Votum abgaben, hüllen sich in Schweigen und erregen dadurch den Verdacht, daß auch sie jene Untat für religiös zulässig erklären. Da also die Zulässigkeit seitens der Schrift feststeht und auch das Herz sich regungslos verhält, wer soll denn da noch für die Verletzung der menschlichen Gerechtigkeit, die Verletzung des nationalen Namens und der nationalen Moral, für die Verletzung der „Zionsliebe“ und der „Zionsfreunde“ Genugtuung verlangen? Was nützt uns also die ganze „Arbeit“, wenn wir nicht nur nichts Rechtes zustande bringen, sondern nicht einmal dasjenige bewahren können, was wir mit furchtbarer Mühe und Not bereits zustande gebracht haben; wenn die Böswilligkeit weniger Personen ausreicht, um die ganze Sache in Gefahr zu bringen, wenn niemand aus dem Volke und von seinen Führern sich um uns und unsere Arbeit kümmert?

* * *

„Dann steckt doch wenigstens Arbeit darin und wo Arbeit ist, da ist auch Leben!“

Ganz richtig. Aber der Begriff der Arbeit umfaßt nicht bloß die Arbeit des Körpers, deren Ergebnisse unmittelbar ins Auge fallen. Die Mitglieder des „Friedensbundes“ — die in praktischen Dingen vielleicht nicht weniger Bescheid wissen als die besten „Zionsfreunde“ — berufen öffentlich Versammlungen ein, halten Reden, schreiben Werke, geben Zeitschriften heraus und wenden alle möglichen Mittel an, um „in die Furchen der Herzen die Saat zu senken“. Dieses nennen sie Arbeit und dadurch glauben sie, ihrem Ziele näher zu kommen, obwohl sie sehr genau wissen, daß weder sie noch die Volksmasse, deren Sache sie verfechten, imstande sind, auch nur das Ge-

ringste für die praktische Verwirklichung ihres Gedankens zu tun, und daß die herrschende politische Weltlage keine Möglichkeit erhoffen läßt, diese Verwirklichung selbst in naher Zukunft zu erleben. — Läge also die Sache in den Händen der „Zionsfreunde", dann wären sie sicherlich der Ansicht, daß eine derartige Arbeit, die man nicht mit Händen greifen kann, nicht den Namen Arbeit verdient, daß „mit verschränkten Armen dazusitzen und zu warten, bis das Zeitalter dazu geeignet sein wird", nichts anderes hieße, als alle unsere Kräfte vollständig lahmlegen und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß sie eine mehr handgreifliche Arbeit vorziehen würden: sie würden es sich zum Beispiel Geld und Mühe kosten lassen, aus den staatlichen Arsenalen einige Spieße und Schwerter zu erlangen, die sie mit lärmendem Triumphgeschrei zu Pflugscharen und Winzermessern umschmieden würden, um sich auf diese Weise das herzerhebende Schauspiel zu verschaffen, wie die Friedensverheißungen der Propheten in Erfüllung gehen ... Doch die Friedensidee befindet sich glücklicherweise in den Händen von Leuten, welche wissen, „wie man Geschichte treibt". Sie arbeiten daher gelassen an der Verbreitung ihres Gedankens, indem sie ihn „in die Herzen säen" und befürchten durchaus keine „Lahmlegung", da sie wohl wissen, daß dieses Säen die notwendigste und zugleich die schwierigste Arbeit bei jeder neuen Sache ist und allein diese Arbeit sie zu der Hoffnung berechtigt, daß letzten Endes ihrem Gedanken echte „Männer der Tat" erstehen werden, Männer der Macht und der Erfahrung; und daß dann alles, was sie jetzt trotz aller Anstrengungen und Bemühungen nicht vollbringen können, mit Leichtigkeit, wie von selbst, vollbracht werden wird, „wenn das Zeitalter dazu geeignet sein wird".

Wenn es sich nun mit den anderen Nationen so verhält, deren Herz gesund ist, was sollen und können wir dazu sagen?

Darum tut es mir jedesmal weh, wenn ich sehe, wie das bißchen Kraft, das uns, den „Zionsfreunden", zu Gebote steht, sich in unfruchtbarer Sisyphusarbeit erschöpft, die nur dazu geeignet ist, das ohnedies kalte Volksherz noch mehr erkalten

zu lassen, indem sie unsere Inferiorität und unsere Unfähigkeit, etwas einigermaßen Gelungenes zustande zu bringen, an den Tag legt. Darum behaupte ich und behaupte immer wieder, daß, wenn wir unsere beste Kraft der „Verbesserung der Herzen“, der nationalen Erziehungsarbeit auf der Grundlage der „Zionsliebe“ widmeten und dieser „Liebe“ die nötige Zeit zum Blühen und Wachsen ließen, — daß dann eine Zeit kommen würde, und wäre es auch in der dritten und vierten Generation, in der das jüdische Herz durch sie die unserm Ziele angemessene Form erhalten haben wird, so daß auch unsere praktischen Bestrebungen berufenere Vertreter aus der Mitte des Volkes finden werden. Und während ich dies behaupte, weiß ich zwar sehr wohl, daß ich bei den „Zionsfreunden“ keinen Anklang finden werde; daß sie und besonders diejenigen unter ihnen, die selbst nur „Ritter des Geistes“ sind — Schriftsteller, Lehrer, Studenten, unerfahrene Jünglinge und dergleichen — sich besonders gern als „Männer der Tat“ aufspielen, die in der „Welt der Wirklichkeit“ zu Hause sind und sich immer wieder mit Projekten und Unternehmungen vordrängen, von denen nicht einmal das zweifelhafte Lob gilt: „Wenn es nichts nützt, so kann es wenigstens nicht schaden“. Dies alles entgeht mir keineswegs, aber was liegt daran? Wenn andere nicht hören wollen, so ist es gut, daß wir es uns selbst zu Gehör bringen. Denn auch ich, Sie und das Häuflein, das mit uns ist, auch wir bedürfen der Ermutigung, damit wir uns nicht schämen vor denen, die sich über uns lustig machen und uns mit unserm „Idealismus“ höhnen.

Bleiben wir also fest und mutig! Mögen andere das Leben in der körperlichen Arbeit suchen, die ihre Kräfte übersteigt. Wir wollen unser Leben in der geistigen Arbeit finden, ein jeder auf dem ihm zustehenden Gebiete. Der Schriftsteller schreibe, der Redner spreche, der Lehrer unterrichte, die Schüler mögen lernen und sich für die Zukunft vorbereiten, die praktischen Männer mögen allen diesen zur Seite stehen und ihnen die Wege ebnen — und alle zusammen wollen wir nach dem einen Ziele streben: daß unser Gedanke immer tiefer in den Herzen Wurzel schlage. Das übrige können wir mit

ruhigem Gewissen dem Volke überlassen, welches in erforderlicher Weise und durch die geeigneten Männer es in Ausführung bringen wird, während der Zeitpunkt und der Grad der Ausführung von dem Maße, in dem sein Herz hierzu vorbereitet und befähigt ist, abhängen werden.

2. Februar 1895.

V.

TOLERANZ

Offener Brief an den Redakteur des „Hameliz" [1]

Große Freude, lieber Freund, hat mir Ihre Botschaft bereitet, daß der „Hameliz" binnen kurzem wieder erscheinen wird; verdoppelt wird diese meine Freude durch Ihre Mitteilung, daß Sie als Redakteur an seiner Spitze stehen werden.

Der alte „Hameliz"! Warum sollen wir es in Abrede stellen, — er war alt. Trotz seiner steten Bemühung, sich zu verjüngen und dem jeweiligen Zeitgeiste entsprechend neu zu orientieren, konnte er die Spuren des Alters in seinem Antlitz nicht gänzlich verwischen; und zuweilen wehte uns der Geist einer längst verstorbenen Generation aus seinen Zeilen an, mit Bräuchen und Interessen, die uns fremd waren, während der greise Redakteur mit Liebe diese seine Art pflegte, wie er es einmal in seiner Jugend zu tun gewohnt war. In solchen Augenblicken pflegten wir, die Kinder der Gegenwart, gewöhnlich fernzustehen, mitleidig der Szene zuzusehen, und es tat uns das Herz weh bei dem Gedanken, daß alle jene „Bräuche und Interessen", die wir heute veraltet nennen, den Lesern des „Hameliz" in vergangener Zeit jugendlich erschienen waren; aber tempora mutantur ... und wer mag wissen, ob nicht auch die Bräuche und Interessen von heute der Generation nach uns

[1] Erschien im „Hameliz" vom 5. Schewat 5654 (Frühjahr 1894) gelegentlich des Neuerscheinens dieser Zeitschrift (nach der zeitweisen Einstellung des Blattes infolge des Ablebens des Gründers ‚Eres' [Cederbaum]) unter ihrem gegenwärtigen Herausgeber und Redakteur.

als Zeichen des Alters erscheinen werden? . . . Solche Gedanken versöhnten mit allen Schwächen des alten „Hameliz". Wir schlossen die Augen vor ihnen und nahmen das Gute mit doppelt dankbarem Sinn entgegen.

Nun aber, nach dem Ableben des alten Redakteurs, ist das Band zwischen jenem „Hameliz" und uns zerrissen und der ehrwürdige Schein des Alters, der ihn umgab, verschwunden. Vom neuen „Hameliz" dürfen wir mit Recht mehr verlangen und können ihm nicht die gleichen mildernden Umstände zubilligen wie seinem Vorgänger. Der neue Redakteur muß darum uns, seinen Zeitgenossen, in allen Einzelheiten, in Bildung, Geschmack, Takt, Denkart und Stil weit näher stehen. Und da ich Sie, geehrter Freund, für einen Mann nach unserem Herzen halte, auf den all dies zutrifft, — was Wunder, daß ich mich freute, als ich das Blatt erhielt, in dem Sie sich den Abonnenten des „Hameliz" als künftiger Redakteur vorstellen. Kein Wunder auch, daß ich mit innigem Interesse Ihre Ausführungen über die künftige Haltung des „Hameliz" gelesen habe! Hingegen wird es Sie vielleicht wundernehmen, wenn ich Ihnen sage, daß ich in Ihren Worten nicht alles gefunden habe, was ich darin suchte, wohl aber manches, was ich nicht gesucht hätte. Das Zuwenig setze ich auf Rechnung Ihres Strebens nach Kürze; das Zuviel aber läßt verschiedene Deutungen zu und ermöglicht irrige Auffassungen über den Geist des „Hameliz" in Zukunft. Darum erlaube ich mir, öffentlich mit der Bitte an Sie heranzutreten, Ihre Worte zu erklären und des näheren auszuführen, in der Hoffnung, daß diese Aufklärung sowohl dem „Hameliz" als auch seinen Mitarbeitern und Lesern, in erster Reihe aber jenen, von Nutzen sein wird . . .

* * *

„Der ‚Hameliz' wird eine Zeitschrift für das gesamte Judentum sein, in der die Ansichten und Bestrebungen aller Parteirichtungen in unserem Volke besprochen werden sollen. Der ‚Hameliz' (Mittler, Dolmetsch) wird der Mittler zwischen ihnen sein zur Förderung des Friedens in Israel." Dies versprechen

Sie uns und dieses Versprechen ist an und für sich sicherlich gut und löblich; auch ist es zweifellos, daß es zuweilen wirklich (wie Sie sagen) Leute gibt, „die ein und dieselbe Meinung in verschiedener Fassung ausdrücken und einander für erbitterte Gegner halten, nur weil einer des andern Sprache nicht versteht"; und bei Meinungsverschiedenheiten dieser Art ist Ihr Rat vielleicht am Platze, mit Geduld und Ruhe jedem auch die Gründe der anderen Seite klarzumachen; vielleicht werden sie in der Tat zu einer Verständigung kommen, wenn sie einsehen, daß ihre Ansichten die gleichen sind. Werden Sie indes nicht auch zugeben, daß es im jüdischen Volke auch Parteien gibt, die nicht nur der Ausdruck scheidet, die vielmehr im Kern ihrer Anschauungen von einander weit entfernt sind? Und dort, wo der Unterschied den innersten Kern der Sache betrifft, werden beide Parteien nur um so klarer den tiefen Abgrund ermessen, der ihre Anschauungen trennt, je mehr wir uns bemühen, die Ansichten klarzustellen und je mehr Geduld wir dabei anwenden. Eine Verständigung zwischen zwei solchen Richtungen kann darum nicht auf der Basis einheitlicher Anschauungen erfolgen — dieses Ziel ist unerreichbar — sondern nur auf der Basis jener heiligen Tugend, deren Sie in Ihren Ausführungen nicht gedenken: der Toleranz in Dingen des Glaubens und der Meinungen, die die Herzen der Besten jedes Volkes in der gemeinsamen Arbeit für das Volk einigt, trotz ihrer Meinungsverschiedenheiten im einzelnen und ohne daß einer vom anderen als conditio sine qua non für die Mitarbeit intellektuelle oder moralische Opfer in Dingen verlangt, die der Mensch mit sich und seiner Seele auszumachen hat . . .

Ich will glauben, daß dies auch Ihre Meinung ist, daß Sie sich aber nur zu kurz ausgedrückt haben. Und wenn Sie weiter sagen: „Auf der goldenen Mittelstraße wollen wir gehen, ohne nach rechts oder links abzubiegen", so ist es Ihre Absicht, von vornherein allen Parteien — die alle rechts oder links stehen — mitzuteilen, daß der „Hameliz" nicht das Organ einer von ihnen allein sei; und wenn Sie als Mensch und Schriftsteller irgendeiner von ihnen im Herzen zuneigen, so werden Sie als Redakteur unparteiisch sein, alles mit dem gleichen

Maße messen und allen freie Meinungsäußerung gestatten, damit der „Hameliz" durch seinen toleranten Geist vorbildlich sei, „um den Frieden in Israel zu mehren".

Ist dem aber so, was sollen dann die folgenden Worte besagen: „Der ‚Hameliz' wird Licht über die Vergangenheit verbreiten ... und zu der Erkenntnis beitragen, daß auch die uns nahe Vergangenheit sehr viel getan hat zur Stärkung des Glaubens und zum größeren Ruhm der Thora, um auf diese Weise die Kräfte des Volkes zu mehren." — Niemand wird freilich den großen Wert der jüngsten Vergangenheit als einer historischen Kraft bestreiten und jedermann wird zugeben, daß ein großer Teil unseres Wesens und Lebens in der Gegenwart in ihr seinen Ursprung hat. Aber die Art der Wirkung dieser Kraft ist nicht genügend geklärt und verschiedene Parteien sind darüber verschiedener Anschauung. Sie wissen ja so gut wie ich, daß es eine Partei in unserem Volke gibt, der bedeutende Menschen angehören, die behauptet, daß die jüngste Vergangenheit, da sie sich nach Gutdünken auch unzeitgemäßer Mittel bediente, umgekehrt zur Schwächung des Glaubens, zur Verkleinerung der Ehre der Thora und zur Abnahme der nationalen Kräfte beigetragen hat. Diese Frage gehört mithin zu jenen Anschauungen, die noch der Klärung bedürfen. Und wie, wenn jene Partei ihre Ansicht im „Hameliz" — bei Beachtung der erforderlichen „Geduld" — wird darlegen wollen — werden Sie auch ihr das Wort erteilen? Tun Sie es, was wird dann aus Ihrem Versprechen hinsichtlich der jüngsten Vergangenheit? Geben Sie aber diesen Ausführungen der „Rechtsstehenden" keinen Raum, so verlassen Sie die goldene Mittelstraße und haben den „Hameliz" zum Organ einer Partei gemacht; wo bleibt dann die „Klärung der Anschauungen", wo die Verständigung? — Ferner: „Der ‚Hameliz' wird Wissenschaft verbreiten" — vortrefflich! Wozu brauchen Sie da diesen klaren Worten noch einen weiteren Kommentar zuzufügen und zu sagen, „daß die Leser darin wissenschaftliche Aufsätze im Geiste des Judentums finden werden", daß er sich besonders bemühen werde, seinen Lesern eine richtige Anschauung von jedem Fortschritt in der Wissenschaft zu geben, der

zum Verständnis der Worte unserer heiligen Schrift beiträgt? — Was sollen alle diese Worte, die uns an „Thora und Philosophie" oder „Zeugnis in Israel" erinnern? Leben wir wieder einmal in einer Zeit, wo es dem Juden nicht gestattet ist, sich mit anderen Wissenschaften abzugeben, es sei denn zu dem Zwecke, darin eine Bestätigung für die Worte der Schrift zu finden? — Eine Weltgeschichte im Geiste des Judentums besitzen wir schon; ist etwa dieser Versuch so trefflich gelungen, daß Sie auch die anderen Wissenschaften in solchem Geiste „verbessern" wollen? — Indes, es ist hier nicht meine Absicht, die Sache selbst zu diskutieren. Vom Standpunkt der Toleranz gebe ich zu, daß Sie berechtigt sind, im „Hameliz" auch wissenschaftliche Aufsätze „im Geiste des Judentums" von Ihnen und anderen zu veröffentlichen, wenn Sie an derlei Gefallen finden. Was ich aber wissen will, ist folgendes: Es gibt unter uns eine Richtung, die glaubt, daß unsere Literatur die Zeit der „Kindereien" bereits hinter sich hat und daß uns Aufsätze über das Judentum in wissenschaftlichem Geiste weit mehr nottun als wissenschaftliche Aufsätze „im Geiste des Judentums". Der Unterschied — das werden auch Sie zugeben — liegt hier nicht nur in den Worten; ist darum im „Hameliz" Raum für die Begründung dieser Ansicht und für Aufsätze über Fragen des Judentums im Geiste dieser Anschauung? Wenn ja, so wäre es gut, dies öffentlich zu sagen; und wenn nicht, warum?

* * *

In ihren weiteren Ausführungen teilen Sie mehrmals mit, daß große Männer unserer Zeit, Gelehrte und Schriftsteller, Sie zu unterstützen und den „Hameliz" zu fördern bereit sind. Es ist gewiß sehr schön und löblich, die Führer der verschiedensten Parteien unter einer Fahne vereinigt zu sehen; damit sie aber alle dem Bunde mit dem „Hameliz" treu bleiben, muß er einen von zwei Wegen einschlagen: entweder ist er wirklich ein Organ für alle Richtungen und gibt jeder das Recht, ihre Ansicht mit „Geduld" darzulegen und so alle die Toleranz der Meinungen im Interesse der Einheit der Nation und des inneren

Friedens zu lehren, — oder er wendet sich ganz profanen Dingen zu, widmet sich ausschließlich wirtschaftlichen und sozialen Fragen, ohne Gegenstände von Glauben und Meinung weder in diesem noch in jenem Sinne zu berühren. Mich dünkt, auch die großen Männer der Zeit werden nicht mehr verlangen dürfen. Jedenfalls wird der „Hameliz" ihnen nicht maßgebend sein, auch wenn er die Fahne der „jüngsten Vergangenheit" hochhalten und alle Wissenschaften zu ihrer Magd machen wird; unter den Gelehrten und Schriftstellern aber werden, wie ich fürchte, sich viele finden, denen diese goldene Mittelstraße nach den von Ihnen angegebenen Kennzeichen geradewegs nach Canossa zu führen scheint und nach dem Libanon riecht . . .

Und weil ich nicht daran zweifle, daß alle diese Befürchtungen unbegründet sind, und Ihre Ausführungen nur näherer Erklärung bedürfen, halte ich es für Ihre Pflicht, zunächst diesen Kommentar in klarer und unzweideutiger Form zu geben, damit weiter kein Zweifel mehr bleibe.

29. Tebeth 5654.

VI.

WORTE DES FRIEDENS

Offener Brief an einen Rabbiner[1]

Ihr geschätzter Brief, verehrter Herr Rabbiner, hat mich an vergangene Tage erinnert, an die Zeit, da ich vor mehreren Jahren durch die Ereignisse plötzlich in die Öffentlichkeit hinausgedrängt wurde und meine Tätigkeit als Schriftsteller und „Zionsfreund" begann. Wie oft geschah es dann, daß, wenn ich in meinem stillen Kämmerlein über den weiten und beschwerlichen Weg, der uns bevorsteht, und über die Zerklüftung und Zersplitterung unserer Volkskräfte nachdachte, sich

[1] [Der anonyme Rabbiner, an den dieser Brief gerichtet war, ist der selige R. Jonathan Eliasberg, Sohn des weiter unten erwähnten R. Mordechai.]

schwere Zweifel in mein Herz schlichen und in meinem Innern die bange Frage auftauchte: „Was soll euch denn eure ganze Arbeit? Ist denn eine Nation, deren Glieder wegen des bloßen „Tüttelchens von einem Jota" oder wegen einer geringfügigen Variante in der Gebetsordnung zu gegenseitiger Verfolgung und Vernichtung bereit sind, — ist denn eine solche Nation noch zu einer großen nationalen Arbeit befähigt, die nur durch die Konzentration aller Kräfte und die Unterlassung aller persönlichen Zänkereien unter den einzelnen Parteien geleistet werden kann?" — Da spielte mir der Zufall das Schreiben eines hervorragenden Rabbiners und zugleich maßgebenden „Zionsfreundes" in die Hand, das die traurigen Gedanken gänzlich aus meinem Herzen verbannte und mein Vertrauen in unsere Bewegung um ein bedeutendes stärkte. In jenem Schreiben sprach der Rabbiner, der selige Rabbi Mordechai Eliasberg, bedeutsame Worte über „die zwei Arten von Gesinnungsgenossen" unter den „Zionsfreunden": über die „Religiösen", deren Nationalismus dem „heiligen Feuer", und die „Natürlichen", deren Liebe zu ihrem Volke dem „profanen Feuer" gleiche und über die Notwendigkeit, die beiden Arten „zum Wohle der Nation" zu vereinigen. Nicht einmal im Traume hatte ich gehofft, solche Worte aus dem Munde eines hervorragenden Rabbiners zu vernehmen. Daher war für mich die Tatsache, daß sich ein solcher Rabbiner unter den „Zionsfreunden" befand, der sicherste Beweis für die wunderbare Kraft, die der „Zionsliebe" innewohnt, die Kraft, alle Unebenheiten zu glätten und die fernstehenden Elemente einander nahezubringen. Darum beeilte ich mich, jenes wertvolle Schreiben zu veröffentlichen und ihm einige Bemerkungen beizugeben, in denen ich unverhohlen meiner großen Freude Ausdruck gab, daß „ein Rabbiner von bedeutendem talmudischen Rufe Worte des Friedens spricht und dem ganzen Volke als solchem, ohne Unterschied der Partei, liebevoll zugetan ist; daß er, anstatt zu schelten, zu schmähen und Zwietracht unter den Volksgenossen zu säen, freundlich, gelassen und liebenswürdig spricht, den gerecht Handelnden Gerechtigkeit widerfahren läßt und bemüht ist, die Extreme einander nahezu-

bringen und Frieden und Eintracht zu stiften unter den im Dienste der heiligen Sache Stehenden aus beiden Gruppen".[1] Diese Worte wurden zwar zu einer Zeit niedergeschrieben, als der Rabbiner nicht mehr unter den Lebenden war. Doch nachdem es einen solchen Mann unter den Rabbinern gegeben hatte, tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß vielleicht noch sehr viele seinesgleichen existieren, die allmählich aus ihrem Versteck heraustreten werden, „um sich zwischen die beiden Lager zu stellen". „Wer weiß," rief ich damals mit Begeisterung, „wer weiß, wie viele Eliasbergs sich in Israel befinden, ohne daß wir sie kennen!"

Meine Hoffnung ging allerdings nicht in Erfüllung. Die Rabbiner traten nicht aus ihrer Verborgenheit heraus, um Duldung und Eintracht zu predigen. Und doch dürfen wir mit Fug und Recht behaupten, daß bis auf den heutigen Tag in keinem Lager die religiöse Toleranz in so hohem Maße geherrscht hat, wie in dem Lager der „Zionsfreunde". Zu derselben Zeit legte ich auch den „beiden Arten" ein schriftliches Memorandum vor, in dem ich eine bestimmte Anschauung über die für die „Zionsliebe" erforderliche sittliche und erzieherische Vorarbeit auseinandersetzte, eine Anschauung, die sich in der Hauptsache auf absolute Toleranz in religiösen und wissenschaftlichen Dingen gründet; die in der „Zionsliebe" nur ein allgemeines nationales Panier erblickt, das weder den Eifer im Namen des Glaubens noch den Wettstreit im Namen des Wissens, sondern ausschließlich eine gemeinsame Arbeit von Brüdern im Namen Zions und Israels fordert. Dieses Memorandum wurde von vielen der besten „Zionsfreunde" gebilligt, darunter auch von überzeugten Orthodoxen, die es sogar ihrer Tätigkeit zugrunde legten, und fand bei vielen bedeutenden Rabbinern, die in dasselbe Einsicht erhielten, eine beifällige Aufnahme.[2] Während dieses ganzen mehrjährigen Zeitraumes ließen sich die „Religiösen" nicht abhalten, sich mit uns, den „Natürlichen", auf

[1] [S. den Artikel „Rabbi Mordechai Eliasberg" in der Originalausgabe.]

[2] [Die Anspielung des Verfassers bezieht sich auf die von ihm begründete Loge „Bnei Mosche" (Söhne Moses') und auf seinen Artikel, „Der Weg des Lebens", in welchem der Grundgedanke der Loge dargelegt wird.]

dem Gebiete der „Zionsliebe" gemeinsam zu betätigen, obwohl sie sich dessen bewußt waren, daß unsere Ansichten, ja selbst unsere Auffassung der „Zionsliebe", durchaus keine gemeinsamen waren. Auch ich hatte in der Zwischenzeit mehrfach Gelegenheit, verschiedene Aufsätze zu veröffentlichen, die den Fanatikern Angriffspunkte genug gegen mich hätten bieten können. Und wenn ich auch immer bemüht war, die vom Volke ehrfürchtig gehegten Anschauungen mit Ernst und Vorsicht zu behandeln und, dem Prinzip der echten Toleranz getreu, stets „das Ohr zu beschwichtigen" bestrebt war, so habe ich mich doch niemals in den schillernden Mantel der Heuchelei gehüllt. Trotzdem ist mir nicht ein einzigesmal zu Ohren gekommen, daß unsere „religiösen" Gesinnungsgenossen an meiner Person Anstoß genommen und die Denkfreiheit als ein Hindernis für unsere gemeinsame Tätigkeit betrachtet hätten. Durften wir nicht auf Grund dieser Beobachtungen annehmen, daß die Toleranz ein wirkliches und unentreißbares Gemeingut der „Zionsfreunde" geworden ist?

Doch hat, wie es scheint, in der letzten Zeit ein Umschwung stattgefunden, ohne daß ich es merkte. Noch vor zehn Monaten, als der „Hameliz" unter der neuen Redaktion unseres geschätzten Gesinnungsgenossen „Isch-Jehudi" zu erscheinen begann und der neue Redakteur das künftige Programm des „Hameliz" erläuternd vorausschickte, war ich darüber sehr erstaunt, daß sich der Redakteur mit dem Versprechen begnügte, „Frieden in Israel zu stiften durch eine leidenschaftslose Erörterung aller Anschauungen und durch den Versuch eines Ausgleichs zwischen ihnen" und mit keiner Silbe der Pflicht der Toleranz gedachte in den Fällen, in welchen ein Ausgleich unmöglich ist. Und als hätte ich gleichsam geahnt, daß ich selber deren nächstens bedürftig sein würde, beeilte ich mich, die Lücke auszufüllen und richtete an den Redakteur einen offenen Brief, in dem ich unter anderem folgendes schrieb: „Werden Sie etwa leugnen wollen, daß es in unserm Volke auch Parteien gibt, die sich im Innersten ihrer Überzeugungen sehr weit von einander entfernen? Dort aber, wo der Abstand ein innerer und wesentlicher ist, trägt die fort-

gesetzte Erläuterung der Ansichten und die kühle Leidenschaftslosigkeit dazu bei, die ganze Tiefe der Kluft, die die beiderseitigen Anschauungen von einander trennt, den beiden Seiten nur um so krasser vor Augen zu führen. Der Friede zwischen diesen beiden Parteien kann sich also nicht auf die Gemeinsamkeit der Anschauungen gründen — ein Ziel, das stets unerreichbar bleiben wird — sondern nur auf jene heilige Tugend, die Tugend der Toleranz in Sachen des Glaubens und Wissens, die die besten Glieder eines Volkes in der gemeinsamen Volksarbeit zusammenschließt, trotz des zwischen ihnen bestehenden Gegensatzes ihrer persönlichen Überzeugungen und ohne daß sie von einander als unerläßliche Vorbedingung für diese Konzentration der Kräfte Opfer intellektueller oder sittlicher Natur in Dingen verlangen, die nur Sache des Herzens und der innersten Seelenregungen sind."

Sie sehen also, verehrter Herr Rabbiner, daß ich noch vor wenigen Monaten von dem Umschwung in unserm Lager keine Ahnung hatte. Als dann der zweite Band des „Pardes" erschien, veröffentlichte ich in ihm ohne jeglichen Hintergedanken einige neue Aufsätze, in denen ich meine Anschauungen offen, aber, wie es meine bisherige Gepflogenheit war, ernst und möglichst vorsichtig darlegte. Doch da ließen sich plötzlich hinter meinem Rücken einzelne Stimmen vernehmen: Ketzerei! Umsturz! Reform! und dergleichen Epitheta mehr, die die jüdischen und nichtjüdischen „Schwarzen" immer parat haben, um dem naiven Publikum damit Angst einzujagen. Zugleich nahmen die Spektakelmacher eine Rangerhöhung mit mir vor und beförderten mich zum Führer aller „Zionsfreunde", um auf diese Weise die „Schuld" auf die gesamte „Zionsliebe" wälzen zu können. Käme es auf mich persönlich an, dann würde ich der ganzen Sache nicht die geringste Beachtung schenken. Da ich sofort die Kulissenschieber erkannte und sehr genau wußte, wer sie sind und was sie in Wirklichkeit anstreben, wollte ich sie laufen lassen und mich gänzlich passiv verhalten. Aber unsere „religiösen" Gesinnungsgenossen hielten es für ihre Pflicht, die Schuld von sich abzuwälzen und darin handelten sie vielleicht richtig; denn sie sind in der Tat

vollkommen unschuldig, da ich weder in ihrem Auftrage schreibe, noch sie danach frage, wie und was ich schreiben soll. Allein sie hätten es in einer vornehmeren und der Ehre unserer Bewegung zuträglicheren Form tun können. Sie hätten das Haupt stolz erheben und offen vor allem Volke erklären können: „Allerdings stimmen wir, die Gesetzestreuen, mit unseren ‚natürlichen' Gesinnungsgenossen in unseren religiösen Anschauungen nicht überein, aber trotzdem arbeiten wir mit ihnen gemeinsam ‚zum Wohle der Nation', und das ist gerade der Ruhm und die Stärke der ‚Zionsliebe', daß sie alle jüdischen Herzen auf den einen allen gemeinsamen Punkt zu konzentrieren vermag". Aber zur Freude unserer Feinde zogen sie ein anderes Mittel vor, das seinen Erfindern keineswegs zum Ruhme gereicht: mit einem Schlage warfen sie die notorischen „Sünder und Übeltäter" aus dem Lager heraus, den „unsicheren Kantonisten" warfen sie ein orthodoxes Mäntelchen um und begannen nun flehentlich zu rufen: Schaut doch nur her! Unsere gesamte Anhängerschaft ist ja durchaus unverdächtig und wenn es einige Freigeister gibt, die sich den Namen von „Zionsfreunden" anmaßen, so ist es eben nur eine Anmaßung, aber was können denn die „Zionsfreunde" dafür? Und wenn ein Zionsfreund sich vergangen hat, warum sollten dafür die gottesfürchtigen und strenggläubigen Zionsfreunde büßen? ...

Da erst ging mir ein Licht auf und ich erkannte zu meinem Schmerze, daß die schönen Tage der Toleranz vorbei sind und daß man nunmehr jeden, der sich den „Zionsfreunden" anschließen will, zuerst einem Kreuzverhör unterwirft und ihm einen regelrechten Katechismus vorlegt... Und während ich mich noch unter dem schmerzlichen Eindruck jener Vorgänge befand und mit mir zu Rate ging, ob ich reden oder lieber schweigen solle, da empfing ich, verehrter Herr Rabbiner, Ihren geschätzten Brief und ich war wie neubelebt. Abermals sah ich, daß „ein Rabbiner von bedeutendem talmudischen Ruf Worte des Friedens spricht"; ich sah einen Mann, der sich nicht durch jeden nichtssagenden Lärm ins Bockshorn jagen läßt, der gar nicht daran denkt, den brüderlichen Bund zu

sprengen, um sich einigen greisen Ignoranten, die sich die Führerrolle angemaßt haben, gefällig zu erweisen, der vielmehr „freundlich gelassen und liebenswürdig" bloß um Aufklärung und um Entfernung jener verdächtigen Dinge bittet, die tatsächlich für den Bestand unserer Einheit und gemeinsamen Tätigkeit eine Gefahr bedeuten. Nicht alle „gottesfürchtigen und strenggläubigen Zionsfreunde" haben sich also verschworen, den Geist der Toleranz aus unseren Reihen zu verscheuchen. Auch jetzt befindet sich noch unter den „Religiösen" einer, der vom Geiste des Rabbi Mordechai Eliasberg einen Hauch verspürt hat. „Wer weiß, wie viele Eliasbergs sich in Israel befinden, ohne daß wir sie kennen."

Diese Überlegung war es, die mich veranlaßt hat, auf Ihr Schreiben nicht privatim, sondern öffentlich, vor allen unseren Gesinnungsgenossen, zu erwidern, damit auch die übrigen „Religiösen", die gleich Ihnen denken, davon Kenntnis erhalten und sich überzeugen, daß nach wie vor unsere gemeinsame Tätigkeit im Dienste der „Zionsliebe" nicht die geringste Gefahr für den Bestand der Religion in sich birgt; und daß trotz des großen Gegensatzes in unseren Anschauungen doch noch ein umfassendes Arbeitsgebiet vorhanden ist, auf dem wir einträchtig zusammenwirken können, in einer Form, die den „beiden Arten", einer jeden von ihrem besondern Standpunkt aus, willkommen ist.

* * *

Der Gegensatz in unseren Anschauungen aber ist in Wirklichkeit sehr groß. Doch vor Ihnen brauche ich mich weder deswegen zu rechtfertigen noch habe ich es nötig, diesen Gegensatz zu verschleiern oder geringer erscheinen zu lassen. Es wird genügen, wenn ich anstatt einer Rechtfertigung Ihre eigenen Worte hierhersetze: „Es gibt eine Eigenschaft, die man Toleranz nennt und die darin besteht, die entgegengesetzten Anschauungen gelassen zu dulden; und wenn sie auch unseren eigenen Anschauungen widersprechen, so können ja nicht die Anschauungen aller Menschen gleich sein." Und in der Tat ersehe ich aus der ganzen Tonart Ihres Briefes, daß

Sie nicht wegen der „entgegengesetzten Anschauungen" beunruhigt sind, sondern deswegen, weil meine Anschauungen bei Ihnen den Anschein erwecken, als wollten sie ein praktisches Ziel erstreben und sich der „Zionsliebe" lediglich als eines Mittels zum Zweck bedienen. Doch reden wir offen. Sie schreiben, daß Ihnen „von verschiedenen Seiten Briefe zugegangen sind, die sich gegen die Person Achad Haams wenden und die, indem sie den zweiten Band des ‚Pardes' als Beleg anführen, den Verdacht aussprechen, daß seine Anschauungen und Handlungen den Endzweck haben, das Fundament der Religion zu untergraben." Diese Briefe veranlaßten Sie, „die in diesem Band enthaltenen Ausführungen nachzulesen" und als Sie es getan, hielten Sie es für ihre Pflicht, „ein paar Worte im Namen der Wahrheit zu sagen". Diese Ihre Worte beziehen sich auf meinen zweiten Brief an den Redakteur des „Pardes"[1] und lauten im Auszug folgendermaßen:[2]

„Ich erlaube mir, hochgeehrter Herr, die Bitte, mir den eigentlichen Sinn Ihrer Ausführungen zu erklären, in denen Sie darlegen, daß die schriftliche Lehre durch die Lehre des Herzens interpretiert wurde und daß mit dem Moment, da die mündliche Lehre in der Schrift versteinert wurde, die Empfindungen verloren gingen, weshalb Sie eine Literatur verlangen, die die Herzen beleben und sie von ihren Fesseln befreien soll. Wenn Sie, verehrter Herr, wirklich dieser Ansicht sind, dann treten Sie ja für eine vollständige Reform ein. Außerdem wollen Sie alles dem Gutdünken und dem Wunsche des Herzens anheimstellen, so daß sich auch daraus religiöse Reformen ergeben würden. Sie wollen Reb Wofsi Gordon gegenüber in Schutz nehmen, der ihn als Despoten hingestellt hat und Sie behaupten, es sei nicht wahr, er habe ein durchaus gefühlvolles Herz, aber die Hände seien ihm gebunden. Doch nach meiner Ansicht hat Gordon hier einen gewissen Grad von Respekt gezeigt, indem er nicht die Grenzpfähle der schrift-

[1] [S. den vorhergehenden Aufsatz: „Die Lehre des Herzens".]

[2] [In der Übersetzung ist mit Absicht die eigentümliche Ausdrucksweise des Briefschreibers beibehalten.]

lichen und mündlichen Lehre umstoßen wollte und sich nur da Einwendungen erlaubte, wo eine Meinungsverschiedenheit herrscht; da aber, wo es keine solche gibt, wäre er gar nicht für eine mildere Entscheidung eingetreten,[1] während Sie, hochgeehrter Herr, hinzufügen, daß da, wo es keinen Ausweg gab, die Lehre des Herzens über die Lehre der Schrift den Sieg davontragen sollte. Und wie erstaunt war ich über das zweite Beispiel, das Sie im Namen eines englischen Schriftstellers anführen, wo doch ein ausdrücklicher Bibelvers zugrunde liegt, der den Ahroniden eine geschiedene Frau verbietet[2] und von dem wir noch nie gehört haben, daß irgendjemand daran Anstoß genommen hätte. Es liegt mir, hochgeschätzter Herr, durchaus fern, mit Ihnen über Ihre Geistesrichtung zu diskutieren. Wir, die Strenggläubigen, werden auch nicht um eines Haares Breite von unserer schriftlichen und mündlichen Lehre weichen. Aber Sie, geehrter Herr, und diejenigen, die sich Ihnen anschließen, verfolgen ja das Ziel, unsere Kinder in wahrhaft jüdischem Geiste zu erziehen und wenn dieses Ihr Ziel ist, dann streuen wir ja in die Herzen der Jugend einen giftigen und gefährlichen Samen. Darum ersuche ich Sie, verehrtester Herr, sich näher zu erklären und wenn Ihre Bestrebungen tatsächlich auf eine religiöse Reform hinauslaufen, dann werden sich ja notwendigerweise die rabbinischen Autoritäten und alle Gottesfürchtigen zur Wehr setzen müssen."

Ich habe den wesentlichen Inhalt Ihres Briefes in seinem eigenen Stile hier wiedergegeben, um deutlich zu zeigen, daß Ihre ganze Unruhe von der Befürchtung herrührt, daß mir und meinen Gesinnungsgenossen die religiöse Reform als Hauptwerk gelte, während die Literatur und die auf der „Zionsliebe" basierende Erziehung, von denen ich in meinem Aufsatze sprach, nur Mittel in unseren Händen seien, um diesen „giftigen und gefährlichen Samen in die Herzen der

[3] [In einem gelehrten Nachtrag zu seinem Gedichte „Das Tüttelchen von einem Jota" sucht Gordon, der selber ein großer Kenner der rabbinischen Literatur war, den Nachweis zu führen, daß der inkrimierte Scheidebrief selbst nach manchen rabbinischen Autoritäten rechtskräftig ist. Diese Halbheit ist für die gesamte Aufklärungsliteratur charakteristisch.]

[1] [Leviticus 21, 7.]

Jugend zu streuen" und um die „Zionsliebe" selbst als eine Waffe im Kampfe gegen die heiligsten Besitztümer unseres Volkes zu benutzen.

Ich bin daher glücklich, Herr Rabbiner, daß ich die Möglichkeit habe, Sie über diesen Punkt vollständig zu beruhigen und Ihnen die heilige Versicherung zu geben, daß wir in uns nicht die geringste Neigung verspüren, uns mit religiösen Angelegenheiten und Reformen abzugeben und noch weniger geneigt sind, die religiösen Fragen mit den Bestrebungen der „Zionsliebe" zu verquicken; daß es vielmehr unserem innigsten Wunsche entspräche, wenn auch die anderen diese beiden Dinge nicht durcheinander mengen wollten. Doch nicht nur das, sondern ich persönlich glaube weder an die Nützlichkeit, noch an die Möglichkeit religiöser Reformen auf künstlichem Wege. Wer die Religion reformieren will, der erscheint in meinen Augen wie einer, der das Feuer abkühlen will — eine contradictio in adjecto. Die Religion ist so lange Religion, als ihre Anhänger an ihren göttlichen Ursprung glauben, während der Gedanke an eine Reform nur bei demjenigen entspringen kann, der diesen Glauben bereits verloren hat, so daß der menschliche Verstand sich nicht mehr scheut, das Heilige anzutasten und verschiedene Gebrechen an ihm aufzudecken, die einer Reform durch den Menschen bedürfen. Die Reformatoren des Christentums und ebenso die Gründer der Karäersekte in unserer eigenen Mitte blieben allerdings religiös. Allein sie waren auch gar keine „Reformatoren" in dem heute gangbaren Sinne, sondern nur „Halbungläubige". Mit anderen Worten: sie kritisierten nicht den Inhalt der religiösen Elemente einzeln und für sich, um festzustellen, ob ein jedes von ihnen noch seinem Zwecke entspricht und unberührt erhalten bleiben soll oder ob es verschiedene Gebrechen aufweist und daher reformiert werden muß. Vielmehr leugneten sie mit einem Male die göttliche Autorität eines bestimmten Teiles der religiösen Literatur und sprachen ihm jede Heiligkeit ab, so daß dann von selbst eine Menge von Elementen, die früher als religiöse Institutionen gegolten hatten, in Wegfall kamen und ihre religiöse Bedeutung einbüß-

ten, nicht wegen ihrer innern Unzulänglichkeit, sondern wegen des Mangels einer Grundlage, auf die sie sich hätten stützen können. In ihrem Verhältnis zu demjenigen Teil, dem sie die Heiligkeit absprachen, waren also diese Reformatoren vollständig ungläubig; im Verhältnis aber zu demjenigen, den sie in seiner Heiligkeit beließen, blieben auch sie vollständig gläubig und erlaubten sich nicht die geringste Reform in demselben, — ja sie behandelten ihn mit viel peinlicherer Sorgfalt, als die übrigen Gläubigen. Dies ist auch der Irrtum der jüdischen Reformer im Westen, daß sie wirklich zu reformieren glauben, d. h. daß sie es für möglich halten, die Religion und das alte Schrifttum im allgemeinen in ihrer Heiligkeit bestehen zu lassen und zugleich nach ihrem eigenen Ermessen bestimmte Satzungen abzuschaffen, weil sie nicht mehr den Zeitbedürfnissen entsprechen. So geraten sie mit sich selber in einen merkwürdigen und seltsamen Widerspruch und es ist nicht zu verwundern, wenn ihre Reformen die gänzliche Vernichtung der Religion nach sich ziehen, da ja in der Tat der Begriff der Reform bereits den Begriff der Ungläubigkeit voraussetzt, so daß der, der zu reformieren wünscht, nichts mehr zu reformieren hat.

Da ich jedoch aus Ihren Worten sehe, daß Sie mich nicht in dem Verdacht haben, die gänzliche Vernichtung der Religion zu wünschen — ein Verlangen, das keinem einsichtigen Menschen, der einigermaßen in das individuelle und soziale Leben einen Einblick gewonnen hat, mag er auch selbst absolut ungläubig sein, in den Sinn kommen kann —, so halte ich es nicht mehr für notwendig, mich darüber weiter auszulassen, um Sie auch über diesen Punkt zu beruhigen. Doch scheint es mir nicht überflüssig, noch einige erläuternde Worte betreffs der „Halbgläubigkeit" der Karäer hinzuzufügen. Denn nicht umsonst erwähnen Sie in Ihrem Briefe mehrere Male den Talmud und seine unverbrüchliche Heiligkeit, als sollte es eine Art Warnung für diejenigen sein, die sich an ihn heranwagen wollten ... Nehmen Sie es also zur Kenntnis, Herr Rabbiner, daß ich auch diesen Versuchen ebenso fernstehe, wie Sie selbst. Sie haben meine Worte so aufgefaßt, als hätte ich sagen

wollen, „daß mit dem Moment, da die mündliche Lehre in der Schrift versteinert wurde, die Empfindungen verloren gingen", während ich gerade das Gegenteil meinte: daß „weil die Empfindungen verloren gegangen waren, die mündliche Lehre versteinert wurde". Nicht an der Quantität der Schrift liegt es, sondern an der Qualität des Herzens. Hätte nicht das Herz des Volkes durch äußere Umstände eine Umwandlung erfahren, dann hätte die noch so ungeheure Quantität des Talmud die Versteinerung nicht nach sich ziehen können. Dagegen mußte nach dieser Umwandlung des Herzens die Versteinerung eintreten, auch wenn nur der Pentateuch schriftlich erhalten wäre. In der Tat ist auch das Karäertum weit mehr versteinert als die Lehre der Rabbinen, wie ich es bereits in meinem Aufsatz „Zur Geschichte des Positiven und Negativen" des näheren ausgeführt habe. Doch wie wir auch sonst über den Versuch Anans in seinem Zeitalter, da der Talmud eben anfing, im gesamten Volksleben die Bedeutung einer historischen Macht zu gewinnen, denken mögen, so kann doch jetzt kein vernünftiger Jude eine derartige Reform wünschen, es sei denn, er wünschte zugleich, daß wir unserer Geschichte den Rücken wenden, daß wir mit einem Schlage alle Fäden, die uns an die Vergangenheit knüpfen, zerschneiden und uns plötzlich in neugebackene Kreaturen verwandeln sollen. Doch solange Sie mich für einen „Zionsfreund" halten, von welcher „Art" auch immer, können Sie mich nicht im Verdacht haben, daß ich alles dieses erstreben sollte . . .

Aus all dem können Sie ersehen, daß ich nicht um des „lieben Friedens" willen, sondern nach bestem Wissen und Gewissen handelte, als ich in dem inkrimierten Aufsatze erklärte, daß die „Zionsliebe", wie wir sie auffassen, „weder die Schrift aus ihrem Machtbereich verdrängen, noch sie auf künstliche Weise vermehren oder verkürzen" will.

* * *

Was soll aber dann „Lehre des Herzens", „Versteinerung der Schrift" und alles übrige, das Sie erwähnt haben, bedeuten? Hier, Herr Rabbiner, ist der Punkt, von dem aus

unsere Anschauungen auseinandergehen und ich bitte im voraus um Ihre Entschuldigung, wenn ich im folgenden manches vorbringen werde, das anzuhören Ihnen sicherlich nicht leicht fallen wird. Ich kann aber nichts dafür. Ich muß deutlich zur Sprache bringen, was ich denke, damit Sie mich nicht dessen verdächtigen, was ich nicht denke.

Und so will ich Ihnen denn das Geständnis machen, daß ich, trotz all meiner Gegnerschaft gegen eine Reform der Religion, dennoch an eine Entwicklung der Religion glaube. Die Reform ist etwas Künstliches, etwas, das vor aller Augen, zu einem bestimmten Zeitpunkt, durch einzelne Personen aus ihrem freien Ermessen heraus zu einem ihnen erwünschten Zweck gemacht wird. Die Entwicklung dagegen ist etwas Natürliches, das in kaum merklicher Weise, nach und nach, durch den Verlauf des allgemeinen Lebens, ohne bewußte Absicht, lediglich durch zwingende Ursachen sich vollzieht. Die Existenz von Reformen hängt also vom Willen der Gläubigen ab und daher ist die praktische Frage berechtigt: soll man die Reform vornehmen oder bleiben lassen? Die Existenz der Entwicklung aber hängt nicht von dem Willen ab; es ist daher bloß die theoretische Frage möglich: ob sie existiert oder nicht existiert. Denn in allen Fällen können wir sie nur anerkennen oder ableugnen, aber wir können sie nicht schaffen, sobald sie nicht existiert und können sie nicht aufheben, wenn sie wohl existiert. Wenn Sie nunmehr meinen Aufsatz nochmals zur Hand nehmen und auf diese Unterscheidung Ihr Augenmerk richten, dann werden Sie sich leicht überzeugen können, daß alles dort Gesagte sich nicht auf die Reform, sondern bloß auf die Entwicklung der Religion bezieht. Während also unsere Anschauungen betreffs der Reform übereinstimmen, weichen sie in der Frage der Entwicklung von einander ab. Allein diese Abweichung, die für den Glauben von großer Bedeutung ist, hat gar keine Bedeutung für die Praxis. Es ist richtig, daß nach meiner Ansicht „die schriftliche Lehre durch die Lehre des Herzens interpretiert wurde", doch will ich nicht, wie Sie es auffassen, alles dem Gutdünken und dem Wunsche des Herzens anheimstellen, sondern ich glaube, daß alles

dem Herzen anheimgestellt ist, mögen wir es wollen oder nicht wollen, mögen wir es merken oder nicht merken, solange nur das Herz gesund und befähigt ist, starke Erkenntnisse in sich aufzunehmen, die sich nicht von schriftlichen Satzungen zurückdrängen lassen.

Um diesen Punkt gänzlich ins Klare zu bringen, wollen wir einmal den Entwicklungsverlauf des Gesetzes „Auge um Auge" verfolgen, das ich zur Erläuterung des eigentlichen Wesens der „Lehre des Herzens" angeführt habe. Dieses Gesetz läßt sich bei allen Völkern des Altertums nachweisen — bei den Hindus, Ägyptern, Hellenen, Römern usw. Seine Wurzel ruht tief in der Anlage des antiken Menschen, in dem das Rachegefühl gleich einem Feuer loderte und nur durch Blut gestillt werden konnte. Nun finden wir bei den Juden, daß dieses ausdrückliche Gesetz später in der mündlichen Lehre in einer dem Wortsinn entgegengesetzten Bedeutung interpretiert wurde, als lautete es: Geld um Auge. In welcher Weise ging denn die Sache vor sich? In meinem Aufsatz erklärte ich als Ursache dieser Wandlung, daß „das Herz im Laufe seiner Entwicklung zu der klaren Erkenntnis gelangt ist, daß das Gesetz ‚Auge um Auge' eine Grausamkeit bedeutet, die einer zivilisierten Nation unwürdig ist". Diese Äußerung faßten Sie anscheinend so auf, als habe ich damit sagen wollen, daß unsere alten Lehrer hier mit vollem Bewußtsein eine Reform der Religion vorgenommen haben, daß das Synhedrion zu einem gewissen Zeitpunkt zusammengetreten sei und beschlossen habe, das Gesetz der Thora aufzuheben und ihm eine andere Deutung zu geben, weil es in demselben vom Standpunkt der „Lehre des Herzens" aus ein Gebrechen entdeckt habe. In Wahrheit aber verhält sich die Sache ganz anders. Reformen — oder „Maßnahmen"[1] — mit bewußter Absicht nahmen unsere Alten in ganz anderer Weise vor — wie z. B. das

[1] [Reformen (hebr. תקונים tikkûnim) oder „Maßnahmen" (hebr. תקנות takkanoth), beide vom Stamme takkên „verbessern", „in Ordnung bringen". Unter dem Namen „takkanoth" werden im Hebräischen die außerordentlichen Maßnahmen verstanden, welche von den führenden Autoritäten erlassen werden, um den veränderten Zeitumständen Rechnung zu tragen.]

Prosbul[1] — und zwar nur unter dem Zwange der äußeren Lebensverhältnisse, gerade zum Vorteil der Religion. Hier aber liegt keine künstliche Reform vor, sondern das Ergebnis einer natürlichen Entwicklung. Zu keiner Zeit kam es unseren Weisen in den Sinn, daß sie durch diese Festsetzung das Gebot der Thora auch nur um das „Tüttelchen von einem Jota" geändert hätten, sondern sie glaubten von ganzem Herzen, daß dieses der wirkliche Sinn des Verses sei und sie mußten so glauben, weil die inzwischen herrschend gewordene sittliche Überzeugung unter keinen Umständen mehr den blasphemischen Gedanken aufkommen lassen konnte, daß die göttliche Lehre in solchem Maße blut- und rachgierig sei. Die Entwicklung dieser Überzeugung vollzog sich nach und nach, im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung. Ursprünglich bestand das alte Gesetz in seiner Geltung, nur daß sich hier und da gesittete Menschen fanden, in denen das Rachegefühl nicht so heftig war, so daß sie der flehentlichen Bitte der Täter, die sich an ihnen vergriffen hatten, Gehör schenkten und sich mit einem Sühnegeld für die erlittene Verstümmelung zufrieden gaben. Dadurch wurden die Richter in die Notwendigkeit versetzt, die Frage zu überlegen, ob es nach der Thora erlaubt sei, so zu verfahren und sie fanden auch die ausdrückliche Bestimmung[2]: „Nehmet kein Sühnegeld für das Leben eines Mörders", woraus sie mit Recht den Schluß zogen: „Für das Leben eines Mörders darf man kein Sühnegeld annehmen, wohl aber darf man Sühnegeld annehmen für die Verstümmelung von Gliedern".[3] Auf diese Weise hat das Gesetz eine Milderung erfahren und es blieb dem Verstümmelten anheimgestellt, von dem Täter ein Glied oder eine Geldsumme zu verlangen, alles entsprechend den

[1] [Prosbul (griechich προσβολή) ist eine der takkanoth (s. die Anmerkung Seite 228) von Hillel (kurz vor der christlichen Zeitrechnung). Da infolge des biblischen Gesetzes, nach welchem im siebenten Jahre alle Schulden erlassen werden müssen (Deuteronomium 15, 2), in den letzten Jahren vor dem Erlaßjahr jeglicher Kredit aufhörte, erklärte Hillel das Prosbul für zulässig, d h. eine Urkunde, in welcher der Schuldner sich verpflichtet, die Schuld trotz des Erlaßjahres zu bezahlen. Hillel suchte dann seine Neuerung durch einen Bibelvers zu stützen.

[2] [Numeri 35, 31.]

[3] [Bab. Talmud Traktat Baba Qama, fol. 83b.]

Empfindungen seines Herzens. „Will er, gibt man ihm das Auge, will er, gibt man ihm Sühnegeld.“[1] Das Gleiche war auch bei den Römern der Fall, und so stellt auch Josephus das Gesetz der Thora dar: „Wer einem Menschen einen körperlichen Schaden zufügt, der muß dasselbe erleiden und dasjenige Glied, das er verstümmelt, muß auch an ihm verstümmelt werden, es sei denn, daß sich der Verstümmelte mit einem Sühnegeld zufrieden gibt. Denn die Thora hat es dem Verstümmelten anheimgestellt, selbst den Wert der Verstümmelung abzuschätzen und die Geldsumme anzugeben, wenn er keine grausamere Strafe wünscht.“[2] Wir sehen also daraus, daß noch zur Zeit der Zerstörung des zweiten Tempels der Vers dem Wortsinne nach gedeutet wurde, aber nur als fakultative Bestimmung. Es kann jedoch kein Zweifel darüber bestehen, daß in der Praxis schon früher das Sühnegeld über die Anwendung der körperlichen Strafe das Übergewicht erlangte, da es dem Kulturzustand der Periode des zweiten Tempels besser entsprach. Wenn sich aber wirklich hier und da ein Mensch fand, der unbedingt an seinem Schädiger das Gesetz „Auge um Auge“ wörtlich anwenden wollte, dann hielten ihn wohl die Richter und das Volk für einen Unmenschen und sie gaben sich Mühe, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. So vergingen viele Generationen, ohne daß das alte Gesetz zur praktischen Ausführung gelangte. Was das Auge aber nicht sieht, das will auch das Herz bekanntlich nicht haben; so waren schließlich die Empfindungen des Herzens so umgewandelt, daß es in den Augen der Besten des Volkes als ein Ding der Unmöglichkeit erschien, zu glauben, die Thora wäre je imstande gewesen, dem Menschen die Erfüllung einer so unmenschlichen Leidenschaft zu erlauben. Dadurch war man gezwungen, den Wortsinn des Verses trotz seines ausdrücklichen Wortlautes fallen zu lassen, nicht aus mangelndem Glauben, sondern aus festem Glauben an den heiligen und göttlichen Ursprung der Thora.

Beispiele dieser Art könnte ich noch weiter anführen. Doch

[1] [Ibid.]
[2] [Josephus, Antiquit. IV, 8, 35.]

wie gesagt, ich möchte Sie nicht durch Ausführungen verletzen, die Ihnen sicher nicht nach dem Herzen sind. Nur noch auf einen Punkt des erörterten Gegenstandes möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken, um zu zeigen, wie weit die Macht der sittlichen Überzeugung reicht, daß sie in geradezu unglaublicher Weise selbst vollständig unzweideutigen Ausdrücken den einfachen Wortsinn raubt. Der Mischnalehrer Rabbi Elieser, der aus einem unbekannten Grunde in seinem Herzen keinerlei sittliche Auflehnung gegen dieses Gesetz empfand, wollte den einfachen Sinn des Schriftverses nicht zurückdrängen lassen und er erklärte daher ausdrücklich: „Das Gesetz: ‚Auge um Auge' ist wörtlich gemeint."[1] Kann man sich denn überhaupt deutlicher ausdrücken? Und trotzdem hat es ihm nichts genützt. „Wörtlich?! Ist es denn denkbar?" — wundert sich der Talmud und er deutet den einfachen Sinn der Äußerung Rabbi Eliesers um und sucht sie in fernliegender, verschrobener Weise zu interpretieren, als sollte auch „Auge um Auge wörtlich" doch nur Sühngeld bedeuten.

„Ist es denn denkbar?" — Dies, Herr Rabbiner, ist die Stimme der Überzeugung des Herzens, von der ich vorhin gesprochen habe. Sie sehen also, daß es keinen noch so unmißverständlichen Ausdruck gibt, weder in der schriftlichen noch in der mündlichen Lehre, der ihr standhalten könnte. Daher bin ich in der Tat des festen Glaubens, daß wir gar keiner Reformer und Reformen bedürfen und daß wir durchaus nicht dem Talmud seine religiöse Bedeutung zu rauben brauchen, damit im Laufe der Zeit verschiedene Satzungen, die jetzt unerschütterlich und unzweideutig feststehen, eine Umwandlung erfahren. Es genügt, daß die allgemeine Überzeugung des Herzens durch günstige Veränderungen in unserm individuellen und nationalen Leben sich im Verborgenen zu entwickeln und sich wiederum zu der Bedeutung einer freien sittlichen Autorität emporzuschwingen vermag, damit von selbst alles, was mit ihr nicht übereinstimmt, nach und nach auf unmerkliche Weise ihren Forderungen gemäß eine Umwandlung erfahre, ohne daß damit zugleich die Autorität der Schrift auch

[1] [Bab. Talmud Traktat Baba Qama 84a.]

nur um eines Haares Breite geschmälert werde. Im Gegenteil! Je stärker der Glaube an die Heiligkeit der schriftlichen und überlieferten Lehre werden wird, desto mehr wird sich auch notwendigerweise die innere Auflehnung gegen den seltsamen Gedanken steigern müssen, daß die göttliche Thora das Gegenteil von der dem Herzen unzweideutig und felsenfest eingeprägten sittlichen Wahrheit aussagen könne; desto mehr wird die Macht jenes „Ist es denn denkbar?" zunehmen, um den Worten der Thora eine Deutung zu geben, die der Überzeugung des Herzens entspricht, selbst wenn sie dem einfachen Wortsinn ins Gesicht schlägt; wie wir ja eine ähnliche Erscheinung mit Rücksicht auf die logische Wahrheit auch bei den jüdischen Religionsphilosophen, an ihrer Spitze Philo und Maimonides, finden.

Es ist also keine genaue Wiedergabe meiner Auffassung, wenn Sie in meinem Namen erklären, daß selbst „da, wo es keinen Ausweg gab, die Lehre des Herzens über die Lehre der Schrift den Sieg davontrug"; und Ihre Mahnung, daß „wir, die Strenggläubigen, auch nicht um eines Haares Breite von unserer schriftlichen und mündlichen Lehre weichen werden", war daher unnötig. Denn auch ich bin der Ansicht, daß „da, wo es keinen Ausweg gibt", die Lehre des Herzens über die Lehre der Schrift den Sieg nicht davonträgt. Nur glaube ich, daß wenn das Herz lebendig empfindet und seine sittlichen Überzeugungen jene Höhe erreicht haben, die den Namen „Lehre des Herzens" verdient, — daß diese dann auch immer irgendeinen Ausweg findet, um sich mit der Schrift in Übereinstimmung zu setzen und so den Abglanz ihrer religiösen Autorität zu genießen. Ebenso weiß ich auch, daß die Strenggläubigen immer geglaubt haben und immer glauben werden, daß sie nicht „um eines Haares Breite weichen werden". Allein dieser Glaube kann sie doch nicht davor schützen, unbewußt von ihrem Platze zu weichen, zusammen mit dem im Flusse der Entwicklung befindlichen allgemeinen Leben, wie ja auch die Richter Galiläis nicht aufhörten, sich zusammen mit der ganzen Erde zu bewegen, als sie ihn in genau demselben Augenblick zwangen, das Vorhandensein dieser Bewegung zu leugnen.

* * *

Das Ergebnis der obigen Auseinandersetzungen ist also dies, daß nach meiner Ansicht die Entwicklung der „Schrift" abhängig ist von der Entwicklung der sittlichen Überzeugung des Herzens, die ihrerseits in derselben Weise von der allgemeinen Entwicklung des nationalen Lebens abhängig ist. Als daher die Entwicklung unseres Volkslebens durch unser großes Unglück unterbrochen worden war und die unaufhörlichen Leiden zur Folge hatten, daß sich unser Herz ausschließlich in die vier Ellen der „Schrift" einschloß, da hatte es keinerlei Antrieb mehr zur Fortentwicklung, da es in sich keine freie Kraft mehr empfand und auch keine starke Überzeugung mehr produzieren konnte, die von einer äußeren Autorität unabhängig gewesen wäre. Dies ist es, was ich „Versteinerung" nannte, nicht aber meinte ich damit den Mangel an „Reformern", die die Religion nach ihrem Gutdünken umgestalten sollen. Daher erblicke ich auch das Heilmittel für diese Krankheit, wie für alle unsere sittlichen Krankheiten überhaupt, nicht in einer Bewegung der Verneinung und in äußerlichen Reformen, sondern — wie ich es in dem genannten Aufsatz des näheren dargelegt habe — in der Einführung „eines Stromes neuen Lebens" in das Herz des Volkes, welcher ohne jegliche Beziehung zur Religion, ohne nach rechts oder nach links abzubiegen, dem jüdischen Herzen die Fähigkeit einer freien Entwicklung wiederbringen und es in den Stand setzen soll, sich nicht nur passiv, sondern auch aktiv zu verhalten, nicht nur Wirkungen zu erleiden, sondern auch Wirkungen auszuüben.

Und dieser neue Lebensstrom, der alle diese Wundertaten vollbringen soll, ist nach meinem persönlichen Glauben nichts anderes als die „Zionsliebe". Ich halte es für überflüssig, mich an dieser Stelle in ausführliche Erörterungen einzulassen, wie ich mir dieses Verhältnis zwischen der „Zionsliebe" und der allgemeinen Entwicklung des Volksherzens sowie die Art und Weise ihres Einflusses auf die sittliche Überzeugung vorstelle. Über alles dies sprach ich bereits in verschiedenen Aufsätzen. Doch hier will ich Sie nochmals an die fundamentale Voraussetzung erinnern, daß es mir nie in den Sinn kam, die „Zionsliebe" zu einem Mittel der religiösen Entwicklung zu

machen, sondern daß ich nur aussprach, was ich in meinem Herzen glaube, daß die „Zionsliebe", die das Herz neu beleben und ihm die Fähigkeit zu einer allgemeinen Entwicklung gewähren soll, im Laufe der Zeit von selbst eine lebendige und entwicklungsfreudige Bewegung auch in religiösen Angelegenheiten hervorrufen wird, wenn sie auch an und für sich jeglicher Widersetzlichkeit gegen die gegenwärtige Religionsform und jedem Einmischungsversuch in den Streit der religiösen Parteien durchaus fernsteht. Dieser Glaube ist bloß eine theoretische Anschauung, die von den „Religiösen" — welche im Gegenteil der Ansicht sind, daß die „Zionsliebe" den Prozeß der Versteinerung noch verstärken werde — nur ein klein wenig Toleranz in den Anschauungen verlangt, ohne daß sie es nötig hätten, sich auf dem Gebiete der praktischen Tätigkeit vor ihr in acht zu nehmen. Denn wir alle widersetzen uns ja in gleicher Weise jeder künstlichen religiösen Reform und da wir auch alle darin übereinstimmen, daß der augenblickliche Zustand der Gemüter von der natürlichen Entwicklung der sittlichen Überzeugung in der von mir gekennzeichneten Weise noch sehr fern ist, so folgt daraus von selbst, daß es keine Anschauung gibt, die irgendwelche antireligiösen Wirkungen zeitigen könnte, sei es in der materiellen Kolonisationsarbeit oder in der nationalen Erziehung auf der Grundlage der Zionsliebe. Denn die Volksarbeit muß im Einklang stehen mit dem Volksgeist der Gegenwart und nicht mit dem Geiste einzelner, die in die Zukunft hinübergreifen. Wir alle können daher nach wie vor einträchtig zusammenarbeiten und geduldig die natürlichen Folgen abwarten, die sich von selbst in einer fernen Zukunft aus dieser Arbeit ergeben werden. Und wenn wir uns auch diese Folgen jetzt in verschiedener Form vorstellen, eine jede Partei gemäß ihrer Richtung, was liegt denn daran? Das ist ja eben die wunderbare Eigenschaft eines hohen und erhabenen Ideals, daß jeder es nach seiner eigenen Fasson auffaßt und in ihm seine Herzenswünsche verkörpert findet. Sie selbst sagen ja auch am Beginne Ihres Briefes: „Die Idee der palästinensischen Kolonisation läßt verschiedene Auffassungen zu. Ein jeder be-

trachtet die Sache in Übereinstimmung mit seinen Seelenkräften und seinen Wünschen. Möge sich ein jeder von uns nach seinen Gedanken richten. Wir alle aber wollen die Hände rühren, um den Grundstein zu dem Bau des Kolonisationswerkes zu legen, bis sich der Ewige erbarmen wird und die Dinge ihren weiteren Verlauf nehmen. Dann werden wir über unser Ziel verhandeln."

Auch ich, verehrter Herr Rabbiner, bin ein Mensch mit „Seelenkräften, Wünschen und Gedanken". Lassen Sie auch mich „nach meinen Gedanken" mich richten und blicken Sie nicht deswegen mit Argwohn auf meine Taten oder gar auf die Taten meiner Gesinnungsgenossen, die wirklich nicht im geringsten für meine theoretischen Anschauungen und Überzeugungen verantwortlich sind. Hören Sie nicht auf die Verleumder, die mich für einen Volksvertreter ausgeben, der nicht das Recht habe, seine privaten Ansichten zu vertreten und die alles, was ich sage, einer ganzen Partei, deren Sprachrohr ich angeblich bin, zuschreiben wollen. Sie lügen — und ihr ganzes Streben läuft darauf hinaus, unser Panier entzweizureißen. Doch auf den Gott Zions wollen wir hoffen, daß es ihnen nicht gelingen wird.

Friede sei mit Ew. Ehrwürden, dem Träger unserer Thora, Friede über Israel!

19. Oktober 1894.

Eine Seelenanalyse

„Außerdem habe ich gefunden, daß Gott den Menschen schlicht geschaffen; sie aber suchen viele Berechnungen. — Mache dich nicht zu verdienstvoll und stelle dich nicht allzu weise"
(Prediger VII, 29; 16)

Wenn wir mit Aufmerksamkeit die verschiedenen Parteien betrachten, in welche die Menschen entsprechend ihren Lebensanschauungen zerfallen, wenn wir die großen Wandlungen verfolgen, die sie alle im Laufe ihrer Entwicklung, je nach dem Geiste des Ortes und der Zeit, erfahren, die vielen Dispute, Vorträge und Werke lesen, durch welche eine jede Partei die Berechtigung ihrer eigenen Ansicht vor aller Welt darzutun hofft und die völlige Vernichtung der entgegengesetzten Ansicht zu erreichen glaubt und welche doch fast immer lediglich zur Erweiterung des Gegensatzes und zur Verstärkung des gegenseitigen Hasses und Starrsinnes beitragen, — wenn wir diese und ähnliche Erscheinungen mit Aufmerksamkeit verfolgen, dann drängen sich uns unwillkürlich Zweifel auf, Zweifel an der Macht der bloßen nackten Wahrheit über den Geist der Menschen; und zugleich drängt sich uns die Erkenntnis auf, daß die Logik allein für die Urteile des Menschen über Dinge, die mehr oder weniger sein materielles oder moralisches Wohlergehen betreffen, keineswegs ausschlaggebend ist. Denn während wir uns einreden, lediglich Wahrheit und Gerechtigkeit anzustreben und uns Mühe geben, unsere Ansichten vor uns und vor anderen durch logische Argumente zu stützen, streckt eine andere Macht, die sich auf dem tiefsten Grunde unserer Seele verbirgt, im Stillen ihre Fangarme aus und ergreift unsere Seelenkräfte, um sie beliebig nach ihren Wünschen zu wenden und was sie ihnen diktiert, das setzen die Menschen auf Rechnung der Logik und der Wahrheit. Diese gewaltige Macht

pflegt tausenderlei verschiedenartige Formen anzunehmen oder auch abzustreifen, um sich unkenntlich zu machen; doch dem scharfen Auge bleibt sie trotz all dieser Vermummung nicht verborgen und wird von ihm als der Trieb nach Selbsterhaltung und Glückseligkeit erkannt, der von der Natur einem jeden Lebewesen eingepflanzt ist und es nötigt, den Dingen nachzujagen, die Leben und Lust gewähren und die Dinge zu fliehen, die Untergang und Unlust bewirken. Dieser Trieb, das Alpha und Omega einer jeden Betätigung der Lebewesen, ist auch die Urkraft, die offen und verborgen, bewußt und unbewußt nicht nur das praktische Tun und Lassen, sondern auch die Ansichten und Glaubensanschauungen der Menschen beherrscht.

Denn anders als der Kampf der übrigen Lebewesen ist der Kampf des Menschen um seine Selbsterhaltung und Glückseligkeit. Jene kennen nur einen Kampf, den Kampf nach außen, gegen die Kräfte der toten und lebendigen Natur, die ihnen den Weg zum Leben und zum Glücke versperren. Der Mensch aber muß noch einen zweiten Kampf führen, den Kampf nach innen, einen Kampf gegen sich selbst, gegen seine Gedanken und Empfindungen, die mehr oder weniger seinen Seelenfrieden und damit auch seine Glückseligkeit stören. Jedes Unglück und Ungemach, das ihm im äußern Kampfe zustößt, füllt sein Herz mit Wehmut und Trauer, die auch noch später lange Zeit hindurch sein Leben vergällt. Jeder grauenerregende Vorgang hinterläßt in seinem Innern eine tiefe Wirkung, die auch dann noch besteht, wenn längst ihre Ursache geschwunden ist. Diese Erinnerungen aber, das Erbteil der Vergangenheit, welches ihm Angst und Schrecken einflößt vor der Zukunft, vergiften sein Leben in der Gegenwart und lassen ihn nicht einmal die wenigen Früchte, die er vom Lebensbaum hat pflücken können, freudigen Herzens verzehren. Ein solcher Zustand ist dem Glückseligkeitstrieb unerträglich, denn ohne Herzensruhe gibt es kein Glück und kein Leben. Daher ist der Mensch gezwungen, jene Unlust erregenden Vorgänge und Erscheinungen, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, in seinem Geiste umzugestalten und Lösungen zu

finden, die seinen Herzenswünschen und seiner Herzensruhe Rechnung tragen.

* * *

Am Urbeginn der menschlichen Geschichte, da der Mensch noch nicht die Hand nach dem Baume der Erkenntnis ausgestreckt hatte und sich über Welt und Leben keine überflüssigen Gedanken machte, da er mit geschlossenen Augen seinen natürlichen Instinkten nachging, die von selbst seine Körper- und Seelenkräfte gängelten und ihm seine einfachen Bedürfnisse ohne besondere Geistesanstrengung verschafften — da war dieser zwiefache Kampf zwei verschiedenen Kräften anvertraut: dem Verstand und der Phantasie. Beide wurden vom Glückseligkeitstrieb geleitet, der einer jeden ihren Platz und ihren Dienst zur Glückseligkeit ihres Herrn anwies. Der Verstand, der den Zusammenhang der Dinge in ihren Ursachen erkennt, gab ihm die Mittel an die Hand, seine Herzenswünsche zu befriedigen und die Hindernisse nach außen zu beseitigen und die Phantasie stand in seinem Innern auf ihrem Posten, um ihn über jedes Mißlingen zu trösten und durch lockende Hoffnungen anzufeuern, damit er nicht den Mut sinken lasse und aus Verzweiflung die Flinte ins Korn werfe. Der Verstand war der Feldherr, der an der Spitze des Heeres marschiert, um die Soldaten zu kommandieren und die Phantasie war der Priester, der hinter dem Heere einhergeht, um den Ermüdeten und Verwundeten Mut einzuflößen und Trost zuzusprechen. Wo ihn der Verstand nicht vor Erfolglosigkeit zu schützen vermochte, schützte ihn die Phantasie vor Hoffnungslosigkeit, indem sie der Verkettung von Ursache und Wirkung eine andere Beleuchtung gab und so alle Vorgänge und Vorfälle, die glücklichen und unglücklichen, in einem neuen, herzerquickenden Lichte erstrahlen ließ. Wenn der Donner am Himmel krachte, der Blitzstrahl das Auge blendete und Furcht und Schrecken über alles, was da kreucht und fleucht, verbreitete und der Mensch seine Arbeit im Walde oder auf dem Felde hinwarf und in ein Felsenloch schlüpfte, um sich vor dem Grimm der geheimnis-

vollen Götter zu verkriechen — da kam ihm die Phantasie zu Hilfe und zeigte ihm Zeus, thronend auf der Spitze des Olymp und Donner und Blitz schleudernd auf das Haupt jener, die sich gegen ihn versündigt hatten. Dann flehte der Mensch zu seinem Gotte, suchte ihn durch ein Opfer aus seiner Herde oder seinem Feldertrage zu versöhnen und kehrte ruhigen und freudigen Herzens zu seiner Arbeit zurück, um unter der Anführung des Verstandes sich gegen seine äußeren Feinde zur Wehr zu setzen. Und wenn er einen Toten zu beklagen hatte und mit eigenen Augen den furchtbaren Würger, den Allverderber sah, wohl wissend, daß auch er ihm rettungslos verfallen ist, — auch dann ließ ihn der Trieb nach Glückseligkeit nicht im Stiche und schützte ihn vor Verzweiflung und Lebensüberdruß. Denn die Phantasie vermochte ihm selbst die Tore der Unterwelt zu öffnen und ihm Leben und Glück auch dort, unter der Erde, zu zeigen, kein anders geartetes, kein geistiges, ihm seltsam dünkendes Leben, sondern gewöhnliches menschliches Leben, ein Leben mit Körper und Seele, entsprechend seinem Leben über der Erde: der Kleine ist auch dort klein und der Große bleibt auch dort groß, der Herr herrscht auch dort und der Sklave genießt auch dort keine Freiheit. Dieser merkwürdige Glaube, von dem sich Spuren auch bei den zivilisierten Völkern des Altertums finden[1] und der nach der Versicherung der Ethnologen sich auch jetzt bei verschiedenen unentwickelten Volkstämmen nachweisen läßt, ist der Ausfluß des Glückseligkeitstriebes und sein Ursprung reicht in jene uralte Zeit zurück, da noch der Mensch kindlich-naiv war und das natürliche Leben noch nicht als Last empfand, so daß er auch im ewigen Leben nichts Besseres suchte. Dieser Glaube benahm ihm nicht nur die Furcht vor dem Tode, sondern er gab ihm noch mehr Mut und Kraft zu seinem Lebenskampfe, indem er ihn immer daran erinnerte, daß der Zustand, in dem ihn der Tod erreicht, für alle Ewigkeit dauert; je höher er daher im Leben auf der Leiter des Glücks emporklettern wird, desto größer wird auch sein Glück nach dem Tode sein.

[1] Vgl de Coulanges, La cité antique, livre I.

So sehen wir, wohin wir uns auch wenden mögen, wie der Verstand und die Phantasie im Leben des Naturmenschen Arm in Arm wandeln und sich gegenseitig in ihrem innern und äußern Kampfe unterstützen. Die Abneigung gegen das natürliche Leben gilt ihm weder als Verdienst noch als Weisheit. Darum jagt er offen vor aller Welt dem Glücke nach, ohne sich dessen zu schämen und darum fällt es ihm auch gar nicht ein, ein anderes Lebensziel zu suchen als das eine, von der Natur gegebene: sich am Leben zu erhalten und ein gutes und glückliches Leben zu genießen. Für dieses Ziel kämpft er unaufhörlich und unermüdlich, mit allen Mitteln, die ihm der Verstand an die Hand gibt, während ihm die Phantasie zur Seite steht, um jeden Gedanken und jede Empfindung, die geeignet wären, ihn in dieser Arbeit zu stören, aus seinem Herzen zu verscheuchen.

* * *

Doch mit der fortschreitenden Zeit schreitet auch das Leben der Gesellschaft vorwärts, sich immer mehr verwickelnd und verwirrend, und bringt neue Bedürfnisse und neue Sorgen mit sich, die die vergangenen Generationen nicht geahnt haben mochten. Auf dem Wege des Lebens türmen sich immer mehr künstliche Hindernisse auf, welche Vorsicht und Einsicht und Energie erfordern, und der Kampf ums Dasein wird zu einem schweren und furchtbaren Krieg im Frieden, in dem die Zahl der Besiegten unzählige Male die Zahl der Sieger übertrifft. Unter diesen Umständen kommen viele denkende Menschen zur Besinnung und sie gelangen dann zur Überzeugung, daß die Stellung des Menschen in der Welt eine unheilvolle sei. Die naiven Träume der Kindheit können ihr entwickeltes Gemüt nicht mehr beruhigen; die Hoffnung auf Glück über der Erde und unter der Erde schwindet aus ihrem Herzen und mit ihr zugleich schwindet auch die Lebenslust und verringert sich die Willensenergie. Ermüdet vom Anblick des Unheils und Leidens und am Glücke verzweifelnd, wenden sie sich von dem leichenbesäten Schlachtfeld des äußern Kampfes ab und konzentrieren ihr ganzes Seelenleben auf ihre Innenwelt, um

sich und ihren Leidensgenossen Ruhe und Trost zu verschaffen. Dann kommt ihr ganzes Seelenleben in Verwirrung und das Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte wird gestört. Der Verstand und die Phantasie kommen einander ins Gehege und je nach seiner Geistesrichtung und Bildungsstufe greift der Mensch zum einen oder zum andern, schwankt hin und her, aber die Herzensruhe bleibt ihm versagt... An beide wendet sich der Mensch in seiner Not, um eine Antwort zu finden auf die große Frage, die sein ganzes Sein erfüllt: die Frage über Tod und Leben, über Gut und Böse. Beide bemühen sich auch, ihm die erforderliche, der Art eines jeden entsprechende Antwort zu geben und erzeugen so zwei neue Anschauungen über Leben und Lebenszweck — Anschauungen, die zwar gleichfalls im Glückseligkeitstrieb wurzeln; doch die Glückseligkeit, die sie gewähren — wie traurig sieht sie aus! Und das Dasein — wie himmelweit verschieden ist es doch von dem gesunden, natürlichen Dasein, dem wollenden, strebenden und erreichenden!... Von diesen beiden Anschauungen hebt sich die eine auf den Flügeln der Phantasie über den Bereich der Natur und des menschlichen Lebens hinaus und versetzt ihre Anhänger in eine andere, überirdische und wunderbare Welt und in ein anderes, geistiges und ewiges Leben. Vom Höhepunkt dieses neuen Lebens blickt der Mensch auf sein irdisches Los und Geschick herab und siehe da! — „Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel!" Kein Gut und kein Böse, kein Leben und keinen Tod gibt es in diesem Jammertale. Denn alles ist nur eine notwendige Vorbereitung für jenes Leben, alles sind nur Fallen und Schlingen und schwere Prüfungen, die kaum einer unter Tausenden unversehrt übersteht; und dieser Einzige — heil ihm! denn er hat Leben und Glückseligkeit gewonnen in einer Welt der Glückseligkeit. Diese Anschauung, die das Gebiet der Natur überschreitet, läßt auch die Logik und die Erfahrung beiseite, die sie weder braucht noch fürchtet, weil sie mit ihr nichts zu schaffen hat. Darum genügt sie denjenigen Menschen, deren Phantasie ungehemmt nach oben strebt. Doch gibt es auch andere, die — in den Banden des skeptischen Verstandes gefesselt — zum Flug in die Höhen unfähig sind, die, nach einer

Lösung der Lebensfrage suchend, nach links und rechts blicken und keinen andern Stützpunkt finden als die kalte Logik mit ihren Urteilen und Beweisen, die viel versprechen und wenig halten — die aber trotzdem, vom Glückseligkeitstrieb geleitet, um jeden Preis nach Seelenruhe verlangen. Diese Menschen verfallen unwillkürlich einer anderen philosophischen Anschauung, die gleich der ersten „Eitelkeit der Eitelkeiten!" ruft, aber sich in dem Motive des Ausrufs himmelweit von ihr unterscheidet. Denn während jene den Tod verneint, verneint diese das Leben. Jene sucht nach positivem Glück und Genuß und findet sie in einer jenseitigen Welt; diese aber sucht absolute Ruhe und findet sie in der Abtötung aller störenden Empfindungen und Triebe, indem sie, gleich dem Fuchs in der Fabel, zu dem Schlusse gelangt, daß die unerreichbaren Trauben zu sauer sind, daß alle menschlichen Vergnügungen vorüberhuschenden Schatten gleichen, denen nur Toren, vom Gespött der Einsichtigen begleitet, nachjagen; daß nur ein der Meditation und der Askese geweihtes Leben seinen Adepten Glück gewährt, indem es sie gegen die Tücken des Schicksals feit.

Diese beiden Anschauungen machen, sobald sie zu großer Macht gelangen, in gleicher Weise den Menschen dem natürlichen Leben abspenstig. Die erste, die die Lebensverneinung für ein Verdienst hält, erzeugte Einsiedler und Aszeten, die sich vor dem Getriebe des Lebens in Wälder und Wüsten flüchteten, um dort den ganzen Tag mit verschränkten Armen zu sitzen und sich in einen Strom von Illusionen und Visionen zu versenken; die andere, die die Lebensverneinung für eine Weisheit erklärt, füllte die griechischen und römischen Städte mit philosophierenden Müßiggängern, die für ihren Lebensunterhalt nichts taten, die mit Verachtung auf ihre Umgebung herabsahen und jedermann haßten, ebenso wie sie von jedermann gehaßt wurden. Zu den ersten gehörte jener uralte Heilige, von dem erzählt wird, daß er den Boten, der ihm die Kunde von dem Tode seines Vaters überbrachte, zornig anschrie: „Still, du Gotteslästerer! Der Mensch ist unsterblich!" Zu den letzteren gehörte jener griechische Philosoph, der, als ihm die

Nachricht vom Tode seines Sohnes überbracht wurde, ruhig bemerkte: „Auch als er noch am Leben war, wußte ich bereits, daß ich kein ewiglebendes Kind erzeugt habe!“[1]

* * *

Diese Erscheinung, die wir in der Geschichte der Anschauungen des Menschen über sein individuelles Leben beobachtet haben, kann auch einiges Licht über eine ähnliche Erscheinung verbreiten, die in der Geschichte der Anschauungen des jüdischen Volkes über sein nationales Leben zutage tritt. Nach dem Vorangegangenen werden einige Hinweise und Andeutungen genügen.

Als Israel sich noch in jugendlichem Alter und in kraftstrotzender Fülle befand und von den vielen schweren Schicksalsschlägen noch ungebeugt war, da wirkte auch in ihm der Trieb nach Glückseligkeit auf gesunde und natürliche Weise und das Volk ließ sich von ihm ohne besondere Reflexionen leiten. Mit Einsicht und Verständnis führte es den Kampf ums Dasein gegen seine Feinde draußen und eine Schar von Propheten stand ihm drinnen zur Seite, um seinen Mut zu heben und es zur Tat anzuspornen, indem sie ihm in leuchtenden, lockenden Farben das von ihm ersehnte Nationalglück vormalten. Dieses Glück aber war weder im Himmel noch außerhalb des Naturbereiches zu finden, sondern der menschlichen Wirklichkeit nahe; dieses Glück erstrebte es in der Gegenwart und für dieses kämpfte es sein Leben lang.

Doch diese glückliche Zeit dauerte nicht lange. Große und mächtige Reiche rückten von Osten und Norden an die Grenzen Israels heran, indem sie auf ihren Eroberungszügen das schmale Land als Brücke benutzten und mit stolzem Schritt das kleine, unansehnliche Völkchen zerstampften. Dieses seinerseits, da es jene gewaltigen Riesen rings um sich sah und seine wiederholten Versuche, das Joch von sich abzuschütteln, immer wieder erfolglos blieben, ließ nunmehr die Hände sinken und fiel der Verzweiflung anheim. Als ihm so die Hoffnung, Leben und Freiheit durch eigene Macht wieder-

[1] Cf. Lecky, European Morals I p. 191.

zugewinnen, genommen war, gab es jeden Kampf nach außen auf und richtete seine Aufmerksamkeit ganz und gar nach innen: sein schmerzerfülltes Herz wieder aufzurichten und seine geistigen Wunden zu heilen. Die nationalen Hoffnungen, die ihm einst seine Propheten verkündeten, streiften unmerklich ihre ursprüngliche Form ab und wurden gänzlich verwandelt: ohne körperliche Gestalt, erhaben über Zeit und Natur. Ihnen entnahm der Selbsterhaltungstrieb die Steine zu seinem neuen Bau und schuf einen ragenden Turm, dessen Fundament in der Luft schwebte und dessen Spitze sich im Himmel verlor. Je mehr das Volk nach unten sank, desto höher hob sich sein Geist nach oben, desto mehr wurde es vom konkreten Leben, einem Leben der Tat und Energie in der Gegenwart, in ein Leben der Illusion und Vision entrückt, das sich in einer uferlosen Zukunft verlor. Diese psychische Krankheit, die eine notwendige Folge seiner Lage und seiner geschichtlichen Erlebnisse war, bemächtigte sich in kurzer Zeit seines ganzen Wesens und ließ es nicht mehr vom Himmel zur Erde herabblicken, ließ es nicht mehr zur Besinnung kommen, um zu erkennen, wie schön doch das Leben, wie süß doch die Freiheit sei und wie tief unglücklich es ganz allein dastehe, als hätte ihm sein Instinkt verraten, daß diese Besinnung ihm das Leben kosten könnte, daß sie seinen Seelenfrieden und vielleicht auch seinen Fortbestand gefährdete.

Viele Generationen gingen so vorüber, während diese Anschauung in unserem Volke die Alleinherrschaft besaß und ihm Trost im Elend und Glück im Unglück gewährte. Da kam die moderne Zeit und eine neue Strömung von Vernunft und Wissenschaft zog durch das Land, die unter den Phantasiegebilden eines jeden Volkes Verheerungen anrichtete und auch an jenem Turme im Bereiche unseres Volkes rüttelte — und der Turm geriet ins Wanken. Da machte sich unter uns die andere Anschauung, die „Fuchsphilosophie", geltend. Denn eine neue Generation erhob sich in Israel, die gleich ihren Vätern die Erreichung des nationalen Glückes auf natürlichem Wege für eine Unmöglichkeit hielt, die aber, mitgerissen vom Strome der Zeit, den Glauben und den Trost ihrer Väter ein-

gebüßt hatte. Da sie aber trotzdem vom nationalen Selbsterhaltungstrieb, der zu ihrem Ärger und Kummer in ihrem Innern lebendig ist, unausgesetzt verfolgt wird und keinen anderen Ausweg kennt, wie sie ihre Seelenruhe finden könnte, so muß sie die größten Anstrengungen machen, jenen Trieb, der ihr so vielen Schmerz und Verdruß bereitet, in eine andere Richtung zu zwingen. Und so bemüht sie sich, zu glauben oder auch zu beweisen, daß „die Liebe zur Nation den Haß zur Menschheit voraussetzt"; daß die nationalen Einheitsbestrebungen pure Kinderei seien, die sich für ein so altes und kluges Volk nicht schicken; daß das jüdische Volk die Möglichkeit, ja sogar die Verpflichtung habe, Leben und Glück ohne die „sauren Trauben" zu erlangen; daß ihm Gott unter allen Völkern eine besondere Mission zugeteilt habe, eine geistige, intellektuelle Mission, die gar keine praktische Arbeit erfordere, es sei denn — die der Rabbiner und Prediger ...

* * *

So sehen wir also, daß den Geist des Menschen wie den Geist der Nation „Gott schlicht geschaffen hat und sie suchen viele Berechnungen". Und diese Berechnungen, ob sie sich nun in das Gewand der Religion oder der Philosophie kleiden, sind weder die Frucht der freien Überlegung, noch vom reinen Streben nach Wahrheit erzeugt; sie sind vielmehr Seelenkrankheiten, die sich infolge mannigfacher historischer Ursachen der Herzen der Menschen oder des Volkes bemächtigt haben; Krankheiten, verschieden in ihrem Wesen, doch identisch in ihren Wirkungen. Denn sowohl die eine, die das Leben im Tode, als die andere, die den Tod im Leben sucht, hindern den einzelnen und das Volk am Ausbau der Wirklichkeit und entrücken sie dem natürlichen Wege, der jedem Lebewesen vorgezeichnet ist: Das Leben im Leben zu suchen und bis zum letzten Atemzuge um sein Leben zu kämpfen.

Und an die beiden Extreme in Israel und der Menschheit wendet sich die Natur, dem einen zurufend: „Mache dich nicht zu verdienstvoll" und dem andern: „Stelle dich nicht allzu weise".

Äußere Freiheit und innere Knechtschaft[1]

Unsere heimischen Schriftsteller, die gegen die „Zionsliebe" zu Felde ziehen, glauben sich in diesem Kampfe mit demselben leichten Geschütz abfinden zu können, mit dem sie früher den Krieg der „Aufklärung" gegen die „Finsterlinge" geführt haben. Anstatt unseren Ansichten auf den Grund zu gehen und uns mit logischen Gründen und Tatsachen zu widerlegen, ziehen sie es vor, uns durch berühmte Namen einfach „in unser Nichts zurückzuweisen" und uns dadurch einzuschüchtern, daß sie uns vorhalten, wie weit wir mit unseren Anschauungen hinter unseren westeuropäischen Brüdern und ihren Gelehrten zurückgeblieben sind. Sie scheinen dabei zu vergessen, daß sich die Zeiten inzwischen geändert haben, daß jetzt unter ihren neuen zionistischen Gegnern sich viele finden, die ebenfalls mit der Kultur des Westens vertraut sind und die daher ebenfalls das Geheimnis kennen, daß auch Professoren keineswegs unfehlbar sind und selbst Mitglieder königlicher Akademien gelegentlich an veralteten Anschauungen festhalten, denen jede wissenschaftliche Grundlage entzogen ist.

So zum Beispiel suchen diese Schriftsteller uns dadurch zur Vernunft zu bringen, daß sie uns zeigen, wie erhaben die „Seelengröße" unserer Brüder in Frankreich sei, daß selbst die antisemitische Bewegung nicht vermocht habe, sie „engherzig" zu machen, daß sie vielmehr mit ihrem Fernblick über diese Bewegung einfach hinwegsehen und mit unerschütterlicher Gemütsruhe unbeirrt vorwärtsschreiten auf dem Wege

[1] Erschien zuerst im „Hameliz" in den Nummern vom 10.—12. Februar 1891 und richtete sich ursprünglich gegen einen Artikel, der vorher von einem unserer besten heimischen Schriftsteller unter dem Titel „Ewige Ideale" in der russisch-jüdischen Zeitschrift „Wos'chod" veröffentlicht worden war.

des Fortschritts, den „ewigen Idealen" entgegen, die ihnen ihre Väter, die Philosophen der vergangenen Generation, vorgezeichnet hatten; — wir hingegen, die Feiglinge, hätten beim ersten Angriff den Mut verloren und in unmännlicher Furcht den „Rückzug" angetreten. Zum Beweise für die Wahrheit dieses Satzes führen sie sodann verschiedene Kapazitäten an; und wer dürfte sich da wohl erkühnen, Zweifel daran zu hegen?

Und trotz alledem wage ich es, sowohl die Gemütsruhe unserer französischen Brüder gegenüber dem Antisemitismus als auch ihre „Seelengröße", ja sogar den erhabenen Wert der „ewigen Ideale", denen ihr Streben gelten soll, sehr stark in Zweifel zu ziehen. Ja noch mehr, dieser Zweifel findet in den Worten derselben Kapazitäten, durch die uns unsere Gegner ad absurdum zu führen vermeinen, seine Begründung und Bestätigung.

Noch im Jahre 1887 machte Herr Theodor Reinach in einer Sitzung der „Société des Études Juives" die Anwesenden auf die Gefahr aufmerksam, die die französischen Juden durch das Wachsen des Antisemitismus bedrohe. „Der Antisemitismus," führte damals Herr Reinach in seiner Rede aus, „den wir in unserem schönen Frankreich für immer begraben wähnten, erhebt wiederum sein Haupt. Ein bekannter Pamphletist stieß zuerst ins Horn und nun ist er selbst über den unglaublichen Erfolg verblüfft. Dieser Erfolg ist — ich will es glauben — bloß ein vorübergehender, aber eine böse Vorbedeutung ist ihm nicht abzusprechen." Gleichzeitig glaubt Herr Reinach, daß es doch nicht ganz „ohne" sei und daß in den Anschuldigungen und Verleumdungen der Antisemiten ein Körnchen Wahrheit doch immer enthalten sein müsse. „Da wir unter allen Religionsgemeinschaften die quantitativ geringste sind, da wir erst seit kurzem als Gäste in der Familie der Franzosen weilen, sind wir in ganz besonderem Maße der Scheelsucht und der Kritik ausgesetzt. Unsere Fähigkeiten und unsere Erfolge auf allen Gebieten des Lebens können uns nicht zum Schutze gereichen; im Gegenteil, sie gerade sind es, die am meisten den Neid gegen uns aufstacheln." Es bleibt uns

also nichts anderes übrig, als mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf unsern Lebenswandel zu achten, damit wir uns nichts zu schulden kommen lassen, was unseren Feinden als Vorwand für ihren Haß dienen könnte — kurz und gut, „unsere Kaufleute sollen alle bescheiden und wohltätig, unsere Gelehrten samt und sonders anspruchslos, unsere Schriftsteller durchweg patriotisch und von jedem Egoismus frei sein" — und dann versteht es sich von selbst, daß solche Engel in Menschengestalt sogar in den Augen der Franzosen schließlich Gunst finden werden[1]...

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß dieser wohlgemeinte Rat bis jetzt nicht befolgt wurde und wohl kaum je befolgt werden wird. Überhaupt hat sich seitdem die Lage der Dinge keineswegs zum Besseren gewendet, vielmehr ist statt „eines bekannten Pamphletisten" eine ganze Schar von Pamphletisten erstanden, von denen kein einziger Ursache hat, sich über sein Los zu beklagen. Denn „das schöne Frankreich" lauscht mit Freuden ihren Worten, die ihm tief ins Herz dringen und die Flamme des Hasses und des Neides immer mehr schüren. Unsere französischen Brüder bemühen sich allerdings, mit Herrn Reinach daran zu glauben, daß dieser Erfolg bloß ein „vorübergehender" sei. Aber nicht viele teilen Herrn Reinachs Empfindungen und auch von denen, die sie teilen, sind nicht alle gleich Herrn Reinach offenherzig genug, zu bekennen, daß dieser Glaube durch nichts begründet ist. Vielmehr „wollen sie es glauben", oder richtiger gesagt, sie müssen es glauben, wenn sie nicht nach hundertjährigem Kampfe mit entsagungsvollem Herzen die Flinte ins Korn werfen sollen. Aber trotz dieses Stillschweigens kann derjenige, der ihren hoffnungsvoll klingenden Versicherungen und Verheißungen etwas schärfer zuhört, ganz deutlich die Angst, die heimlichen Seufzer und die drückenden, sich tief in ihrem Innern regenden Zweifel heraushören, die nach außen drängen und sich hörbar machen wollen, aber von ihren Urhebern gewaltsam niedergerungen und unter einem Schwall von hochklingenden Phrasen begraben werden...

[1] Cf. Actes et Conférences de la Société des Études Juives, 1887 p. CXXXII.

Ich habe jetzt vor mir ein neues französisches Buch liegen, in dem die genannten Schriftsteller all diese schönen Dinge gesucht und gefunden haben. Das Buch trägt den Titel: „La Garbe: Études, Souvenirs, Lettres etc. Paris 1890." Das Werk wurde von dem Herausgeber der „Archives Israélites" anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums dieses Blattes veröffentlicht. Wäre ein solches Buch vor zwanzig Jahren erschienen, dann hätte es uns ohne Zweifel mit siegesfroher Zuversicht die Erfolge der „französischen Staatsbürger mosaischer Konfession" aufgezählt, hätte uns mit innigem Behagen ihre glückliche Lage und ihr Vorwärtsschreiten auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit, ihre sichere und ehrenvolle Stellung in der Gegenwart und ihre hochfliegenden Hoffnungen für die Zukunft in hellen Farben ausgemalt. Da aber das Buch nicht vor zwanzig Jahren, sondern vor kurzem erschienen ist, was hören wir nun? Ich will den Mitarbeitern und Freunden dieses Buches nicht zu nahe treten, aber mir tritt in demselben eine Stimmung entgegen, die keine Spur von einer Siegesstimmung verrät. Umsonst suchen wir die Spuren einer wahren Freudigkeit, die Spuren jener Begeisterung, die bei einem solchen Jubelfest zu erwarten ist. Schlaffheit und Mutlosigkeit, stille Wehmut und dumpfe Trauer wehen uns aus dem ganzen Buche von Anfang bis zu Ende entgegen.

Gleich an der Spitze der Festschrift tritt uns der Jubilar, der Herausgeber des Buches, mit einem Artikel entgegen, in welchem er über das Wirken seiner Zeitschrift während ihres Bestehens Rechenschaft ablegt. „Im Jahre 1840" — erzählt er uns — „ein halbes Jahrhundert nach der Proklamation der Prinzipien des Jahres 1789, war allerdings auf dem Papiere die Gleichberechtigung der Juden bereits vorhanden, aber im praktischen Leben übte sie nicht die geringste Wirkung aus." Und darauf fragt er in Parenthese: „Finden wir sie denn im Jahre 1890 vollkommen durchgeführt?" — Nach dieser Frage, auf die er wohlweislich keine Antwort gibt, zählt er uns nacheinander seine Feldzüge gegen veraltete Anschauungen auf, schildert uns sein unablässiges Kämpfen für das große Prinzip der „sozialen Vermischung" mit all seinen Kon-

sequenzen und der langen Rede kurzer Sinn läßt sich dahin zusammenfassen, daß auch das hundertjährige Jubiläum des Jahres 1789 das erhoffte Glück nicht gebracht hat, daß trotz der Prinzipien von 1789 und trotz aller Kämpfe gegen veraltete Anschauungen und aller Bestrebungen zugunsten der „sozialen Vermischung" der Judenhaß in Frankreich zu neuem Leben erwacht ist. Und was folgt nun aus alledem? — Nach der Logik des geehrten Herrn Herausgebers folgt daraus, daß er, wie er uns versichert, auch weiterhin nicht aufhören wird, zu kämpfen und zu streben . . .

Auf den Artikel des Herausgebers folgen noch viele andere Aufsätze, fast durchweg aus berühmten Federn und fast in allen, wovon sie auch immer handeln mögen, kommt die Rede wie von selbst auf die antisemitische Bewegung. Ist das nicht ein sicheres Anzeichen dafür, daß diese verzwickte Frage die französischen Juden vollkommen in ihrem Banne hält, daß sie nicht imstande sind, sich auch nur für einen Augenblick davon zu befreien und immer wieder, worüber sie auch sprechen mögen, unwillkürlich auf dieselbe zurückkommen müssen?

Die Mitarbeiter des vorliegenden Buches tragen jedoch alle klangvolle und berühmte Namen und solchen Größen geziemt es nicht, beim Anblick des Feindes ängstlich den Rückzug anzutreten, noch viel weniger aber, ihre Angst zu verraten. Sie verstehen es, sich zu beherrschen und geben sich den Anschein, als blickten sie mit einer souveränen Verachtung auf dies ganze Treiben herab, indem sie sich bemühen, ihre Leser wie sich selbst durch lockende Aussichten und süße Hoffnungen, die hin und wieder in einen prophetischen Ton verfallen, über die Drangsale der Gegenwart hinwegzutäuschen. (So zum Beispiel versichert uns einer von ihnen aufs Wort, daß dies der letzte Kampf der Juden gegen ihre Bedränger sei, daß der Ausgang desselben für uns einen vollkommenen Triumph bedeuten werde und Frieden und Glückseligkeit nunmehr herrschen werden für und für.) Die große Revolution von 1789 führen sie fortwährend im Munde, indem sie immer wieder auf die „natürlichen Menschenrechte" oder, wie einige

von ihnen sie nennen, den „modernen Dekalog", den jene Revolution proklamiert hatte, hinweisen und jedesmal die Hoffnung — die zuweilen wie eine flehentliche Bitte klingt — aussprechen, daß das französische Volk nicht umkehren wird, daß es nicht umkehren kann, weil das französische Volk nach wie vor das große Volk bleibt, das aufgeklärte Volk, das erhabene, das mächtige, das gewaltige Volk usw.

Ob diese Prophezeiungen in Erfüllung gehen werden oder nicht, ist eine Frage, die nicht hierher gehört. Aber jedenfalls bedarf es keines allzugroßen kritischen Scharfblicks, um aus ihnen wie aus den Zeilen der „Garbe" überhaupt den wahren Seelenzustand unserer französischen Brüder der Jetztzeit zu erkennen. Dieser Zustand, in dem andere „Seelengröße" sehen wollen, ist in der Tat das schroffe Gegenteil davon und die passende Bezeichnung dafür wäre: innere Knechtschaft, die sich unter äußerer Freiheit verbirgt. Diese Knechtschaft haben die französischen Juden noch vor einem Jahrhundert gleichzeitig mit den „Rechten" auf sich genommen, aber in dieser drangsalsvollen Zeit offenbart sie sich uns in ihrer ganzen Macht und Herrlichkeit.

Die Mitarbeiter der „Garbe" bestreben sich unter anderem, uns und unseren Feinden weiszumachen, daß das Geschick der Juden in jedem Lande aufs engste verknüpft sei mit demjenigen der übrigen Bewohner des betreffenden Landes oder gar mit dem Geschick des Menschengeschlechtes überhaupt; daß die Not, unter der die Juden in irgendeinem Lande zu leiden haben, nicht eine spezifisch jüdische sei, sondern das ganze Land oder gar das ganze Menschengeschlecht betreffe, daß also... Die Folgerung ergibt sich von selbst. Einer von ihnen, der die reichen Juden, die wegen der antisemitischen Bewegung besorgt in die Zukunft blicken, zu trösten sucht, tut dies, indem er ihnen eine sehr schöne Geschichte zum besten gibt. Im Jahre 1840, während der Februarrevolution, sei in einer Stadt im Elsaß das Gerücht verbreitet worden, daß die Revolutionäre die reichen jüdischen Häuser zu überfallen und zu plündern beabsichtigten. Erschreckt eilten die Juden zum Stadtkommandanten der Garnison und baten ihn um mili-

tärische Hilfe. Dieser jedoch verweigerte sie ihnen, es sei denn, daß sich auch die Nationalgarde beteilige. Daraufhin wandten sich die Juden an die Befehlshaber der Nationalgarde; diese aber lachten sie aus und hielten es durchaus nicht für ein gar so großes Unglück, wenn einige Juden geplündert werden würden. In Todesangst kehrten die Juden nach Hause zurück, des Schlimmsten gewärtig. Am andern Tage aber stellte sich heraus, daß die Revolutionäre sich durchaus nicht auf die jüdischen Häuser hatten beschränken wollen, daß sie es vielmehr auf alle Reichen, ohne Unterschied der Konfession, abgesehen hatten — und sofort zeigte sich auf den Straßen sowohl das ständige Garnisonheer als auch die Nationalgarde. „Und so fand die Judenfrage eine befriedigende Lösung", schließt der Erzähler mit schmunzelndem Behagen, indem er noch hinzufügt, daß er es für überflüssig halte, „eingehend auf die erhabene Moral hinzuweisen, die sich aus dieser Geschichte ergibt". Und in der Tat können auch wir von unserem Standpunkte aus ihr eine erhabene Moral entnehmen. Ob ihr aber auch die Moral zu entnehmen ist, die der Erzähler aus ihr folgern möchte? Sehr „erhaben" ist diese jedenfalls nicht.

Diese Taktik, Mitleid für die Juden durch den Hinweis auf ihre Nützlichkeit für andere zu erwecken, ist auch uns, den russischen Juden, nur allzu sattsam bekannt. Auch unsere heimischen Schriftsteller sind unablässig bestrebt, durch allerlei Tabellen und Berechnungen den Beweis zu erbringen, daß die Judenheit eine „Milch liefernde Kuh" sei, die man schonen müsse, weil „sie uns mit Butter versorgt". Es versteht sich von selbst, daß unsere jüdischen Schriftsteller in Frankreich sich nicht so weit erniedrigen können, um derartiges in dieser häßlichen Form auszusprechen; vielmehr suchen sie diesen Gedanken in eine schönere, „ideale" Form zu kleiden. Aber der Sinn ist am Ende sowohl bei diesen als bei jenen derselbe, ein furchtbarer Sinn, der allein genügen sollte, um uns zu zeigen, wie himmelweit auch unsere Stammesgenossen in Westeuropa davon entfernt sind, sich in ihrem Innern wahrhaft frei zu fühlen. Man denke nur: bewaffnete Räuber haben mich überfallen und ich schreie: Hilfe! Ein

Mensch ist in Gefahr! — Genügt denn das nicht, um jedem die Pflicht aufzuerlegen, mir zu Hilfe zu eilen? Ist es nicht eine furchtbare Schmach, eine Schmach, grausamer als der Tod, daß ich vorher erst beweisen muß, daß dieselbe Gefahr auch andere, daß sie auch das Menschengeschlecht bedroht, als „würden wir nicht bluten, wenn man uns sticht", als sei das Menschengeschlecht ein Wesen für sich, an dem wir keinen Anteil haben, und nicht bloß der Sammelname für die Individuen einer Art, zu denen auch wir gehören? ...

Diese Knechtschaft tritt aber noch krasser hervor, wenn die Mitarbeiter der „Garbe" auf die inneren Angelegenheiten des Judentums zu sprechen kommen. Mit heroischer Zungenfertigkeit treten sie dort für uns ein, wo es gilt, den Kampf für unsere Religion zu führen und sie gegen die anderen, ihr entgegengesetzten Religionen zu verteidigen, weil sie sehr wohl wissen, daß dies gestattet ist und daß weder die Regierung noch das Volk der Franzosen theologischen Zänkereien dieser Art irgendwelche Bedeutung beimessen. Kommt es aber darauf an, den nationalen Zusammenhang aufzudecken, der zwischen den französischen Juden und ihren Stammesgenossen in den übrigen Ländern sowie dem Lande ihrer Väter besteht, einen Zusammenhang, in dem vielleicht eine Art von Gegensatz zu dem jetzt Frankreich beherrschenden extremen Chauvinismus gefunden werden könnte — dann hüllen sie sich wohlweislich in Schweigen und offenbaren uns dadurch wiederum ihre moralische Knechtschaft, die ihnen den Mund verschließt und sie in offenbare Verwirrung bringt.

Einer der Mitarbeiter der „Garbe", der berühmte Philosoph Adolf Frank, spricht den Satz aus, daß jeder Jude „ohne Unterschied der Nationalität", der die Früchte der Emanzipation in welchem Lande auch immer genieße, vor allem den Franzosen des Revolutionszeitalters zu Dank verpflichtet sei und daß er daher in allererster Linie Frankreich und erst in zweiter Linie sein wirkliches Geburtsland als sein Vaterland betrachten müsse. Und dabei fühlt sich der genannte Philosoph bemüßigt, die folgenden Worte hinzuzufügen: „Jerusalem ist nichts weiter als die Heimstätte seiner (des

Juden) historischen Erinnerungen und seines Glaubens; es ist ihm erlaubt, der Heiligen Stadt im Gottesdienste Raum zu gewähren, aber er selbst ist und bleibt ein Sohn seines Vaterlandes". — Diese Anschauung über „Jerusalem" ist ja bekanntlich eine abgedroschene Phrase, die unsere jüdischen Gelehrten in Westeuropa unzählige Male immer wiederkauen und in den verschiedensten Tonarten zum besten geben. Ein anderer Philosoph von unseren Stammesgenossen in Deutschland ließ vor kurzem ein Buch erscheinen, in dem sich unter anderem ein wissenschaftlicher Aufsatz über die „Klagelieder Jeremias" befindet. Und obschon ein wissenschaftlicher Aufsatz mit den Fragen über „erlaubt und unerlaubt" eigentlich doch nichts zu tun hat, hielt es der Verfasser trotzdem für notwendig, am Schlusse seines Aufsatzes sich auch mit der praktischen Frage zu beschäftigen, ob es uns wohl in der Jetztzeit erlaubt sei, die Klagelieder in unseren Synagogen zu lesen und er entscheidet sich für die Bejahung dieser Frage, weil sie auch die Christen drei Tage vor ihrem Osterfest in ihren Gotteshäusern lesen. „Und wenn jemand uns fragen sollte: Was ist euch Zion, was seid ihr ihr? so würden wir ‚gelassen' antworten: Zion ist das innerlichste Bestandstück des Bewußtseins der neuen Völker."[1]

Diese Antwort ist, wie man sieht, nicht vollkommen klar und der Sinn ist etwas verschleiert, aber der Zweck, den der Verfasser dabei im Auge hat, tritt klar, nur allzu klar hervor ... Unter diesen Umständen haben wir also gar keine Ursache, uns darüber zu beklagen, daß auch der französische Philosoph an dieser Anschauung festhält. Wer aber den Aufsatz zu Ende gelesen und gesehen hat, daß der Verfasser an eine besondere Mission des Judentums glaubt, die die Juden dort, in Jerusalem, empfangen, bis jetzt aber noch nicht vollkommen erfüllt haben und daß sie nur ihretwegen leben und so lange leben müssen, bis sie sie vollständig erfüllt haben werden — der wird erstaunt die große Frage stellen: Wenn die Pflicht der Dankbarkeit in den Augen des Verfassers so schwer wiegt, daß seiner Ansicht nach jeder Jude Frank-

[1] Steinthal, Zu Bibel und Religionsphilosophie, S. 33.

reich seinem wirklichen Heimatlande vorziehen muß, dann ist doch folgender Schluß berechtigt: Wenn wir Frankreich, das bloß die Ursache unserer äußeren Rechte war, die wir, wenn wir nur unsere Mission hätten aufgeben wollen, auch ohne es hätten erlangen können, zu solchem Danke verpflichtet sind— um wie viel dankbarer müssen wir dann Jerusalem sein, das uns jene Mission selbst, die Ursache und den Endzweck unseres Daseins gab und das wir daher auch Frankreich vorziehen müssen ... Ich glaube, daß selbst der große Philosoph, der diesen Aufsatz geschrieben hat, mir in diesem Schlusse keinen logischen Fehler wird nachweisen können und trotzdem schrieb er, was er schrieb. Was ist dies denn anderes als moralische Knechtschaft?

Ein anderer Schriftsteller, der ein eifriger Verfechter der Interessen der französischen Judenheit ist und gleichzeitig im Dienste der Gesamtjudenheit eine emsige Tätigkeit entfaltet, zählt unter den segensreichen Erfolgen, die das Wirken der Jubiläumszeitschrift aufzuweisen habe, unter anderem auch den auf, daß durch sie das Band zwischen den französischen Juden und ihren Brüdern in den übrigen Ländern erhalten und gefestigt wurde. Aber in demselben Augenblick durchzuckte ihn anscheinend die Erinnerung an das „schöne Frankreich" und den darin herrschenden Antisemitismus und sofort beeilt er sich, diese staatsgefährlichen Worte, die seiner Feder verräterisch entschlüpft sind, durch allerlei Rechtfertigungen zu entkräften und Entschuldigungen vorzubringen, daß er, der Franzose, es für gut und nützlich halte, wenn das Band zwischen der Judenheit Frankreichs und der des Auslandes gefestigt werde. Und nun bemüht er sich, nachzuweisen, daß wenn auch die Juden, wie allbekannt, große Patrioten und ihrem Vaterlande mit Leib und Seele ergeben seien, dies trotzdem nicht ausschließt, daß sie sich auch ihrer Brüder in jenen Ländern, in denen sie Verfolgungen ausgesetzt sind, erbarmen oder mit denen ihrer Brüder sich freuen dürfen, deren Lage in einer fortschreitenden Besserung begriffen ist. — Ich meinerseits bin fest überzeugt, daß dieser hervorragende Mann mit seiner innigen Liebe zur jüdischen Nation als solcher auch

dann fortfahren würde, seine Brüder jenseits der französischen Grenze zu lieben — und sei es auch nur in den geheimsten Falten seines Herzens — wenn man ihm mit tausend Gründen nachwiese, daß der französische Patriotismus ihm dies verbiete. Ja ich glaube sogar, daß wenn auch alle seine Brüder die vollkommene Gleichberechtigung genießen würden und er sich niemandes zu „erbarmen" und mit niemandem sich zu „freuen" hätte — daß er auch dann sehnsüchtig wünschen würde, in einem ununterbrochenen Zusammenhange mit ihnen zu bleiben und an all ihren Geschicken teilzunehmen. Und was ist nun diese Rechtfertigung und die Not, die ihn dazu trieb, anderes als moralische Knechtschaft?

* * *

Aber diese moralische Knechtschaft ist bloß die Hälfte des Preises, mit dem unsere westeuropäischen Volksgenossen ihre „Gleichberechtigung" erkauft haben. Noch eine andere, eine intellektuelle Knechtschaft, die vielleicht noch drückender ist als jene, verbirgt sich unter ihrer äußeren politischen Freiheit, und die Anzeichen dafür finden wir ebenfalls in dem uns vorliegenden Buche.

Denn indem unsere westeuropäischen Stammesgenossen, um die Gleichberechtigung zu erlangen, den Entschluß faßten, mit einem Federstrich die Tatsache einer jüdischen Nation aus der Welt zu schaffen und das Judentum nur noch als Religion anzuerkennen, übernahmen sie ja eo ipso für sich und ihre Nachkommenschaft die Aufgabe, die religiöse Einheit der Gesamtjudenheit zu wahren und zu pflegen. Aber die Emanzipation verlangte von ihnen praktische Reformen auch in religiösen Angelegenheiten. Zu diesen Opfern aber konnten sich nicht alle verstehen, und so zerfielen diese „Staatsbürger mosaischer Konfession" in verschiedene Parteien und die Einheit des zeremoniellen Judentums wurde auf diese Weise gesprengt. Es blieb also nur noch das Band des dogmatischen Judentums übrig, das in einigen von der Gesamtjudenheit anerkannten abstrakten Ideen besteht. Allein dieses Band ist, abgesehen davon, daß es — wie alles Abstrakte, das sich nicht in lebendige Taten umsetzt — an und für sich

schon schwach und lose ist, im letzten Jahrhundert noch lockerer geworden und lockert sich mit jedem Tage immer mehr und mehr. Der Aufschwung der Wissenschaft brachte die Grundlagen der Religion im allgemeinen ins Schwanken und auch die jüdische Religion konnte dem allgemeinen Schicksal nicht entgehen, so daß selbst der Herausgeber der „Garbe" wehmütig zugestehen muß, daß die „wissenschaftliche Ketzerei, die an den Namen Darwins anknüpft", mit jedem Tage an Boden gewinnt und daß er gewissermaßen nur noch anstandshalber sie zu bekämpfen fortfährt. Was sollen nun aber diejenigen von unseren Brüdern beginnen, für die nur noch die dogmatische Seite der jüdischen Religion in Betracht kommen kann, und in deren Herzen gar auch diese sich gelockert hat? Sollen sie nun gänzlich dem Judentum den Rücken kehren und vollkommene Staatsbürger werden? Wenige von ihnen haben es allerdings getan. Aber warum tun es die anderen nicht auch? Warum fühlen die meisten, daß sie es nicht tun können? Welches ist das Band, das sie mit solcher Macht an das Judentum kettet, daß sie sich nicht davon befreien können? Ist es vielleicht das natürliche Nationalgefühl, das ihnen von ihren Vätern vererbt wurde und das daher von der religiösen Praxis und Denkweise unabhängig ist? Daß Gott bewahre! Dieses Gefühl haben sie ja schon vor hundert Jahren für ihre „Rechte" verkauft. Freilich liegt es nicht in ihrer Macht, dieses Gefühl auszurotten und trotz aller Vernichtungsversuche und trotz aller Bemäntelungen, die sie ausklügeln, um es vor fremden und eigenen Blicken zu verdecken, lebt es dennoch in ihnen und wirkt zu ihrem größten Leidwesen tief und nachdrücklich in ihrer Seele. Aber diese Antwort, die uns genügt, kann ihnen nicht genügen: sie haben sich ja vor aller Welt von ihrer jüdischen Nationalität losgesagt, und nun dürfen sie dieselbe nicht mehr anerkennen, dürfen nicht zugeben, daß sie etwas verkauften, worüber sie das Verfügungsrecht nicht hatten. Womit sollen sie also die „Hartnäckigkeit" rechtfertigen, mit der sie sich ans Judentum klammern, welches sie doch sicherlich nicht mit Glücksgütern überschüttet, — einzig und allein wegen einiger

weniger abstrakter Ideen, an die sie nicht mehr glauben und an denen sie, selbst wenn sie wirklich daran glaubten, auch so festhalten könnten, ohne ihnen, ebenso wie alle übrigen Deisten, den Stempel des Judentums aufzudrücken?

Diese Frage, die in den Köpfen unserer jüdischen Gelehrten im Westen unaufhörlich herumspukt und ihnen schon lange keine Ruhe gönnt, zwang sie noch vor einem Menschenalter, zu einer neuen, seltsamen Lehre Zuflucht zu nehmen, an die sie sich auch jetzt noch mit allen Kräften klammern. Wir meinen die bekannte Lehre von der Mission des Judentums unter den Nationen. Diese Lehre gründet sich auf eine veraltete, mit der ganzen modernen Wissenschaft im Widerspruch stehende Anschauung, daß jedes Volk von vornherein zu einem bestimmten Zweck geschaffen sei, daß jedes Volk also eine „Mission" habe, die es sein ganzes Leben hindurch erfüllen müsse, und daß es wider Willen so lange bestehen müsse, bis es vollbracht habe, was ihm von der Vorsehung auferlegt worden sei. So sind nach dieser Theorie die Hellenen dazu geschaffen worden, die äußere Schönheit auszugestalten und die Römer, um das Faustrecht zur Herrschaft zu bringen.[1] — Wenn sich nun die Sache wirklich so verhält, dann fällt es gar nicht mehr schwer, auch auf jene verzwickte Frage eine befriedigende Antwort zu finden, eine Antwort, die einerseits der Gleichberechtigung nicht im geringsten Abbruch tut und andererseits die Einheit des Judentums in gewissem Sinne als notwendig erscheinen läßt. Die Antwort lautet: das Judentum als Nation ist längst zugrunde gegangen, das Judentum als Religionsgenossenschaft aber besteht noch immer und muß notwendig auch weiter bestehen, denn solange der reine Monotheismus mit seinen Konsequenzen sich noch nicht zur vollkommenen Herrschaft durchgerungen hat, ist die Mission des Judentums noch immer nicht erfüllt. Bis zu jener Zeit muß also das Judentum notwendig bestehen und für diese Idee kämpfen und dulden, da es dazu geschaffen ist, „Gott zu erkennen und andere zu dieser Erkenntnis zu führen".[2]

[1] Munk, Palestine (Paris 1845), p. 99.
[2] Munk, ibid., und la Garbe, p. 7.

Sollen wir also, um unsere Mission treulich auszuführen, „Missionare" werden und unsere ganze Kraft der Verbreitung dieser Erkenntnis widmen, in der unser Lebenszweck besteht?

„Unter keinen Umständen!" — antworten die Verteidiger des Missionsgedankens mit einem Eifer, der nur allzuleicht erklärlich ist. — „Nicht uns liegt es ob, das Ende zu beschleunigen; wohl vertraute uns Gott die Wahrheit an, doch befahl er uns nicht, für ihre Verbreitung zu sorgen."[1]

Wie sollen wir aber schließlich doch unsere Mission vollbringen?

Darauf antwortet Munk: „Diese Mission geht durch den Fortschritt der religiösen Anschauungen ununterbrochen ihrer Vollendung entgegen".[2] Und da nach der Ansicht dieser Missionsanhänger dieser Fortschritt in der Heiligen Schrift seine Grundlage und seine Ursache hat, so wird es uns angerechnet, als würden wir selbst für diesen religiösen Fortschritt sorgen und deswegen, lediglich deswegen müssen wir unserer jüdischen Fahne treu bleiben bis ans Ende der Tage.

Eine solche Mission ist also, wie man sieht, an und für sich ebenso leicht als angenehm. Immerhin ist es doch keine Schande, allen Nationen als „Lehrmeister" voranzugehen und die ganze Menschheit als „Schüler" zu betrachten, die unseren Worten und Lehren mit Ehrfurcht und Begierde lauschen, zumal diese so überaus ehrenvolle Stellung unsererseits nicht die geringste Anstrengung verlangt. Denn der Fortschritt, der von unserer Heiligen Schrift ausgeht, wird schon für unsere Mission das Nötige tun, und wir werden ruhig zusehen und unsere helle Freude daran haben. Nun wäre alles in schönster Ordnung, wenn auch die „Schüler" ihrerseits dankbar wären und ihren Lehrer mit der gebührenden Ehrfurcht behandeln würden. Jetzt aber, da die „Schüler" so undankbar sind und so wenig Respekt vor ihrem Lehrer haben, daß sie ihn öffentlich beschimpfen und beschmutzen und so foltern und quälen, daß er an seinem Leben verzweifelt, — jetzt bleibt die Frage

[1] la Garbe p. 12.
[2] Ibid. p. 7.

nach wie vor dieselbe. Wenn wir durch unser Leben für die Verwirklichung der Mission nicht das Geringste leisten, wenn unsere heiligen Schriften auch ohne uns nicht zugrunde gehen werden und der religiöse Fortschritt auch ohne unsere Hilfe das Seinige tun wird; wenn wir nichts weiter sind als ein starrer Denkstein auf dem Wege dieses Fortschrittes, der sich ohne jegliches Hinzutun unsererseits vollzieht, — was soll uns dann das Leben samt seinen Qualen? Die Hellenen, die nach dieser Theorie bloß des Schönen wegen ins Leben gerufen wurden, mußten, nachdem sie alle jene herrlichen Kunstschöpfungen und Schriftwerke hervorgebracht, von der historischen Bildfläche verschwinden, trotzdem ihre Mission noch nicht vollkommen erfüllt war, trotzdem die griechische Kunst und Literatur bis zum Zeitalter der Renaissance so ziemlich unbeachtet blieb; denn sie hatten nichts mehr zu tun und konnten das übrige dem Fortschritt überlassen, der von ihren hinterlassenen Kunstschöpfungen und Schriftwerken ausgehen wird; warum, frage ich also, läßt uns nicht die Geschichte vom Schauplatz zurücktreten, wenn wir dadurch, daß wir die heiligen Schriften geschaffen, für unsere Mission unser Möglichstes geleistet und nun nichts mehr zu tun haben?

Einer dieser Missionsapostel, ein gelehrter Rabbiner, der in dem genannten Buche diesem Gegenstand einen besonderen Artikel unter der Überschrift: „Warum bleiben wir Juden?" gewidmet hat, versucht die Frage von einem anderen Gesichtspunkte aus zu beantworten. Wir halten deswegen an unserm Judentume fest, weil es keine andere Religion gibt, die uns jenes ersetzen könnte, weil alle anderen Religionen Elemente enthalten, die wir nicht annehmen können. Mit der „natürlichen Religion" könnten wir uns allerdings zufrieden geben. Allein wenn wir versuchen, uns mit ihr eingehender zu beschäftigen und uns in der einschlägigen Literatur, etwa in der Schrift von Simon „Die natürliche Religion", über ihre Grundsätze zu unterrichten, dann finden wir, daß sie folgende drei Grundsätze aufstellt: Erschaffung der Welt, Göttliche Offenbarung, Lohn und Strafe. Und in demselben Moment erinnern wir uns, daß schon vor 500 Jahren Joseph Albo, der Verfasser der

„Ikkarim", das Judentum auf drei verwandte Grundsätze zurückführte. Das Judentum und die natürliche Religion sind also identisch, und es besteht gar keine Notwendigkeit, sie gegeneinander auszutauschen.

Ich meinerseits möchte den Herrn Rabbiner nicht fragen, was er wohl denjenigen von uns antworten würde (sie sind in unseren Tagen durchaus nicht so selten), die selbst die von Simon und seinen Anhängern vertretene Religion für eine veraltete Philosophie halten, welche sehr weit davon entfernt ist, „natürlich" zu sein, die aber trotzdem Juden bleiben wollen und nicht einmal wissen, warum sie es wollen, — ich möchte, wie gesagt, mir eine derartige Frage nicht erlauben. Denn der Herr Verfasser ist Rabbiner, und er hat es also bloß mit „gläubigen Philosophen" zu tun. Auch werde ich den Herrn Rabbiner nicht fragen, ob er in seinem Innern wirklich davon überzeugt ist, daß tatsächlich gar kein Unterschied besteht zwischen dem Prinzip der „göttlichen Offenbarung" bei Simon und dem Grundsatz „des göttlichen Ursprungs der Thora" bei Albo. Denn ich weiß sehr wohl, daß die Religionsphilosophie von jeher gewohnt war, sich um den einfachen Sinn herumzudrücken und Dinge, die absolut nichts miteinander zu tun haben, künstlich zusammenzuleimen, ein Verfahren, das ihr zur zweiten Natur geworden ist. Aber das werde ich fragen, und das hätte der Herr Rabbiner wohl beachten sollen: Entweder — oder. Entweder enthält das Judentum außer den erwähnten Grundsätzen noch andere Elemente, die die natürliche Religion nicht hat, dann fragen wir: warum vertauschen wir sie nicht gegeneinander? Oder das Judentum und die natürliche Religion sind bis auf den Namen vollkommen identisch, dann entsteht die viel berechtigtere Frage: Warum tauschen wir denn nicht die Namen, wenn wir durch diesen äußeren Wechsel allein unseren Leiden ein für allemal ein Ende setzen könnten? Was für unsere Mission das Wichtigste ist, ist ja nicht der Name, sondern die Möglichkeit, sie zu erfüllen, die Möglichkeit, den Gottesgedanken im Sinne des Judentums zu verbreiten, und diese Möglichkeit wird doch zweifellos unendlich gesteigert, wenn wir nicht

unter der Fahne des Judentums, sondern unter dem Banner der natürlichen Religion in den Kampf ziehen. "Es ist uns also nicht bloß erlaubt, wir sind vielmehr geradezu verpflichtet, so zu handeln, zum Nutzen der Mission, um derentwillen wir ja geschaffen sind ...

Doch ich halte es für überflüssig, auch nur noch ein Wort über dieses Thema zu verlieren, über welches in unseren Tagen kaum ernst diskutiert werden kann. Unwillkürlich müssen wir wehmütig lächeln, wenn wir sehen, wie hervorragende Männer, die wirklich imstande wären, ihrem unglücklichen Volke seinen harten, dornenvollen Weg zu erleuchten und zu erleichtern, ihre Tage mit solchen Spielereien verbringen, wie sie sich und anderen vorreden wollen, daß ein ganzes Volk lebt und besteht und das harte Joch der Thora und ihrer Gebote und den eisernen Druck der Verfolgungen und Verleumdungen schon seit Jahrtausenden auf dem Nacken trägt, lediglich, um anderen eine philosophische Anschauung zu predigen, die schon längst in unzähligen Büchern in allen Sprachen und in allen Tonarten auseinandergesetzt wurde und die jeder selbst ohne die geringste Hilfe unsererseits zu lernen vermag; doppelt traurig ist das in unseren Tagen, da diejenigen, die lernen wollen, mit jedem Tage seltener werden, da wir selbst das Erlernte von Tag zu Tag immer mehr und mehr vergessen ...

* * *

Daß es aber Munk und den anderen greisen Gelehrten, die noch am Leben sind, möglich war und auch jetzt noch möglich ist, an die Mission des Judentums in der erwähnten Form zu glauben, braucht uns nicht so sehr zu wundern, wenn wir bedenken, daß Munk die zitierten Sätze in den vierziger Jahren aussprach und die alten Schriftsteller der „Garbe" zum überwiegenden Teile ihren Jahren und Ideen nach einer vergangenen Generation angehören, einer Generation, der der Begriff „Zweckursache" als ein wissenschaftlicher Begriff feststand und als Phrase geläufig war. Aber wie sollen wir die merkwürdige Erscheinung verstehen, daß auch die

Schriftsteller und Gelehrten der jetzigen Generation, sie, welche wissen und zugeben, daß die „wissenschaftliche Ketzerei, die an den Namen Darwins anknüpft" (d. h. eine wissenschaftliche Theorie, die eine Mission oder einen Zweck selbst da nicht anerkennt, wo er am augenfälligsten scheint) immer mehr wächst — wie sollen wir es verstehen, daß Gelehrte von solchem Ruf noch immer an dieser Theorie festhalten, die den Glauben an Völkermissionen überhaupt, an die Mission des Judentums insbesondere und an diese seltsame Mission speziell verlangt? Es ist also nicht anders, als daß sie wider Willen sich an diese Theorie klammern, weil sie sonst keinen Ausweg finden können, um das Judentum mit der Emanzipation auszusöhnen. Einerseits darf das Judentum nichts anderes als eine Religionsgemeinschaft sein, andererseits hat sich dieses transzendentale Band bedeutend gelockert; endlich aber — und das ist die Hauptsache — fühlen sie in sich trotz alledem, daß sie Juden sind und Juden bleiben wollen. Um nun den Widerspruch, der zwischen diesen „Wahrheiten" besteht, auszugleichen, sind sie genötigt, sich hinter jene veraltete Theorie zu flüchten; und während sie sonst in allen Fragen des Lebens und Wissens durch und durch Kinder ihrer Zeit sind, lassen sie sich, sobald das Judentum in Betracht kommt, nicht einen Schritt von der Stelle bewegen, auf der ihre Väter vor einem halben Jahrhundert stehen geblieben sind, als wäre während dieses ganzen Zeitraums in den Anschauungen und Begriffen alles beim alten geblieben.

* * *

Auch diese intellektuelle Knechtschaft ist also die Frucht der politischen Freiheit. Denn stünde ihnen diese nicht im Wege, so würden sie nicht die jüdische Nation ableugnen und hätten es gar nicht nötig, auf einer alten, ziemlich morschen Leiter in den Himmel zu klettern, um dort etwas zu suchen, was sie sehr gut auf Erden finden könnten. Und wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß auch in diesem Falle Philosophen sich fänden, die für ihr Volk eine „Mission" oder, richtiger ausgedrückt, ein geistiges Ziel, das

seinen Geistesanlagen entspräche, suchen würden, so könnten sie jedenfalls ein anderes Ziel ausfindig machen, ein Ziel, das vielleicht nicht so verlockend, aber desto verständlicher wäre und den Anschauungen der modernen Zeit und der logischen und historischen Wahrheit besser Rechnung tragen würde. Sie könnten etwa folgendermaßen urteilen: Unser Volk ist schon seit zwei Jahrtausenden auf der Wanderung begriffen; während dieses langen Zeitraumes hat es nichts Großes aus sich selbst heraus geschaffen, hat auf keinem Gebiete bahnbrechend gewirkt; es hat vielmehr die ganze Zeit hindurch lediglich „Vermittlungsgeschäfte" getrieben und bloß mit materiellen und geistigen Waren „gehandelt", die andere produziert haben. Seine Leistungen für die Aufklärung der Welt im Mittelalter bestehen im Grunde in nichts anderem, als in dieser „Vermittlung" oder in diesem „Zwischenhandel", indem es die Wissenschaft des Ostens in den Westen brachte. „Denn nicht in neuen Erfindungen liegt seine Bestimmung", bringt Munk[1] als Entschuldigungsgrund vor. Angenommen, es wäre so. Dann würde sich aber, nachdem wir gesehen haben, daß das jüdische Volk den Befähigungsnachweis für einen Aufklärungsvermittler erbracht hat und es tatsächlich schon geworden ist, für den gesunden Menschenverstand daraus die Folgerung ergeben, daß es dieses Amt auch weiterhin verwalten mag, wenn es durchaus ein geistiges Lebensziel haben soll; daß es, nachdem es die Aufklärung des Westens in sich aufgenommen, dieselbe dann wieder nach dem Osten importieren solle . . . Und wenn schon der „Lehrerberuf" uns so verlockend erscheint, dann ist es doch jedenfalls richtiger, wenn wir in eine Gegend gehen, in der die „Lehrernot" besonders fühlbar ist und in der wißbegierige „Schüler" leichter und in größerer Zahl zu finden sind.

* * *

Aber tatsächlich liegt die Sache so, daß es unsern westeuropäischen Brüdern, wenn sie nicht durch die ihnen gewährten Rechte gefesselt wären, gar nicht in den Sinn käme, für ihr

[1] Dictionnaire des sciences philosophiques, III, art. „Juifs".

Volk Missionen oder geistige Ziele zu suchen, solange es nicht die materielle, natürliche „Mission" eines jeden Lebewesens erlangt hat, solange es sich nicht Lebensbedingungen geschaffen hat, die seinen geistigen Anlagen entsprechen und ihm eine ungehinderte, seiner Natur gemäße Entfaltung seiner Kräfte und Fähigkeiten und seiner Eigenart ermöglichen. Wenn es all dies erreicht haben wird, dann erst wird die Hoffnung berechtigt sein, daß es im Laufe seiner Entwicklung auf irgendeinem Gebiete besondere Fertigkeit erlangen und dadurch seine Berechtigung nachweisen wird, auf diesem Gebiete der Lehrer der anderen Völker zu sein, um auf diese Weise wiederum der ganzen Menschheit sich nützlich zu erweisen. Und wenn dann Philosophen behaupten sollten, daß dieses Gebiet die Mission unseres Volkes sei und daß es um ihretwillen geschaffen worden sei, dann werde ich mich zwar ihrem Glauben nicht anschließen können, werde mich aber auch nicht mit ihnen in einen Kampf um Worte einlassen ...

Aber dann wird ja zweifellos schon längst über meinen Gebeinen Gras wachsen. Jetzt aber, da ich noch am Leben bin, da ich wenigstens für einen Augenblick mich abwenden möchte von dem furchtbaren materiellen und geistigen Elend, das mich in meiner östlichen Heimat von allen Seiten umgibt, um dort, außerhalb der Grenzpfähle, Trost zu suchen, dort, wo es jüdische Professoren, jüdische Akademiemitglieder, jüdische Offiziere und Würdenträger gibt, — jetzt schillert mir auch hier, durch alle Orden und Titel hindurch, eine zwiefache geistige Knechtschaft, eine moralische und intellektuelle, entgegen. Und wenn mir dann jemand die Frage vorlegen würde, ob ich diese meine Stammesgenossen um ihre „Rechte" beneide, dann würde ich fest und entschlossen mit einem kräftigen, entschiedenen Nein! antworten. Laßt mich nur mit euren Rechten zufrieden! Ich, wenn ich auch keine „Rechte" genieße, ich habe mich auch nicht dafür verkauft; ich kann laut erklären, daß ich meine Stammesbrüder in allen Ländern und in allen Staaten liebe und brauche mich nicht mit allerlei armseligen Ausflüchten dafür zu entschuldigen;

ich darf auch außerhalb des Gottesdienstes Jerusalems gedenken; ich darf die Klagelieder auch öffentlich lesen, ohne daß mich jemand fragen kann: „was ist mir Zion, und was bin ich ihr?"; ich brauche nicht mein Volk in den Himmel zu erheben, es zum Lehrmeister der Völker zu proklamieren, um seine Existenzberechtigung nachzuweisen; ich weiß sehr wohl, „warum ich Jude bleibe" oder richtiger, ich verstehe die Frage ebensowenig, wie ich es begreifen würde, wenn man mich fragte, warum ich der Sohn meines Vaters bleibe; ich kann jedes beliebige Urteil über die Glaubensanschauungen fällen, die ich von meinen Vätern überkommen habe, ohne zu fürchten, das Band zu lösen, das mich mit meinem Volke verknüpft; ja, ich kann sogar festhalten an der „wissenschaftlichen Ketzerei, die an den Namen Darwins anknüpft", ohne dadurch meine Zugehörigkeit zum Judentume irgendwie zu gefährden — kurz, ich bin von niemandem abhängig; über meine Ansichten und Gefühle habe ich mir allein Rechenschaft abzulegen, und nichts kann mich zwingen, sie zu verleugnen oder zu verheimlichen, andere oder mich selbst zu täuschen. Und diese meine geistige Freiheit — es spotte darüber, wer da will — ich gebe sie nicht her für alle „Rechte" der Welt.

28. Januar 1891.

Ein halber Trost

Von all den Kränkungen, unter denen wir in der letzten Zeit zu leiden haben, berührt uns keine so tief und so schmerzlich als die Blutlüge. Diese ungeheuerliche Verleumdung, die schon so alt ist und schon so häufig erhoben wurde, ist uns immer wieder neu, und sie wirkt mit ungeschwächter Kraft nicht bloß auf diejenigen von uns, die sich am „Tatorte" befinden, sondern überall, wohin nur die Kunde davon dringt. Wenn im Mittelalter die gesamte Judenheit sich mit jenen unglücklichen Opfern, denen das Los zugefallen war, die Sündenböcke der Gesamtheit zu sein, solidarisch fühlte und sich gewissermaßen als ihre Mitangeklagte betrachtete, so war es erklärlich durch die physische Gefahr, in welche die Gesamtjudenheit jedesmal in einem solchen Falle tatsächlich geriet. Und wenn vor einem halben Jahrhundert, in den glücklichen Anfängen der Gleichberechtigung, die Blutlüge von Damaskus eine solche Entrüstung erregt hat, so war das wieder durch die ungeheure Empfindlichkeit verständlich, die die westeuropäischen Juden in den Flitterwochen der Emanzipation da, wo ihre Ehre und ihre Rechte auf dem Spiele standen, an den Tag legten. Wenn aber in unseren Tagen, da einerseits die physische Gefahr, besonders für die vom Schauplatz Entfernten, nicht mehr groß ist und da wir andererseits schon längst gewohnt sind, die Verleumdungen und Beschuldigungen, die tagtäglich gegen uns erhoben werden, mit kaltem Blute anzuhören und unser Ehrgefühl völlig abgestumpft gegen sie geworden ist — wenn trotzdem noch immer ein Beben der Entrüstung durch unsere Reihen geht und ein Sturm der Empörung von allen Seiten losbricht, um diesen Schmutz von uns abzuschütteln, so ist es ein Beweis, daß nicht äußere Furcht und äußeres Ehrgefühl, sondern daß es der Geist des Volkes

ist, der hier brennend die Schmach empfindet und sie abzuwälzen sucht, und daß hier die wundeste Stelle in unserem Herzen getroffen ist.

Doch jedes Übel hat seine gute Seite, d. h. seine gute Lehre. Auch das große Übel, von dem wir jetzt sprechen, ist nicht ohne gute Lehre. Wir aber, die wir nicht die Herren unseres Schicksals sind, sondern — ob wir wollen oder nicht — das Gute und das Böse von außen empfangen, wir sollten jedenfalls aus dem uns zugefügten Bösen die gute Lehre ziehen, die darin enthalten ist, damit sie uns wenigstens einen halben Trost gewähre.

* * *

Eines der bedeutendsten Momente im gesellschaftlichen Leben ist der sogenannte consensus omnium, die „allgemeine Übereinstimmung". Es gab eine Zeit, da selbst die Philosophen in dieser Übereinstimmung einen sicheren Beweis für den Gegenstand, der sich sie errungen hat, erblickten, und sie ließen sie unter anderem als einen der Beweise für das Dasein Gottes gelten. Jetzt allerdings wissen die Philosophen sehr genau, daß es keine noch so große Lüge oder Torheit gibt, die nicht unter günstigen Umständen die allgemeine Übereinstimmung gewinnen kann. Aber nur die Philosophen wissen es, das Volk hingegen kennt auch jetzt keine größere Autorität als diesen Konsensus. Wenn die ganze Welt glaubt, daß es so ist, dann ist es sicher so, und wenn ich es auch nicht begreife, so begreifen es ja die anderen, und wenn ich auch das Gegenteil zu sehen glaube, so sehen es ja „alle" nicht minder und trotzdem glauben sie's, sollte ich denn klüger sein wollen als die ganze Welt? Dies ungefähr ist der Gedankengang im Hirn des gemeinen Mannes, und auf Grund dessen schließt er sich der allgemeinen Übereinstimmung an und nimmt auf diese Weise selbst Anteil daran.

Und so groß ist die Macht dieser Übereinstimmung, daß oft sogar derjenige, der selbst der Gegenstand derselben ist, sich ihrem Banne nicht entziehen kann. Wenn die „ganze Welt" von irgendjemandem behauptet, daß er besonders klug

oder besonders fromm sei, oder wenn sie ihm sonstige gute oder schlechte Eigenschaften andichtet, so wird er selbst schließlich daran glauben müssen, auch wenn er anfangs von jenen Eigenschaften nicht das Geringste in sich verspürt hat. Dieser Einfluß der „Übereinstimmung" geht sogar so weit, daß er allmählich auf seinen Charakter einwirkt und ihn nach und nach dahin bringt, jenen Eigenschaften, die ihm die „ganze Welt" zuschreibt, tatsächlich nahezukommen, jedenfalls aber ihnen nachzustreben. Daher warnen die Pädagogen mit Recht davor, die Kinder am Anfang ihrer Entwicklung auf ihre moralischen Mängel aufmerksam zu machen oder ihnen gar Fehler anzudichten, die sie gar nicht haben. Die Folge könnte sein, daß die Kinder in jenen noch bestärkt, für diese aber nur noch empfänglicher gemacht werden.

Es versteht sich von selbst, daß die „ganze Welt" nicht für jeden dasselbe sein kann. Für den Menschen besteht seine Welt nur in der Gesellschaft, als deren Glied er sich fühlt und deren einzelne Individuen ihm in irgendwelcher Beziehung nahestehen. Hingegen legt er nicht den mindesten Wert auf die Übereinstimmung mit der Gesellschaft, deren Geist ihm vollständig fremd ist und mit deren Gliedern er keinen inneren Zusammenhang hat. So geben bei uns die Orthodoxen und die Freisinnigen nicht das Geringste auf ihre gegenseitige Übereinstimmung, selbst in Dingen, die nicht religiöser Natur sind. Der Spott und die Verhöhnung der einen Partei macht auf die andere gar keinen Eindruck, die eine existiert überhaupt nicht für die andere. Erst wenn sie durch die Verhältnisse gezwungen werden, miteinander in Verbindung zu treten und sich allmählich daran gewöhnen, vor allem das Menschliche in dem Gegner zu achten, dann erst erweitert sich auch ihre „Welt", und ihre gemeinsamen Anschauungen unterliegen nunmehr dem Einfluß der Übereinstimmung der neuen und umfassenderen gemeinschaftlichen „Welt".

Daher kam es auch, daß die Juden, solange sie ihre „Auserwähltheit" in buchstäblichem Sinne auffaßten, in ihrem inneren Wesenswert von den Beschimpfungen seitens der Völker unbeeinflußt blieben. Sie waren sich ihres Wertes be-

wußt und die allgemeine Übereinstimmung außerhalb ihrer Gemeinschaft ging sie absolut nichts an; denn der Kreis der „Übereinstimmenden" erschien ihnen als eine besondere Menschengattung, die von ihnen grundverschieden war und sich mit ihnen in gar keinen Zusammenhang oder selbst Vergleich bringen ließ. Der Jude konnte mit unerschütterlicher Seelenruhe all die sittlichen Mängel und verbrecherischen Taten anhören, die ihm die Übereinstimmung der Völker andichtete, ohne innerlich irgendwelche Scham oder Erniedrigung zu empfinden. Was lag ihm denn daran, was diese „Nichtjuden" über ihn dachten? Wenn sie ihn nur in Ruhe ließen. — In unserer Zeit ist aber die Sache anders geworden. Jetzt hat unsere „Welt" eine bedeutende Erweiterung erfahren, und die europäische Übereinstimmung beeinflußt uns sehr beträchtlich auf allen Gebieten des Lebens. Da wir nicht mehr wie früher die nichtjüdische „Welt" aus unserem Kreise ausschließen, müssen wir notwendig davon getroffen werden, wenn diese „Welt" uns aus ihren Kreisen ausschließen will. Ein russischer Schriftsteller stellte dieser Tage die naive Frage: Da doch nun einmal die ganze Welt die Juden haßt, ist es denn denkbar, daß die ganze Welt unrecht hat und nur die Juden recht haben? Und eine derartige zweifelnde Frage schleicht sich auch jetzt gar manchem von uns ins Herz. Ist es denn denkbar, daß all die häßlichen Eigenschaften und schlechten Taten, die die ganze Welt den Juden zuschreibt, nichts weiter wären als Trug und Verleumdung?

Und sobald ein derartiger Zweifel einmal erregt ist, findet er mit Leichtigkeit in jenen falschen Verallgemeinerungen, die bei der großen Menge so häufig sind, eine Stütze. Die bekannte Anekdote von dem englischen Reisenden, der, als er in eine italienische Stadt gekommen und in einem Hotel einem stotternden Kellner begegnet war, in sein Tagebuch schrieb: „Die italienischen Kellner stottern", will uns in witziger Form den Gedankengang der großen Menge bei ihren Verallgemeinerungen zeigen. Alle Erscheinungen, die sie an irgendeinem Einzeldinge wahrnimmt, schreibt die Menge gewöhnlich der Gesamtheit zu, der jenes Ding seinem gewöhnlichen Namen

nach angehört. Sie weiß nicht, daß ein Einzelding gleichzeitig vielen Gesamtheiten angehören kann, daß es mit anderen Worten die eine Eigenschaft mit den Einzeldingen der einen Gesamtheit und eine andere Eigenschaft mit denen einer ganz anderen Gesamtheit gemeinsam haben kann, während der Name, den das Einzelding trägt, nur dessen Verhältnis zu einer Gesamtheit in einer Beziehung, nicht aber in allen Beziehungen kennzeichnet. Zu derartigen Fehlschlüssen vermag die allgemeine Übereinstimmung zu greifen und pflegt es tatsächlich zu tun, wenn es sich um Juden handelt. Diese und diese sind ihrem Namen nach Juden und ihrer Eigenschaft nach Betrüger. Daraus folgt, daß die Juden ihrer Eigenschaft nach Betrüger sind. Der logisch Denkende freilich würde dagegen einwenden, daß, selbst wenn es ausgemacht wäre, daß sämtliche Juden Betrüger sind, es auch dann nicht erwiesen wäre, daß die Juden als solche Betrüger sind, d. h., daß die Eigenschaft des Betrügers, die jedem Juden innewohnt, mit dessen Zugehörigkeit zur Gesamtheit „Juden" zusammenhängt und nicht mit einer anderen Gesamtheit (etwa der Gesamtheit „Kaufleute"), der er gleichzeitig mit anderen, die mit der Gesamtheit „Juden" nichts zu tun haben, als Einzelglied angehört. Um nun die Sache festzustellen, müßte man zunächst jene anderen untersuchen, die gemeinsam mit den Juden irgendeiner Gesamtheit angehören. Erst nachdem man festgestellt hat, daß man die Eigenschaft des Betruges keiner anderen Gesamtheit, die Juden und Nichtjuden in sich einschließt, zuschreiben kann, erst dann hätte man das Recht, den Schluß zu ziehen, daß das Judentum die Quelle des Betruges sei.

Aber wie gesagt, der große Haufe pflegt derartige Untersuchungen gewöhnlich nicht anzustellen. Und wir dürfen das auch unserer Menge nicht zumuten. Diese hört das Urteil, das die allgemeine Übereinstimmung über sie gefällt hat, und sie sieht gleichzeitig, daß viele in unserer Mitte tatsächlich dieses Urteil rechtfertigen. Dies genügt, daß sie selbst ihre Übereinstimmung damit bekundet. So werden die „jüdischen Charaktereigentümlichkeiten" als gangbare Münze in Umlauf gesetzt, und sie gehen allmählich aus der äußeren Überein-

stimmung der Völker in die innere Übereinstimmung unseres eigenen Volkes über, mit dem Unterschiede freilich, daß jene unsere schlechten Eigenschaften mit lautem Applomb und hämischer Schadenfreude nacheinander aufzählen, während wir mit leiser Schamhaftigkeit und demütiger Rechtfertigung ihnen Wort für Wort nachsprechen. Die Völker vergleichen uns mit einem tönernen Gefäß, das man zerschmettern muß, wir aber vergleichen uns mit eisernem Geschirr, das durch Reinigen und Glühen noch immer instand gesetzt werden kann...

Dieser Zustand kann uns, wenn er anhält, einen großen moralischen Schaden zufügen. Sowohl für ein Volk als auch für den einzelnen ist nichts so gefährlich, als Sünden einzuräumen, die man nicht begangen hat. Denn wer tatsächlich sich versündigt hat, dem steht ja die Rückkehr offen, und bei gutem Willen kann er den Schmutz von sich abschütteln. Wie aber soll derjenige, der durch andere dahin gebracht wurde, an seine Verworfenheit zu glauben, sich in seinen eigenen Augen reinigen können! Einerseits glaubt er an das Urteil der „ganzen Welt", die ihn verschiedener Fehler bezichtigt, andererseits fühlt er, daß er diese Fehler nicht abschütteln kann, da sie ja nur in der Einbildung existieren; und so befindet er sich in der komischen Lage jener Monomanen, bei denen sich aus irgendeiner Ursache der Glaube eingewurzelt hat, daß an ihrer Nase eine große Last hänge, die sie natürlich unter keinen Umständen abwerfen können. Ja manchmal bringt ein derartiger Glaube den Menschen dahin, daß er sich tatsächlich die häßliche Charaktereigenschaft aneignet, die nach seinem Glauben der Gesamtheit, der er zugehört, als solcher innewohnt, obwohl er seiner individuellen Anlage nach dazu absolut nicht neigt. Es steht, um nur ein Beispiel anzuführen, außer allem Zweifel, daß in einem Volke, aus dessen Schoße ein Maimonides hervorgegangen ist, sich auch jetzt Männer befinden, die einen klaren, ruhigen Blick mit einer Vorliebe für Ordnung und System in allen Dingen verbinden, und die, wenn sie im öffentlichen Leben stünden, diese ihre Eigenschaften zum Ausdruck bringen und in diesem Sinne auch auf ihre

Mitarbeiter wirken könnten. Was soll nun aber geschehen, nachdem die „Übereinstimmung" einmal entschieden hat, daß Systemlosigkeit eine jüdische Eigenschaft ist und nachdem wir selbst jener Übereinstimmung recht gegeben haben? (Obwohl es noch durchaus nicht ausgemacht ist, ob diese Eigenschaft, die tatsächlich einem großen Teile unseres Volkes innewohnt, auf Konto der Gesamtheit „Juden", oder, was wahrscheinlicher ist, der Gesamtheit „Cheder"-Zöglinge zu setzen ist.) So erschlaffen diese Ordnungs- und Systemliebenden unter uns, indem sie von vornherein daran verzweifeln, gegen eine eingewurzelte Volkseigenschaft ankämpfen zu können, und wenn sie gar noch jüdische Patrioten sind, werden sie mit Gewalt die ihnen innewohnende Ordnungsliebe, die dem Volkscharakter angeblich widerspricht, aus ihrem Herzen zu reißen und ihr ganzes Tun so einzurichten suchen, daß es dem Charakter eines „wahren" Juden angemessen erscheint ...

* * *

Es muß also ein Mittel gesucht werden, das uns dem Banne der allgemeinen Übereinstimmung, soweit sie unsere Eigenschaften und unsere moralische Minderwertigkeit betrifft, entziehen könnte, damit wir nicht in unseren eigenen Augen verächtlich werden und uns einreden, daß wir schlechter seien als alle anderen Menschen, und durch diesen falschen Glauben im Laufe der Zeit tatsächlich dahin gelangen, in Wirklichkeit das zu werden, was wir bis jetzt nur in der Einbildung gewesen sind.

Und dieses Mittel gibt uns jene „allgemeine Übereinstimmung" selbst durch die Blutbeschuldigung an die Hand. Diese Beschuldigung ist die einzige, bei der uns die allgemeine Übereinstimmung nicht irre machen kann. Hier, wo die Beschuldigung durchwegs auf einer Lüge beruht und wo der Fehlschluß von dem einzelnen auf die Gesamtheit nicht angängig ist, hier können wir auch keinen einzigen Augenblick daran zweifeln, daß die ganze Welt unrecht hat und wir allein recht haben. Jeder Jude, der unter Juden erzogen wurde, weiß ganz genau, daß in der Gesamtheit der Juden auch nicht ein

einziges Individuum ist, welches Menschenblut zu religiösen Zwecken mißbraucht. Und diese feste Überzeugung von der Irrtümlichkeit der „allgemeinen Übereinstimmung", die durch das Auftauchen der Blutlüge fortwährend in uns erneuert wird, müssen wir uns gründlich ins Gedächtnis einprägen, damit wir uns auch in anderen Dingen dem Banne der allgemeinen Übereinstimmung entziehen können. Mag die Welt noch so oft unsere moralische Minderwertigkeit behaupten, wir wissen, daß diese Übereinstimmung nur auf einer vulgären Gedankenverbindung beruht, der jede wissenschaftliche Grundlage abgeht. Denn wer ist wohl in das Innere der Seele gedrungen und hat den Juden an sich beobachtet? Wer hat Juden und Nichtjuden, die in der Zugehörigkeit zu einer anderen „Gesamtheit" einander vollständig gleichen, also jüdische Kaufleute gegen nichtjüdische, Unterdrückte gegen Unterdrückte und Hungrige gegen Hungrige abgewogen und hat das Zünglein der Wage nach einer bestimmten Seite hin sich neigen sehen?

„Ist es aber möglich, daß die ganze Welt unrecht hat und die Juden allein recht haben?"

Gewiß ist es möglich, und die Blutlüge ist der Beweis. Hier sind ja die Juden so rein wie die Engel des Himmels. Ein Jude und Blut?! Gibt es denn zwei größere Gegensätze als diese? Und dennoch...

26. September 1892.

Brocken

Kleine Abhandlungen über große Gegenstände

I.

HEILIGES UND PROFANES

Zu den Merkmalen, die Heiliges und Profanes voneinander unterscheiden, darf man auch das folgende zählen: In profanen Dingen macht uns der Zweck die Mittel nur insofern wertvoll, als sie Mittel zu demselben sind. Darum ändern und ersetzen wir die Mittel nach den Erfordernissen des Zweckes, und wenn dieser in Wegfall kommt, fallen auch die Mittel von selbst fort. In heiligen Dingen dagegen heiligt der Zweck die Mittel an sich. Darum können wir sie nicht mehr ändern oder ersetzen, und selbst wenn der Zweck wegfällt, fallen die Mittel dennoch nicht fort, sondern der Zweck wird nach ihren Erfordernissen durch einen anderen ersetzt. Mit anderen Worten: Beim Profanen bewahren wir die Schale wegen des Kerns und werfen jene fort, sobald wir diesen gegessen haben. Beim Heiligen dagegen erheben wir die Schale in den Rang des Kerns und setzen sie nicht herab, auch wenn der Kern verdorrt ist, sondern wir geben der Schale einen neuen Kern.

Die alten Ägypter pflegten sich an bestimmten Feiertagen nur steinerner Geräte zu bedienen. Dieser Brauch war ihnen noch von ihren Urahnen überliefert, die in der „Steinzeit" lebten, als noch die Menschen den Gebrauch anderer Stoffe nicht kannten und daher alle ihre Geräte aus Stein machten (Lubbock). Obwohl sie nun später andere und bessere Stoffe für ihre Geräte zu verwenden lernten, ersetzten sie zwar im täglichen profanen Gebrauch das schlechtere Mittel unbedenk-

lich durch das bessere. Aber an heiligen Tagen hatten sie nicht den Mut, das Alte durch das Neue zu verdrängen. Denn hier war das Mittel an und für sich heilig geworden. Die ägyptischen Priester aber gaben für die Sache höchstwahrscheinlich tiefsinnige und mystische Gründe an, d. h., sie suchten und fanden einen neuen Zweck für ein veraltetes Mittel, einen neuen Kern für eine leergewordene Schale.

Und wir? Warum schreiben wir die Thora ausschließlich auf Pergament und durch Menschenhand und gerade in Rollenform? Wozu alle diese Mühe 400 Jahre nach Gutenberg? Weil in derselben Weise unsere Altvordern (und ebenso die übrigen Völker) vor 2000 Jahren verfuhren, als noch kein besseres Vervielfältigungsmittel bekannt war. Jetzt aber bedienen wir uns zu unserm Privatgebrauch der neuen, besseren Mittel; an den Schriften aber, die für den heiligen Gebrauch bestimmt sind, ist alles heilig, selbst die Schreibmittel nicht ausgenommen.

* * *

Denselben Unterschied zwischen Heiligem und Profanem finden wir in den Schriften selbst wieder. Die profanen Schriften (abgesehen von den poetischen, deren schöne Schale ihre ganze Wesenheit ausmacht) sind nur Mittel zur Erlernung eines bestimmten Inhalts, sie sind gewissermaßen die Schalen der in ihnen enthaltenen Gedanken. Je mehr daher der Inhalt bekannt wird, desto mehr wird die Schrift vergessen, so daß die Werke, die für die Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit am folgenreichsten waren und deren Inhalt zum Gemeingut aller Generationen wurde, im Staube der Bibliotheken modern und nur selten von Menschenhand benutzt werden. Die Lehren eines Kopernikus, Kepler oder Newton werden den kleinen Kindern in den Schulen vorgetragen, aber selbst unter den Naturforschern gibt es nur wenige, die diese Lehren aus dem Urquell, aus den Werken ihrer Entdecker geschöpft haben. Und die Werke Platos, dieses gewaltigen Meeres, dessen Fluten, durch verschiedene Kanäle vermittelt, noch heute unser Geistesleben befruchten, wie viele Menschen

greifen zu ihnen und wie viele kennen denn selbst ihre Namen? — In der Tat, ein Gefühl der Wehmut beschleicht unser Herz, wenn wir wahrnehmen, daß selbst die Erzeugnisse des Geistes vergänglich sind, daß im Laufe der Zeit alles ohne Ausnahme, nachdem es seine Aufgabe erfüllt, der Vergessenheit anheimfällt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Urheber jener Schriften, würde es in ihrer Macht liegen, es lieber sehen würden, wenn ihre Lehren nicht in solchem Maße verbreitet und ihre Schriften nicht in solchem Maße vergessen wären. Aber es lag eben nicht in ihrer Macht und wenn auch das Herz darüber trauert, so muß doch die Logik zugeben, daß es so sein muß, daß nach der Verzehrung des Kerns die Schale überflüssig geworden ist.

So verhält es sich mit den profanen Schriften. Aber bei heiligen Schriften ist es ganz anders. Hier heiligt der Inhalt die Schrift, so daß die Schrift zur Hauptsache und der Inhalt zur Nebensache wird. Die Schrift steht unerschütterlich da für immerdar, aber der Inhalt wandelt sich mit dem Leben und der Kultur. Was wurde nicht alles in unserer Heiligen Schrift gefunden, von Philo an bis auf unsere Zeit? In Alexandrien fand man darin den Plato, in Spanien den Aristoteles; die Kabbalisten fanden in ihr ihre mystischen Theorien wieder; die Andersgläubigen fanden in ihr die Bestätigung ihres Glaubens, und einige Gelehrte mit gläubigen Gemütern entdeckten sogar Kopernikus und Darwin darin! — Alle diese Männer suchten in der Heiligen Schrift nur die Wahrheit, ein jeder s e i n e Wahrheit, und sie fanden auch alle das Gesuchte, weil sie es finden m u ß t e n; denn sonst wäre die Wahrheit nicht wahr oder die Heilige Schrift nicht heilig.

* * *

Und dennoch gibt es in unserer Mitte „Reformer", die es für möglich halten, die Schale der Religion — die praktischen Gebote — zu entfernen und lediglich ihren Kern — die abstrakten Ideen — zu bewahren, oder die Schale der Heiligen Schrift — ihre Sprache — zu entfernen und ihren Kern — in europäischen Übersetzungen — zu bewahren. Diese

wie jene wollen nicht bedenken, daß der alte Krug einzig und allein in seiner alten Form heilig wird, selbst wenn der Krug selber von Zeit zu Zeit geleert und neu gefüllt wird, während umgekehrt, wenn der Krug bricht oder eine andere Gestalt bekommt, auch der Wein schal wird, mag er noch so ehrwürdigen Alters sein.

Dies wollen, wie gesagt, die Reformer nicht bedenken. Aber das Volk in seiner Gesamtheit pflegte stets danach zu handeln, als wäre es dabei von einem instinktiven Gefühl geleitet: es setzte seinen Führern, die den Krug mit neuem Wein von fremdem Weinstock füllten, wie Maimonides und seinesgleichen, keinen allzugroßen Widerstand entgegen und ließ sich dadurch nicht abhalten, ihren Namen in heiligem und verehrungsvollem Andenken zu bewahren. Aber die Karäer und ihresgleichen, die es wagten, den Krug anzutasten und seine Form nach ihrem Gutdünken zu modeln, diese stieß es mit aller Kraft von sich, obwohl sie es an den Anpreisungen des Weines nicht fehlen ließen und ihn als den uralten Wein hinstellten, als den unverfälschten, den keine menschliche Hand berührt habe.

Mögen die Spottlustigen über dieses Hüten des Kruges lachen, soviel sie wollen, — die Erfahrungen, die sie mit dem Hüten des Weines gemacht haben, sind der beste Beweis dafür, daß sie auf dem Holzwege sind.

1891.

II.

GESETZLICHKEIT UND BARMHERZIGKEIT

Zwischen Gesetzlichkeit und Barmherzigkeit ist der Unterschied der, daß jene die Ursache an der Wirkung, diese die Wirkung an der Ursache mißt. Mit anderen Worten: Die Gesetzlichkeit achtet lediglich auf die Beschaffenheit der Tat und beurteilt danach den Täter; die Barmherzigkeit dagegen betrachtet zunächst die Beschaffenheit des Täters während der Tat und beurteilt danach die Tat.

Ein Beispiel. Die Thora sagt: „Du sollst nicht stehlen!" Wenn aber jemand das Verbot übertreten und gestohlen hat, dann „muß er bezahlen".[1] — Soweit sind alle einig. Wie aber, wenn er nicht bezahlen kann? Darauf antwortet die Gesetzlichkeit: „Wenn er nichts hat, dann soll er um seinen Diebstahl als Sklave verkauft werden".[2] Die Barmherzigkeit dagegen sagt: „Man verachte nicht den Dieb, wenn er stiehlt, um seine Gier zu stillen, da er hungert".[3] Jene richtet den Diebstahl, diese den Dieb.

Ein anderes Beispiel. Jedermann weiß, daß die Väter zumeist ihre moralischen Eigenschaften auf ihre Kinder vererben. Aber während die Gesetzlichkeit daraus das Recht ableitet, „die Sünden der Väter an den Kindern zu ahnden", zieht die Barmherzigkeit unserer Tage die entgegengesetzte Folgerung daraus, nämlich die, auch die Sünden der Kinder zu vergeben, da sie doch nur das Erbteil ihrer Väter sind. Jene sucht allerorten die Sünde, diese aber sucht bloß den Sünder.

* * *

Eine alte jüdische Sage erzählt, Gott hätte zuerst die Absicht gehabt, die Welt nur durch Gesetzlichkeit zu erschaffen, doch hätte er sich nachher besonnen und beschlossen, ihr die Barmherzigkeit beizugesellen. In der Tat finden wir auch, daß in der moralischen Entwicklung eines jeden Menschen und eines jeden Volkes die Gesetzlichkeit der Barmherzigkeit vorangeht. Die Kinder und ebenso die Völker im Kindesalter machen nur einen Unterschied zwischen den Taten, aber nicht zwischen den Tätern; sie beseitigen das Böse aus ihrer Mitte durch Beseitigung seiner Urheber und alles dessen, was mit ihnen zusammenhängt, ohne zwischen vorsätzlicher und unvorsätzlicher, freiwilliger und zwangsmäßiger, bewußter und unbewußter Tat zu unterscheiden. Die Kinder zertrümmern im Zorn das Gerät, an dem sie Schaden gelitten, und die Völker im Urzustand töten selbst das Tier, durch welches dem Menschen „ein Schaden zugestoßen ist". Erst in späterer Zeit und

[1] [Exodus 22, 2.]
[2] [Ibidem.]
[3] [Sprüche 6, 30.]

ganz allmählich dringt die Barmherzigkeit zuerst in den Kopf des Menschen, um seine moralischen Begriffe zu läutern, und dann auch in sein Herz, um seine Empfindungen zu reinigen und zu verfeinern.

Ursprünglich lautet das Gesetz: „Wer Menschenblut vergießt" — ob mit oder ohne Vorsatz — „dessen Blut soll durch einen Menschen vergossen werden."[1] Denn die Tat selbst, das vergossene Blut, fordert Sühne von dem Verbrecher und „kann nicht anders gesühnt werden, als durch das Blut dessen, der es vergossen hat".[2] Im Laufe der Zeit gelangt aber der Mensch zu der Erkenntnis, daß wer eine unvorsätzliche Tötung begeht, kein Todesurteil verdient. Doch auch dann kann er die Gefühle seines wilden Herzens, die die „Blutrache" verlangen, nicht unterdrücken. Auf dieser Stufe schaffen die Völker „Zufluchtsstätten" für die unvorsätzlichen Mörder, „damit nicht der Bluträcher dem Mörder nachsetze, da sein Herz erregt ist".[3] Daß die Handlungen, die ein Mensch in einer Zwangslage begeht, nicht strafbar sind, gilt uns als etwas Selbstverständliches. Doch es gab eine Zeit, in der dieser Grundsatz Beweise und Belege erforderte, um einigermaßen annehmbar zu erscheinen. „Dem Mädchen (das vergewaltigt wurde) darfst du nichts Böses tun ... denn auf dem Felde fand er es. Das verlobte Mädchen erhob wohl ein Geschrei, aber ein Helfer fand sich nicht."[4] Ist es denn die Art der Thora, ihre Vorschriften in dieser Weise zu motivieren? Allein sie wußte, daß sie einen neuen, wichtigen Grundsatz aussprach, der mit den bisherigen Begriffen des Volkes im Widerspruch stand.

* * *

Die Sage erzählt, daß Gott der Gesetzlichkeit die Barmherzigkeit beigesellt, nicht aber die eine durch die andere ersetzt hätte. In der Tat ist die Barmherzigkeit nur wertvoll in Begleitung der Gesetzlichkeit. Wenn jene eine hohe Stufe

[1] [Genesis 9, 6.]
[2] [Numeri 35, 33.]
[3] [Deuteronomium 19, 6.]
[4] [Ibidem 22, 27.]

auf der Leiter der moralischen Entwicklung bildet, so ist diese die sittliche Basis, auf der die ganze Leiter ruht.

Denn zweifellos hätten die Menschen keine Anstrengungen gemacht, an dieser sittlichen Leiter immer höher zu klettern, wäre nicht die Angst vor jenem inneren Wecker, der dem Menschen selbst in der einsamsten Einsamkeit seine Vergehen vorhält, an seinem Herzen rüttelt und ruft: „Auf, in die Höhe! Läutere dich!" — Diese innere Stimme, die wir im biblischen Hebräisch als „Strafe der Nieren" bezeichnen und die die Liebhaber theologischer Redewendungen „die Stimme Gottes im Herzen der Menschen" nennen, ist in der Tat (wie es Adam Smith und andere nach ihm einleuchtend dargetan haben) nichts weiter als der Widerhall der Stimme im Menschen selbst in ihrer Einstellung zu den Vergehen anderer Menschen. Denn von der frühesten Kindheit an hört der Mensch seine Eltern und Lehrer und seine ganze Umgebung ein jedes Vergehen verurteilen, und was er von ihnen hört, das macht er ihnen nach. Die Gewohnheit wird ihm allmählich zur Natur, und wenn er einer derartigen Erscheinung begegnet, verabscheut er sie nicht bloß mit den Lippen, sondern er empfindet tatsächlich in seinem Herzen sittliche Entrüstung oder ein Gefühl des Ekels. Diese Empfindung wiederum, die im Herzen der Menschen die Erscheinung eines Vergehens begleitet, schließt sich (gleich einer jeden andern Empfindung) mit der sie auslösenden Erscheinung immer mehr zusammen, bis sie beide schließlich so verwachsen sind, daß sie sich nicht mehr trennen können; und diese Empfindung begleitet daher die Erscheinung auch dann, wenn der Träger der Erscheinung der Empfindende selbst ist. Während also der Mensch Gewissensbisse spürt, ist er gleichsam in zwei Hälften gespalten, als wären die Gewissensbisse (d. h. die die Erscheinung begleitende Empfindung) ein selbständiges Wesen für sich, das seinen Herrn anschreit: „Du schlechter Kerl, was würdest du wohl sagen, wenn andere vor deinen Augen dergleichen täten?"

Die moralischen Begriffe, die die Atmosphäre der Gesellschaft erfüllen und durch die Erziehung und den Umgang mit

den Nebenmenschen in das Herz des Menschen hineingelangen — diese Begriffe sind also die Hauptquelle jener innern sittlichen Stimme. Solange daher die Gesetzlichkeit bis zu einem gewissen Grade die Atmosphäre erfüllt, gewöhnt sich der Mensch von Jugend auf, das abstrakte Böse an und für sich zu hassen und dessen Urheber um des Bösen willen zu verabscheuen, ohne sich viel um die fernen Ursachen zu kümmern, die ihn dazu gebracht haben. Dadurch lernt er von selbst, auch sich mit demselben Maßstab zu messen wie die anderen. Anders ist es, wenn die Atmosphäre ausschließlich von Barmherzigkeit erfüllt ist, wenn nicht das Böse, sondern der böse Wille die Erscheinung ist, die jene sittliche Empfindung auslöst und infolge der Barmherzigkeit die Freisprechung erfolgt, sobald man in irgendeinem verborgenen Herzenswinkel einen einigermaßen mildernden Umstand findet, — eine solche Atmosphäre ist nicht geeignet, „der Stimme des Menschen in bezug auf die Vergehen anderer" Geltung zu verschaffen, und so verstummt auch das Echo dieser Stimme im Innern des Menschen.

* * *

Und dennoch gibt es in jeder Generation einige Sanftmütige, die auf der sittlichen Leiter so hoch gelangen, daß sie die Stufe der absoluten Barmherzigkeit erklimmen. Diese sind in ihrer Naivität überzeugt, daß wenn alle Menschen auf derselben Stufe stünden, dies irdische Jammertal zu einem Paradiese würde, und so predigen sie ihren Jüngern: „Beurteile einen jeden Menschen mit Milde".[1] Die Jünger aber meinen durchaus richtig, daß sie selbst ebenfalls Menschen sind, und so betätigen sie diesen Grundsatz zuerst an sich selbst. Denn während es in den meisten Fällen sehr schwer ist, für andere mildernde Umstände zu suchen, in ihr Herz zu dringen und dort das psychologische Motiv, das sie zu ihrer Tat getrieben hat, ausfindig zu machen, kostet es den Menschen gar keine Mühe, für sich selbst Milderungsgründe zu finden; denn tatsächlich sind selbst die „freien" Handlungen

[1] [Sprüche der Väter I, 6.]

mit tausend dünnen Fäden, sichtbaren und unsichtbaren, an verschiedene Ursachen, die ihnen im Innersten der Seele vorangingen, geknüpft und gebunden. Und wenn auch der Mensch nicht immer imstande ist, jene Fäden aufzudecken, zu begreifen, wieso das Verbrechen geschah und warum er das Böse gewählt, so fühlt er doch, daß irgendeine geheime Macht auch bei dieser Wahl im Spiele war, daß ihn der „Satan" in diesem Augenblick versuchte — daß also die Schuld nicht an ihm, sondern an jener verborgenen Ursache liegt.

Da aber die „Sanftmütigen" sehen, daß sie nur Schaden angerichtet haben, daß ihre Lehre lediglich zur Selbstrechtfertigung ausreicht, suchen sie den Fehler wieder gut zu machen durch den Zusatz: „Beurteile nicht deinen Nebenmenschen, solange du nicht an seiner Stelle stehst",[1] d. h.: wenn du ihn nicht milde beurteilen kannst, dann beurteile ihn überhaupt nicht, bis du an seiner Stelle stehst; und dann, wenn du dich in derselben Seelenverfassung befindest, wirst du auch seine Seelenverfassung begreifen können, und dann wirst du unschwer auch für ihn mildernde Umstände finden.

Hier also ist die Barmherzigkeit an ihrer äußersten Grenze angelangt: das Urteil ist in suspenso erklärt und ein Generalpardon für alles an alle erteilt. Doch auf welchem Wege gelangte sie zu diesem Stadium? Auf einem Wege, der der natürlichen Entwicklung des sittlichen Gefühls schnurstracks zuwiderläuft. Diese findet den sittlichen Maßstab in der sozialen Atmosphäre vor und legt ihn zunächst an andere und dann an sich selbst an. Jene aber überläßt es dem Menschen, an sich einen selbstgewählten Maßstab anzulegen, sobald er ihn auch an andere anlegen will.

* * *

Diese Lehre wäre also, wenn alle Menschen sich nach ihr richteten, geeignet, die moralische Weltordnung in ein Chaos zurückzuwerfen. Denn ohne Hilfe und Stütze in der Außenwelt würde allmählich das sittliche Gefühl des Menschen auch

[1] [Ibidem II, 4.]

in seiner Innenwelt zugrunde gehen. Doch zum Heile der Menschheit sind die meisten Menschen zu engherzig, um diese Lehre der Sanftmut in sich aufzunehmen, die trotz allen Respekts, dessen sie sich erfreut, doch nur ein Schlagwort der Prediger bleiben wird. Allein die sittliche Weltordnung wird nicht durch Schlagwörter, sondern durch die individuellen und sozialen Lebensinteressen vorwärts gebracht. Die individuellen Interessen freilich raunen uns öfters zu: „Beurteile deinen Nebenmenschen mit Strenge, damit du an seine Stelle gelangst, damit du Ehre aus seiner Schmach und Nutzen aus seinem Schaden ziehst.“ Demgegenüber lehren uns die sozialen Interessen: „In Gerechtigkeit richte deinen Genossen“,[1] — richte wohl, doch in Gerechtigkeit, damit du dich selbst richten lernst, wenn du an seine Stelle gelangst.

Und so gibt es auch in jeder Generation einige Gerechte, die sich zu dieser Mittelstufe — die die „Sanftmütigen“ unbefriedigt läßt — nach einem schweren Kampfe mit ihrer individuellen Interessenwelt durchringen; die durch Gewöhnung dahin gelangen, die Gerechtigkeit auch zu einem individuellen Interesse zu machen. Und diese allein sind die Bannerträger des sittlichen Fortschritts, der einen Ausgleich zwischen den beiden Lebensinteressen, dem individuellen und dem sozialen, anstrebt und beiden die eine Lehre gibt: die Lehre der Gerechtigkeit.

1891.

III.

ZUR GESCHICHTE DES POSITIVEN UND NEGATIVEN

Auch zu jenen Zeiten, da Friede in der Welt herrscht, gibt es keine Eintracht und keinen Frieden unter den Lebewesen. In den Tiefen des Lebens kämpft unter der Maske des Friedens

[1] [Leviticus 19, 15.]

alles, vom Wurme bis zum Menschen, um sein Leben, jagt und drängt einander ohne Unterlaß, und ein jedes sucht sich auf Kosten des andern durchzusetzen. Trotzdem unterscheiden wir zwischen Kriegszeiten und Friedenszeiten und bezeichnen als Krieg nur das offene Ringen zweier Heere, das verhältnismäßig selten vorkommt und dessen Verlauf sowie dessen Ursachen und Folgen wir von Anfang bis zu Ende übersehen können. Aber jene kleinen, ununterbrochenen Kämpfe zwischen den einzelnen Individuen, Kämpfe, von denen wir nur die Tatsache ihres Vorhandenseins, nicht aber die Einzelheiten und Konsequenzen kennen, bezeichnen wir als Frieden, weil sie zu den ständigen Erscheinungen der Weltordnung gehören.

Ebenso gibt es auch in der Welt des Geistes Krieg und Frieden, und auch hier verstehen wir unter Frieden nur die ununterbrochenen kleinen Kämpfe, die dem Auge verborgen bleiben, wie die Kämpfe von Anschauungen gegen Anschauungen, von Bedürfnissen gegen Bedürfnisse, von Sitten gegen Sitten usw. Selbst die geringfügigste Änderung auf irgendeinem Gebiete des Lebens, wie beispielsweise die Veränderung eines Buchstabens in der Orthographie eines Wortes, kann sich lediglich durch Kampf und Sieg vollziehen, nur daß diese unbedeutenden Ereignisse sich im Stillen abspielen und von den Zeitgenossen unbeachtet bleiben. Erst nach einem gewissen Zeitraum, nachdem alle diese Änderungen zu einer beträchtlichen Zahl angewachsen sind, blicken die Gebildeten rückwärts und bemerken zu ihrem Erstaunen, daß alles, von den Anschauungen und Lebensformen bis auf die Sprache und Aussprache, sich gegen früher bedeutend gewandelt hat, ganz wie von selbst, ohne daß man im einzelnen angeben könnte, wie, wann und durch wen es geschah.

Die stetige, allmähliche Entwicklung wird also als Friede bezeichnet. Aber auch in der Welt des Geistes ereignet sich manchmal ein Krieg, ein offenes Ringen zwischen zwei geistigen Heeren, zwischen zwei ausgeprägten Systemen: dem alten und dem neuen System. Die Vorbereitungen zu diesem Kriege werden im Geheimen getroffen, in den Tiefen der stetigen Entwicklung, und erst nachdem alles bereit ist, ge-

langt der Krieg mit furchtbarem Getöse zum Ausbruch und zieht in kurzer Zeit bedeutende Veränderungen nach sich.

Die Beschaffenheit dieser Veränderungen und nicht minder der Verlauf des Krieges überhaupt wird vor allem durch die Beschaffenheit des neuen Systems bedingt, das den ganzen Sturm entfacht hat: ob es nämlich ausschließlich positiv oder ausschließlich negativ, oder ob es positiv und negativ zugleich ist.

* * *

Ein neues positives System tritt in Erscheinung, wenn die stetige Entwicklung während ihres Verlaufes in der Seele der wenigen Auserwählten einen neuen positiven Inhalt erzeugt hat: den Glauben an eine neue Wahrheit oder die Empfindung eines neuen Bedürfnisses — in den meisten Fällen gleichzeitig beides — die vorher der Gesellschaft unbekannt waren. Nach einem bekannten psychologischen Gesetz findet und erweckt dieser Inhalt andere, ihm verwandte Seeleninhalte, die sich nun sämtlich verbinden und gegenseitig stützen, bis sie schließlich zu einem einzigen System verwachsen, in dessen Mittelpunkt jener neue positive Inhalt steht, während sich rings um ihn ein ganzes Bündel von mannigfachen Seeleninhalten gruppiert, wie Glaubensanschauungen, Empfindungen, Neigungen usw., die von ihm abhängig sind und durch ihn ihren Zusammenhang erhalten.

Ein derartiges neues System, obwohl seinem Wesen und Ursprung nach ausschließlich positiv, muß dennoch notwendigerweise eine versteckte Negation in sich bergen und kann nicht umhin, in irgendeinem Punkte mit einem anderen, alten System, das den gleichen Gegenstand betrifft, zu kollidieren und ihm, wenn auch nicht im Mittelpunkt seines Wesens, so doch in irgendeinem Punkte an seiner Peripherie Eintrag zu tun. Zumindest verhindert das neue System seine Anhänger, sich den alten Interessen mit der gleichen Aufmerksamkeit wie früher zu widmen. Die notwendige Folge ist daher, daß die „Neuerer", sobald sie ihr System in die Wirklichkeit umzusetzen beginnen und die Dinge, derer sie bedürfen, durch

die Mittel, an die sie glauben, zu erlangen suchen, durch diese ihre Tätigkeit den Widerspruch der besonders eifrigen Anhänger des alten Systems erregen, obwohl sie in durchaus unschuldiger Absicht an dasselbe gerührt haben. Dieser Widerspruch zieht das Bekanntwerden des neuen Systems nach sich, dem sich nunmehr von allen Seiten jene anschließen, die vermöge ihrer Geistesrichtung hierfür prädisponiert sind. Je mehr aber diese neue Anhängerschaft wächst, um so heftiger wird der Haß der Gegner, und der Widerspruch wächst sich allmählich zu einem schweren Kampfe aus.

Die Anhänger des neuen Systems sind anfangs über den Vorwurf, der ihnen destruktive Tendenzen gegenüber dem Alten zuschreibt, tief empört und legen gegen diese Verleumdung mit ganzem Herzen stürmischen Protest ein. Sie meinen es auch durchaus aufrichtig, denn es ist in der Tat nicht ihre Absicht zu zerstören, sondern aufzubauen. Da sie vollständig vom „positiven Aufbau" in Anspruch genommen sind, haben sie kein Auge für die Negation, die als notwendige Konsequenz folgen muß; und wenn diese von den Gegnern aufgedeckt wird, sind sie bemüht, sie durch künstliche Mittel, die sie aber nicht als künstlich empfinden, nicht nur vor anderen, sondern auch vor sich selbst zu verhüllen. Die Anhänger des alten Systems hingegen, deren Aufmerksamkeit auf dieses konzentriert ist, vermögen aus diesem Grunde mit besonderem Scharfblick die Gefahr, die ihm von dem neuen droht, zu erkennen oder zu ahnen, und sie sind daher bestrebt, die neue Bewegung im Keime zu ersticken. Aber zumeist schlägt ihr Versuch fehl. Das neue System erringt sich allmählich wider ihren Willen den Platz, der ihm im Leben gebührt. Die beiden Systeme stoßen nach und nach jene Eigentümlichkeiten ab, die sich am wenigsten vertragen; sie verteilen untereinander die gesellschaftlichen Faktoren in einer Weise, die nach Möglichkeit beide Teile zufriedenstellt, bis sie sich schließlich sogar verbünden und in Eintracht miteinander wirken, während das Leben der Gesellschaft sich um einen neuen Inhalt bereichert und einen positiven Zuwachs erhalten hat.

In ähnlicher Weise vollzog sich im Mittelalter die Ein-

führung der Philosophie ins Judentum. Zuerst — ein neues positives System in den Seelen einzelner: das Bedürfnis nach Erkenntnis der Naturerscheinungen und des Menschenlebens und der Glaube an ihre Erreichbarkeit vermittels der arabischen Philosophie. Später — die Ausbreitung des Systems, der Kampf der Rabbiner, die in ihm eine Gefahr für einen alten positiven Inhalt, den dogmatischen und zeremoniellen Teil des Judentums, erblickten; die „Entschuldigungsschriften" der Neuerer, die diese Gefahr leugneten, bis schließlich ein Vergleich zustande kam: der Glaube wurde zu einer „geläuterten Religion" und die Philosophie wurde zu einer „Religionsphilosophie".

In ähnlicher Weise entstand und entwickelte sich auch in neuerer Zeit der Chassidismus. Ursprünglich ein neues positives System: das Bedürfnis nach Seelenerhebung und Gemütserregung, und der Glaube an ihre Erreichbarkeit durch einen freudig gestalteten Gottesdienst; später die Ausbreitung des Systems, der Widerstand von seiten der Talmudgelehrten, die Entschuldigungen der Neuerer und das schließliche Resultat: talmudgelehrte Chassidim und chassidische Talmudgelehrte. Ja hätten die ersten Chassidim die Behauptungen der heutigen Geschichtsschreiber des Chassidismus gelesen, die ihnen die Absicht zuschreiben, gegen den Rabbinismus zu protestieren, dann würden sie wahrscheinlich nichts davon verstanden haben, ebensowenig wie sie es verstanden, warum sie eigentlich verfolgt wurden. Denn es kam ihnen in der Tat durchaus nicht zum Bewußtsein, daß in ihren Lehren und Handlungen irgend etwas enthalten sein könnte, was irgendwie einer geheiligten und altehrwürdigen Satzung des Judentums widerspräche. Im Gegenteil, sie waren es, die — ungleich den Anhängern Luthers, die sich selbst so nannten — ihre Gegner als Protestanten (Misnagdim) bezeichneten.

In derselben Weise aber, in der die stetige Entwicklung neue positive Inhalte erzeugt, pflegt sie auch in den Gemütern einzelner alte positive Inhalte zu vernichten, indem sie in ihnen die Macht verschiedener Bedürfnisse und Glaubensanschauungen, auf welchen das Gesellschaftsleben

sich aufbaut, abzuschwächen sucht. Diese einzelnen finden dann auf irgendeinem Gebiete des Lebens, ein jeder in derjenigen Sphäre, die ihm besonders naheliegt, verschiedene überflüssige Dinge, deren Vernichtung nach ihrer Meinung einen Fortschritt für die Welt bedeutet. Diese Negationen nun finden sich gleichfalls zusammen, erwecken und unterstützen sich gegenseitig, wirken aufeinander ein und schließen sich zuletzt ebenfalls zu einem vollständigen System zusammen, das sich rings um eine fundamentale und allgemeine Negation konzentriert. Um das Banner dieser Negation scharen sich sodann jene einzelnen, die Anhänger der partiellen Negationen; und sie, die bisher getrennt waren und nur in Einzelheiten übereinstimmten (oder auch auseinandergingen), ohne sich ihrer inneren Zusammengehörigkeit bewußt zu sein, bilden nunmehr ein geschlossenes Heer, das dem alten positiven System den Krieg erklärt, einen Krieg ausschließlich im Namen der Negation und der Vernichtung.

Die Folge eines derartigen Krieges ist aber zumeist weder der vollständige Sieg der einen Partei, noch Friede und Annäherung zwischen beiden Parteien, sondern ein endgültiges Auseinandergehen für immer. Müde und zerschlagen von den Strapazen des Krieges, ziehen sich beide vom Schlachtfeld zurück und geben den Kampf auf. Die Anhänger des positiven Systems nehmen ihre ehemalige Lebensführung nach ihren alten Grundsätzen wieder auf, während die Anhänger des negativen Systems sich von ihnen trennen und sich zu einer gesonderten Sekte zusammenschließen, die sich gemäß ihren Grundsätzen eine neue Lebensweise schafft. Die Entstehung einer derartigen Sekte ist aber unter allen Umständen ein Rückschritt, nie ein Fortschritt. Denn sie löscht Dinge von der Tafel des Herzens, die vorher darin enthalten waren, ersetzt sie aber nicht durch neue, sondern bemüht sich bloß, den geschriebenen Rest so zu vergrößern und auszudehnen, daß er auch die verlöschte Stelle ausfüllt. Mit anderen Worten, sie macht irgendeinen alten positiven Inhalt zu ihrem Konzentrationspunkt und sucht alle diejenigen geistigen Interessen zu ihm in Beziehung zu setzen, die bis jetzt an den nun vernich-

teten positiven Inhalt geknüpft gewesen waren und nunmehr ihren Träger verloren haben. Dieses Hilfsmittel genügt ihr, solange sie durch den Kampf gegen die Feinde in Anspruch genommen ist. Denn solange die Negation alle Kräfte aufwenden muß, um sich den Weg zu bahnen, wird sie zu einer Quelle von Energie und Lebenswärme, die auch dem positiven Inhalt, dem geschriebenen Rest, zugute kommt. Sobald aber der Kampf nach außen beendet ist und die Negation ihr wahres Wesen, ihre gänzliche Inhaltslosigkeit verrät, verfällt auch ihr inneres Leben dem Stillstand. Der geschriebene Rest schrumpft auf sein ursprüngliches Maß zusammen, und der unausgefüllte Raum im Herzen vertrocknet und verkümmert.

Die Sekte der Karäer ist ein genaues Abbild einer derartigen ausschließlich negativen Bewegung. Bereits vor Anan, dem offiziellen Begründer des Karäertums, gab es „Anhänger partieller Negationen", die in den Haarspaltereien der babylonischen Hochschulen und in den von ihnen täglich neu ausgeheckten halachischen Bestimmungen keine Befriedigung fanden. Solange sich jedoch diese partiellen Negationen zu keinem vollständigen System mit einer fundamentalen Negation im Mittelpunkt zusammenschlossen, bildeten sie keine besondere Sekte. Als aber Anan auftrat und alle diese Negationen auf die eine zurückführte: auf die Vernichtung des Glaubens an die mündliche Lehre und die Leugnung des Bedürfnisses nach derselben, scharten sich sofort viele um diese Fahne und bildeten ein geschlossenes Heer, eine negative Sekte. Diese Sekte war am Anfang, solange sie verfolgte und verfolgt wurde, voller Leben und Tatendrang, voll von glühendem Haß gegen den Talmud und unbegrenzter Liebe zu dem „geschriebenen Rest", zu der Bibel. Als sie sich aber gänzlich von der Masse des jüdischen Volkes separiert hatte und in der Verneinung weder für ihren Haß noch für ihre Liebe genügend Nahrung fand, verlor sie ihre Bewegungsfähigkeit und verfiel in einen gänzlichen Stillstand bis auf den heutigen Tag.

* * *

Allein eine ausschließlich negative Bewegung wie die karäische kommt in Wirklichkeit nur selten vor. Die meisten Menschen sind nicht imstande, einen geistigen Inhalt, der in ihrer Seele Wurzel gefaßt hat, aus ihrem Herzen zu reißen, auch wenn er längst vertrocknet ist. Denn wenn auch dieser Inhalt ihnen an und für sich gleichgültig ist, so sind ihnen doch die geistigen Elemente teuer, die mit ihm verwachsen sind, sei es nun, daß sie von ihm geschaffen wurden oder sich erst später mit ihm verbanden. Sie empfinden im voraus die Leere, die nach dem Verschwinden dieses Inhalts in ihren Herzen entstehen wird, und schrecken daher vor einem derartigen Schritt zurück. Diese Gemäßigten unter den Anhängern des Negativen bleiben daher so lange unentschlossen, bis sich ihnen ein neuer positiver Inhalt bietet, der geeignet ist, die befürchtete Leere auszufüllen und einen neuen Mittelpunkt zu bilden für alle jene Empfindungen, Neigungen usw., die früher an den alten positiven Inhalt geknüpft waren, dessen Vernichtung sie erstreben. Sobald nun ein derartiger positiver Inhalt in Erscheinung tritt und seine ersten Anhänger den Anhängern des Alten, die die geheime Negation im Neuen entdecken, zum Gegenstand des Hasses und der Verfolgung werden, bekommen die Anhänger der offenen Negation frischen Lebensmut und empfinden freudige Genugtuung darüber, daß sie nunmehr einen festen Rückhalt gewonnen haben. Sie treten daher aus ihrem Versteck hervor und schließen sich hilfebringend den Verfolgten an, indem sie den neuen positiven Inhalt samt all seinen Ingredienzien mit überschwenglicher Liebe und Begeisterung, aber ohne Kritik und Überlegung annehmen, da ihnen in erster Reihe nicht an diesem Inhalt selbst, sondern an der durch ihn gegebenen Möglichkeit der Negation gelegen ist. Während sie daher das Alte immer kritischer analysieren und selbst seine allergeringsten Gebrechen und Mängel aufspüren, bemühen sie sich in demselben Maße, sich über die vorhandenen Fehler in dem Neuen hinwegzutäuschen und sind in seinem Lobe weit maßloser als seine eigenen ersten Anhänger. Denn diesen war das Neue nur ein Teil, eine Vermehrung des Alten, während jene

nichts anderes haben und daher in ihm notwendig ein Ganzes sehen müssen. — Die ursprünglichen Anhänger des Neuen allerdings protestieren zunächst gegen dieses Bündnis, das ihnen die Anhänger des Negativen wider ihren Willen aufgezwungen haben. Allein die Verfolgung seitens der Anhänger des Alten, die sie beide gleichmäßig trifft und zum Zusammenhalten in Reih und Glied zwingt, gewöhnt sie allmählich an diese Bundesgenossenschaft, so daß sie zuletzt tatsächlich einen geschlossenen Bund mit einem geschlossenen System bilden, das sich gleichmäßig aus positiven und negativen Elementen zusammensetzt, nur daß die einen das Positive wegen des Negativen, die anderen das Negative wegen des Positiven akzeptieren.

Dieser Kampf zieht sich durch viele Jahre, manchmal sogar durch viele Generationen hindurch. Meistens neigt sich anfangs der Sieg auf die Seite des Neuen. Denn einerseits läßt sich der Geist des Negativen, nachdem er einmal geweckt ist, nur schwer zurückdrängen. Andererseits übertrifft auch die Macht des neuen positiven Inhalts die des alten, da er eine Frucht der Gegenwart ist und daher sich dieser besser anpaßt als das Alte, das einer vergangenen Generation angehört. Aber mit dem Moment, in dem die Anhänger des Neuen ihres endgültigen Sieges sicher sind und daher aufhören, all ihre Kräfte im Kampfe gegen das Alte zu konzentrieren, beginnen viele von ihnen, auch das Neue mit demselben kritischen Blick zu mustern, den sie bis jetzt nur für das Alte übrig hatten. Es ist nur natürlich, daß sie nunmehr auch in dem Neuen mancherlei minderwertige Elemente entdecken, deren Beseitigung wünschenswert erscheint. Ja allmählich werden auch unter den bereits beseitigten Elementen des Alten viele entdeckt, die durchaus gesund und lebenskräftig waren, aber von der Negation in ihrer gedankenlosen Bekämpfung des Alten ohne jegliches Bedürfnis beseitigt wurden. So kommen sie nach und nach zur Überzeugung, daß diese Ablösung des Alten durch das Neue noch lange keine Erlösung ist, daß in mancher Hinsicht ihre Lichtseiten durch die Schattenseiten aufgewogen werden und daß die Herzen vom Alten entblößt

worden sind, ohne in erforderlichem Maße vom Neuen ausgefüllt werden zu können.

In einer derartigen Lage pflegt die Anhängerschaft des Neuen in eine überreiche Zahl der verschiedenartigsten Sekten und Parteien zu zerfallen. Diejenigen, die in ihrem Innern eine Leere empfinden, sehnen sich nach einem Ideal, suchen nach einem Mittel, um ihr Leben auszufüllen, und indem sie fieberhaft hin- und herstreifen, entfernen sie sich entweder zu weit nach vorwärts oder wenden sich gar nach rückwärts. Aber in beiden Fällen können sie die ersehnte Herzensruhe nicht finden; denn künstliche Ideale können auf die Dauer die natürliche Leere nicht ausfüllen. Viele verzweifeln auch zuletzt, gewöhnen sich allmählich an diese Leere und geben jedes Suchen nach Abhilfe auf.

Sobald nun die Anhänger des Alten die im Lager des Neuen herrschende Ratlosigkeit bemerken, gewinnen sie frischen Mut und ihr Herz wird wieder von der bereits aufgegebenen Hoffnung belebt, daß binnen kurzem die Welt sich nach rückwärts drehen und zu demselben Punkte zurückkehren wird, auf dem sie einst in der guten alten Zeit gestanden hatte. Doch gewöhnlich sind sie im Irrtum. In den meisten Fällen wird die Gesellschaft durch derartige Schwankungen zwischen vorwärts und rückwärts weder nach vorwärts noch nach rückwärts gebracht. Sie sind vielmehr nur ein Beweis dafür, daß sie eines dritten, gemäßigten Systems bedarf, welches — zwischen dem Alten und dem Neuen in der Mitte stehend — die untauglichen Elemente beseitigt und die tauglichen, aber unüberlegt beseitigten Elemente wieder aufnimmt; und indem es beide, entsprechend dem Zeitgeiste, in eine einheitliche neue Form kleidet, stellt es dadurch das Gleichgewicht her zwischen den geistigen Elementen, die noch das Erbe des Alten darstellen und denen, die von dem Neuen geschaffen, aber bereits zum unentreißbaren Besitztum der Gemüter geworden sind. Ein derartiges System ergibt sich im Laufe der Zeit von selbst, als Folge jener Schwankungen nach verschiedenen Seiten. Doch kann sein Entstehen verlangsamt oder be-

schleunigt werden, je nach der Verkettung der Ursachen und Lebensereignisse.

Eine komplizierte Bewegung der genannten Art entstand auch in unserem Volke bereits vor mehr als einem Jahrhundert, und sie ist auch jetzt noch nicht zu Ende. Aber aus ihrem Verlaufe in den letzten Jahren darf man den Schluß ziehen, daß sie von dem richtigen Wege nicht mehr fern ist.

Noch vor der modernen Aufklärungsbewegung unter Mendelssohn gab es unter unseren Stammesgenossen im Westen „gemäßigte Anhänger der Negation", die sich aber nicht separierten, weil sie nichts hatten, um ihre Leere auszufüllen. Als jedoch im Herzen einzelner Auserwählter ein neuer positiver Inhalt emporgewachsen war: das Bedürfnis nach bürgerlicher Gleichberechtigung und der Glaube an ihre Erreichbarkeit durch Aneignung der europäischen Kultur, da schlossen sich sofort die Anhänger des Negativen den Vertretern des neuen Positiven an — die am Anfang vielleicht in der Tat bloß Anhänger des „Wahren, Guten und Schönen" gewesen waren und nicht ahnen konnten, daß man einst die Negation auf ihr Konto setzen und sie von der deutschen Bibelübersetzung datieren würde — und sie bildeten zusammen einen Bund, der ohne Erbarmen mit einem Freuden- und Siegesgeschrei die Bollwerke der jüdischen Nation zerstörte. Als dieser Bund jedoch gesiegt hatte oder gesiegt zu haben glaubte, da stellten sich auch ihm Kritiker entgegen, die an seinem positiven Ideal, aber noch mehr an seiner Negation Mängel entdeckten. Denn die Zerstörung hatte sich nicht bloß auf die veralteten Glaubensanschauungen und Zeremonien beschränkt, sondern sie hatte sogar den Daseinskern des Volkes und seine Einheit angegriffen. Die Kritiker begannen daher im Innern eine Leere zu empfinden und suchten nach Mitteln, sie auszufüllen. Sie glaubten sie auch zu finden: die einen in den prunkvollen Tempeln mit ihren nichtssagenden Predigten, die anderen, und zwar die Besseren von ihnen, in jener neuen Kreatur, die sie ins Leben riefen und entsprechend ihrer großen Bestimmung mit einem großen Namen schmückten: in der Wissenschaft des Judentums.

In den Werken, die dieser Wissenschaft gewidmet sind, stoßen wir häufig auf eine sehr eigentümliche Erscheinung. Die Einleitung ist voll von gedankenreichen und tiefempfundenen Betrachtungen über das jüdische Volk und seine Literatur, während das Werk selbst — die Wissenschaft, der zu Ehren die Einleitung geschrieben wurde — lediglich aus kleinlichen Detailuntersuchungen über allerlei Kommentatoren, Punktatoren und alte Liturgien besteht, deren Nichtexistenz die Weltgeschichte nicht im geringsten vermissen würde. Hier zeigt sich ganz kraß, wie tief die Sehnsucht dieser Gelehrten nach irgendeinem positiven nationalen Inhalt war, der ihre Liebe zum jüdischen Volke legalisieren und ihnen die Möglichkeit gewähren würde, sich seinen geistigen Aufgaben zu widmen. Aber sie fanden zu ihrem Unglück keinen, und so mußten sie sich an Grabsteinen und Liturgien genügen lassen. Andere, die ihn ebenfalls suchten und nicht fanden, wandten sich nach „rückwärts", ins Lager des Alten. Wieder andere blieben bei ihrer Leere oder fielen unwiederbringlich ab.

Diese Bewegungen wiederholten sich später mit geringen Änderungen auch in den Ländern des Ostens. Aber was die Gelehrten dort suchten und nicht fanden, schufen hier die Ereignisse von selbst: ein „gemäßigtes System", das zwischen dem Alten und dem Neuen das Gleichgewicht herzustellen vermag, „indem es beide in eine einheitliche neue Form kleidet". Wir betrachten diese einfache, natürliche „Form", die ohne jede Klügelei jedem verständlich ist, und wundern uns nur, daß sie so lange hat ausbleiben können.

Haben wir es nötig, sie beim Namen zu nennen oder mit dem Finger gen Osten zu zeigen, nach dem Lande unserer Väter?

1891.

IV.

VERFRÜHTE UND VERALTETE GEDANKEN

Die Juristen wissen — und der Jude weiß es am besten — daß die gesetzlichen Vorschriften und Bestimmungen eines Volkes nicht alle in gleichem Maße aufrechterhalten und ausgeführt werden; daß es vielmehr an jedem Orte und zu jeder Zeit alte wie auch neue Gesetze gibt, die zwar nach dem geschriebenen Kodex in voller Rechtskraft bestehen, die aber trotzdem von den exekutiven Gewalten nicht beachtet werden und überhaupt nicht oder nur in ungenügendem Maße zur Ausführung gelangen.

Bei genauerem Eindringen in den Geist und in die Eigenart dieser Gesetze wird sich jedoch stets die Tatsache herausstellen, daß ihr Geist dem allgemeinen Geist, der in jener Epoche das soziale Leben beherrscht, entgegengesetzt ist. Sind sie neu, dann sind sie zu früh gekommen, und der Geist ihrer Urheber ist früher als der Gesamtgeist der übrigen Gesellschaft zur Reife gelangt. Sind sie alt — dann kommen sie zu spät, nachdem der Gesamtgeist den Sondergeist ihrer Urheber hinter sich gelassen hat. Doch wie dem auch sei, da sie einmal mit dem herrschenden Geist des Gesellschaftslebens jener Epoche nicht im Einklang stehen, werden sie zwar gleich den übrigen Gesetzen in hohen Ehren gehalten, aber irgendwelche positive Einwirkung auf das Leben bleibt ihnen versagt.

Trotzdem tun die fortschrittlichen Gesetzgeber recht daran, daß sie die schriftliche Fixierung selbst derjenigen Gesetze, für die die Wirklichkeit noch nicht reif ist, zu beschleunigen suchen; und ebenso recht handeln auch die konservativen Gesetzgeber, wenn sie die Streichung von Gesetzen, die für die Wirklichkeit veraltet sind, hintanzuhalten suchen. Beide wissen, daß sie dadurch, ein jeder von seinem Standpunkte aus, großen Nutzen stiften. Denn beide sind sich darüber klar, daß sich der Geist des sozialen Lebens

im Zickzack bewegt, bald nach vorwärts, bald nach rückwärts, und daß er in diesen seinen Bewegungen in naher oder ferner Zukunft möglicherweise an den Punkt gelangen wird, auf dem jene Gesetze stehen. Wenn der Geist sie aber fix und fertig vorfindet, dann schlüpft er schleunigst in sie hinein, wie die Seele in den Körper: er wird ihnen zum Lebensprinzip, das ihnen Leben und Wirkungskraft verleiht, während er von ihnen eine greifbare, feste Form erhält, an der er einen Rückhalt hat. Denn wenn er keine körperliche Hülle zur sofortigen Einkleidung vorfindet und körperlos umherspuken muß, bis er sich selbst eine leibliche Form aus dem Nichts geschaffen hat, — dann liegt die Gefahr nahe, daß bevor es ihm gelingt, auf jenem Punkte Fuß zu fassen, das Rad der Entwicklung bereits weitergerollt und der günstige Moment verpaßt ist.

* * *

Die geschilderte Erscheinung können wir nicht nur bei Gesetzesvorschriften und Bestimmungen im äußeren Leben, sondern auch bei Gedanken und Urteilen im Inneren beobachten. Es gibt keine Zeit, in der nicht einige Anschauungen und religiöse Vorstellungen vorhanden wären, die in gar keinem Verhältnis und Zusammenhang mit der herrschenden Lebensordnung jener Epoche stehen. Sie halten sich vielmehr in einer kleinen, abgelegenen Ecke isoliert und bleiben ohne größere oder geringere Einwirkung auf den Verlauf des praktischen Lebens. Diese Gedanken sind zumeist „veraltet", das Erbstück vergangener Generationen, die ursprünglich zwar in den Begriffen und Lebensinteressen jener Zeit begründet waren, denen aber durch die allmähliche Umwandlung des Zeitgeistes die Grundlage entzogen wurde, so daß sie gleichsam in der Luft schweben; und wenn sie auch noch einige Lebenszeichen von sich geben, so ist doch ihre Existenz kein wirkliches Leben, kein Leben der Bewegung und Betätigung, sondern das tatenlose Leben gebrechlicher, abgelebter Greise. Solche tatenlose Greise konnten die Gelehrten (Tylor und viele nach ihm) auf allen Gebieten des Lebens nachweisen, —

Greise, die manchmal dennoch von erstaunlicher Zähigkeit waren.

So verhält es sich mit den „veralteten" Gedanken. Doch gibt es auch „verfrühte" Gedanken, unreife, halbwüchsige Burschen, die im Herzen einiger weniger weit über die Masse hinausragender Idealisten geboren wurden, denen es durch günstige Zufälle und Umstände gelungen ist, sie bekannt und populär zu machen noch vor ihrer Reifezeit, noch bevor die lebende Generation sie aufnehmen und verdauen konnte. Doch da sie für die Volksmasse nichts als angelernte Redensarten sind und dem Zuge des allgemeinen Zeitgeistes widersprechen, so bleiben sie außerhalb des Umkreises der realen Lebenskräfte und gleichen in dieser Beziehung kleinen Kindern, die die Erwachsenen verhätscheln, sich an ihrem Geplapper und Getue ergötzen, hier und da auch mit ihnen spielen, aber sie niemals um Rat fragen.

Aber solange in ihnen noch ein Fünkchen Leben glimmt, ist ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht erloschen. Die „verfrühten" Gedanken haben die Aussicht, daß der Zeitgeist sie erreichen wird, indem er nach vorwärts strebt; und die „veralteten", daß er sie einholen wird, wenn er sich nach rückwärts wendet. Darum tun auch hier die Führer des Volkes recht daran, daß sie danach streben, ihre neuen Ansichten zu verbreiten oder ihre alten, liebgewordenen Ansichten zu erhalten, ohne danach zu fragen, ob das Geschlecht zu ihrer Aufnahme befähigt ist, ob es sie um ihrer selbst willen oder nur wegen eines Nebenzweckes aufnimmt, ob es auch sein Leben und Wirken nach ihnen einrichten kann. Diese Männer wissen, daß der lebende Zwerg besser daran ist, als der tote Riese, daß alles, was im menschlichen Herzen, wenn auch in verstümmelter und entarteter Form, lebt — selbst wenn es ein leeres, tatenloses Leben in einem engen, dunkeln Herzenskämmerchen führt — noch immer die Hoffnung hat, seine eigene Gestalt zu erlangen, seine Wünsche zu befriedigen und das treibende Element in allem Tun und Denken zu werden, wenn seine Zeit gekommen ist.

* * *

Als Beispiel eines verfrühten Gedankens mag der Gedanke des Monotheismus während der Richter- und Königszeit bis auf das babylonische Exil herab dienen.

Durch einleuchtende Argumente haben David Hume und seine Schüler bewiesen, daß nicht das Staunen über die Herrlichkeit der Natur und die Erhabenheit ihrer Erscheinungen, sondern die Angst und der Schrecken vor den plötzlich hereinbrechenden Unfällen und Katastrophen den Menschen zuerst zur Annahme eines göttlichen Wesens führte. Der Urmensch, der ruhelos umherirrte, um Nahrung zu suchen, der ohne Schutz vor dem Regen, ohne Hülle vor der Kälte von elementaren Katastrophen und reißenden Tieren unaufhörlich verfolgt wurde, war wenig disponiert, sich in die Betrachtung der Naturgesetze zu versenken, die Erhabenheit des Weltgebäudes anzustaunen und für dasselbe einen Weltenbaumeister zu postulieren. Alle seine Sinne, Empfindungen und Gedanken waren auf einen Wunsch konzentriert: auf den Wunsch nach Selbsterhaltung; und von diesem Zentralpunkte aus sah er nur zwei Dinge: das Gute und das Böse, das seiner Erhaltung Nützliche und das derselben Schädliche. Aus dem Guten suchte er möglichst viele Vorteile herauszuschlagen, ohne sich über dessen Ursprung den Kopf zu zerbrechen. Doch das Böse, das häufiger und greifbarer zum Vorschein kommt, — wohin vor diesem sich flüchten? — Diese Frage, die ihn unausgesetzt beunruhigte, war es auch, die in ihm zuerst, fast unbewußt, den großen Gedanken erzeugte, daß die Naturerscheinungen ihre Herren haben; Herren, die man durch Bitten versöhnen und durch Geschenke freundlich stimmen kann, damit sie das Böse hintanhalten, und — so erweiterte sich der Gedanke allmählich von selbst — das Gute in reichem Maße spenden. So erhielten alle Erscheinungen und Objekte der Natur, die mehr oder minder das menschliche Leben und Wohlergehen berühren, für ihn göttliche Bedeutung und die Erde bekam so viele Götter, als es gute und böse Naturvorgänge gab.

Doch nicht nur von den blinden Naturkräften, sondern auch von seinen Nebenmenschen drohten dem Urmenschen große

und schwere Gefahren. Staaten und Gemeinwesen existierten noch nicht und ebensowenig gab es eine feste Gesellschaftsordnung und Gesetzgebung. Die Menschheit zerfiel in gänzlich voneinander getrennte Familien, zwischen denen ein endloser Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod, wütete. Die Gefahren, die dem Menschen von seinen Nebenmenschen drohten, flößten ihm manchmal noch mehr Angst und Schrecken ein, als die Gefahren der Natur. So wandte er sich auch hier hilfesuchend an die Götter; doch nicht an die Götter der Natur, die ihm und seinen Feinden gemeinsam waren, sondern eine jede Familie suchte Zuflucht bei einem speziellen Familiengott, für den nichts in der Welt existierte als diese Familie und dessen ausschließliche Aufgabe in deren Schutze bestand. Als sich daher später im Laufe der Entwicklung diese Familien zu ganzen Völkern mit einem festen Gemeinwesen auswuchsen und der Kampf zwischen den Menschen einen allgemeineren Rahmen erhielt; als bereits der einzelne samt seiner Familie innerhalb seines Volkes sich persönlicher Sicherheit erfreuen durfte und anstatt der Familien die Völker einen erbarmungslosen Kampf auf Tod und Leben begannen, — da traten zwar die Familiengötter zurück oder sanken zu Haus-Penaten herab, aber an ihre Stelle kamen nunmehr die Nationalgötter, ein Spezialgott für jede Nation, der ihr in Friedenszeiten Schutz gewährte und in Kriegszeiten an ihren Feinden Rache übte.

Dieser zwiefache Polytheismus, der Natur sowohl wie der Nation, ist nicht auf einen logischen Fehler zurückzuführen, sondern wurzelt tief in den Seelenbedürfnissen und Lebensbedingungen der primitiven Menschheit. Da nun diese Bedürfnisse und Lebensbedingungen sich damals in den einzelnen Ländern nur unbedeutend voneinander unterschieden, ist es auch nicht verwunderlich, daß wir bei allen alten Völkern, wenn auch unter verschiedenem Namen und in verschiedener äußeren Ausgestaltung, denselben Glauben wiederfinden: den Glauben an Naturgötter, die dem Individuum gegen die Natur beistehen, und den Glauben an Nationalgötter, die ihrer Nation im Kampfe gegen die anderen Nationen

beistehen; nur daß bei der einen Nation mehr der Glaube an die Naturgötter, bei der andern mehr der Glaube an ihren Nationalgott in den Vordergrund rückt, entsprechend der Veranlagung des Volkes und seinen Erlebnissen in der Vergangenheit, seinem Verhältnis zur Natur und seiner Stellung unter den Nationen.

Daher kam es, daß der abstrakte Begriff des Monotheismus, als er im alten Israel entstanden und bekannt geworden war, lediglich ein „verfrühter Gedanke" blieb. Nur einige wenige Auserwählte drangen zu seiner Erkenntnis durch, zu jener echten, lebendigen Erkenntnis, die vom Herzen empfunden wird und dem Willen als Richtschnur dient. Doch die große Volksmasse, die den Gedanken unzählige Male aus dem Munde der Propheten vernahm und sich auch einbildete, ihn aufgenommen zu haben, hatte doch nur eine rein äußerliche Kenntnis davon und ihr Glaube war ganz isoliert, außerhalb jedes Zusammenhanges mit dem Leben und ohne jeden Einfluß auf die praktische Betätigung. Vergeblich war das Streben der Propheten, diesem Glauben einen Lebensodem einzuhauchen; er stand der damaligen Gedanken- und Gefühlswelt so fern, daß er unmöglich im Herzen des Volkes Wurzel schlagen und irgendeinen Anknüpfungspunkt an das praktische Leben finden konnte.

Der Verfasser des Buches der Richter beklagt sich häufig über die Leichtfertigkeit unserer Ahnen, die in der Not zwar sich an den Ewigen, den Gott ihrer Väter, wandten, aber sobald er ihnen vor ihren Feinden Rettung gewährt hatte, regelmäßig wiederum in den Dienst der andern Götter zurückfielen „und nicht mehr des Ewigen, ihres Gottes, gedachten, der sie aus der Hand all ihrer Feinde ringsum gerettet".[1] — Doch in Wirklichkeit waren unsere Ahnen nicht in solchem Maße leichtfertig, ihren Glauben gleich einem Kleid zu wechseln und von der einen Religion sich der entgegengesetzten zuzuwenden. Sie hielten vielmehr an einem und demselben Glauben fest, an dem uralten Glauben des zwiefachen Polytheismus. Als sie sich daher in nationaler Not befanden und von den anderen Völkern bekriegt und bedrückt wurden, „schrien die

[1] [Richter S. 34.]

Kinder Israels zu dem Ewigen, ihrem Gotte"; nicht etwa, daß sie im Sinne der Propheten Reue empfanden und sich vornahmen, von nun an ausschließlich am absoluten Monotheismus festzuhalten, sondern sie wandten sich an den Gott ihrer Väter, an ihren speziellen Nationalgott, der die Aufgabe hatte, ihre Feinde zu bekämpfen. Wenn daher die äußere Gefahr vorüber und die nationalen Sorgen durch die persönlichen Sorgen des Menschen und seiner Familie zurückgedrängt waren, kehrte auch der Mensch zur Anbetung seiner Alltagsgötter, der Naturgötter, zurück.

Erst nach der Zerstörung des Tempels, als der Gesamtgeist des Volkes im Exil eine tiefgreifende Umwandlung erfahren und die nötige Empfänglichkeit für den monotheistischen Gedanken gewonnen hatte, — erst jetzt war es den Propheten jener Epoche möglich, ohne Mühe und in kurzer Zeit den vulgären Glauben auszurotten und dem monotheistischen Gedanken zur ausschließlichen Alleinherrschaft im gesamten Leben und Treiben des Volkes zu verhelfen. Nicht etwa, weil das Volk plötzlich „die Augen in die Höhe erhob und erkannte, wer dies alles geschaffen",[1] sondern weil das nationale Unglück in solchem Maße sein Nationalgefühl steigerte, daß die individuellen Sorgen vor der großen nationalen Sorge in den Hintergrund traten, und indem es alle seine Gedanken und Gefühle auf diese eine Sorge konzentrierte, mußte es sich mit aller Kraft an die einzige übrig gebliebene Hoffnung klammern: an den Glauben an seinen Nationalgott und an dessen Allmacht, die seinem Volke nicht nur in seinem eigenen Lande, sondern auch in den Ländern der Fremde Hilfe und Rettung zu bringen vermag. Doch diese Hoffnung konnte nur dann Fuß fassen, wenn der Triumph des babylonischen Königs nicht zugleich der Triumph der babylonischen Götter war, sondern wenn es der Gott Israels war, der — zugleich der Gott des Universums — alle Länder seiner Macht übergeben hat und sie auch seiner Macht entreißen wird; denn ihm allein gehört die Erde. „Ich habe die Erde geschaffen und ich gebe sie demjenigen, der mir gefällt."[2] — So verstand und empfand da-

[1] [Jesaia 40, 26.] [2] [Jeremia 27, 5.]

mals das Volk diese große Lehre, die es bis dahin nur äußerlich gekannt und bloß im Munde geführt hatte. Die Saat, die die Propheten einst auf felsigen Boden gestreut, brachte jetzt Früchte zur Zeit der Reife, und die Stimme des großen Propheten des babylonischen Exils, der im Namen Gottes ausrief: „Wem wollt ihr mich vergleichen und gegenüberstellen? ... Ich allein bin Gott, keine Götter außer mir!“[1] — mußte, da sie sich mit der nationalen Sehnsucht und Hoffnung im Einklang befand, in die tiefsten Tiefen der Volksseele dringen und in allen Herzensneigungen und Lebensgewohnheiten des Volkes von alters her eine radikale Umwälzung hervorrufen.

* * *

Das Beispiel eines veralteten Gedankens finden wir viele Jahrhunderte später in derselben nationalen Hoffnung wieder — in der Zionsidee.

„Durch Nebenzweck zum Selbstzweck“ — ist eine alltägliche Erscheinung im Leben. Ursprünglich strebt der Mensch nach einer Sache nicht ihrer selbst wegen, sondern weil sie zu einem ihm liebgewordenen Zwecke führt. Durch die fortwährende Hingabe an diese Sache, und sei es auch um eines anderen Zweckes willen, wird sie ihm allmählich an und für sich lieb, und dieses Gefühl wird in ihm manchmal so stark, daß er ihm sogar den ursprünglichen Zweck, dem dieses Gefühl seine Entstehung verdankt, unbedenklich zum Opfer bringt. So liebt der Geizhals das Geld zunächst wegen der Genüsse, die es ihm verschafft, doch allmählich vergißt er den ursprünglichen Zweck und gewinnt das Geld so lieb, daß er es nicht einmal für seinen Genuß verwenden mag.

Auch die große religiöse Idee, die nach der Zerstörung des ersten Tempels lediglich als Basis und Stütze der nationalen Hoffnung im jüdischen Volke zu neuem Leben wiedererstanden war, entfaltete und befestigte sich während der Periode des zweiten Tempels so sehr, daß sie das ganze Herz des Volkes ausfüllte und alle sonstigen Interessen, ja sogar den nationalen

[1] [Jesaia 46, 5, 9.]

Gedanken selbst, aus dem sie früher Kraft und Leben sog, in den Hintergrund drängte. Alle übrigen Bedürfnisse traten vor den religiösen zurück, und das Volk hatte fast gar keinen anderen Wunsch mehr, als ruhig und ungestört sich dem Dienste seines Gottes zu widmen. Wurde ihm dieser Wunsch gewährt, dann war es mit seinem Lose zufrieden und trug das fremde Joch schweigend und geduldig. Wurde er ihm versagt, dann stürzte es sich mit Löwenmut in den Kampf und kannte keine Ruhe und keine Rast, bis es wieder frei war und ungehindert der Anbetung seines himmlischen Vaters leben konnte, dem es jetzt mit grenzenloser Liebe zugetan war: nicht mehr, wie früher, um einen nationalen Lohn zu erhalten, sondern ganz uneigennützig, selbst um den Preis des Lebens.

Als daher der zweite Tempel zerstört worden war, galt der tiefste Schmerz des Volkes nicht der Zerstörung des Landes, der Zerstörung des nationalen Lebens, sondern der Zerstörung des Tempels, dem Untergang des religiösen Mittelpunktes und dem Verlust der Möglichkeit, Gott in seinem Heiligtum anzubeten und die Brandopfer und Ganzopfer nach vorgeschriebener Weise darzubringen. Dieser Verlust mußte nunmehr durch verschiedene geistige Mittel wettgemacht werden. Die Opfer wurden durch die Gebete, der Tempel durch die Synagogen, das irdische Jerusalem durch das himmlische[1] ersetzt, und alles überragend, trat das Thorastudium in den Vordergrund. Ausgerüstet mit diesen neuen Waffen, trat das Volk seine langwierige, mühselige Wanderung von Nation zu Nation an, und während der ganzen Zeit seines Exils betete es und studierte seine Thora mit unermüdlichem Eifer. Doch weder beim Thorastudium noch beim Gebet ließ es seine nationale Hoffnung auf die Rückkehr nach Zion aus den Augen. Allein diese Hoffnung hatte nicht mehr denselben realen Charakter, wie die Nationalhoffnung während des babylonischen Exils, da sie den Arm des Volkes zu Taten spannte und einen Zerubbabel, einen Esra und Nehemia erzeugte; sie war vielmehr eine blasse Herzenssehnsucht geworden, die die Tatkraft lähmte und

[1] [Eine geläufige altjüdische Vorstellung, nach welcher das Prototyp Jerusalems und des Tempels sich im Himmel befindet.]

den Hoffenden in süße Träume lullte. Denn jetzt, da das nationale Ideal durch das religiöse in den Hintergrund gedrängt worden war, jetzt konnte sich das Volk nicht mehr mit wenigem zufrieden geben und in der Hoffnung auf die Rückkehr nach Zion bloß die Aussicht auf eine nationale Wiederherstellung erblicken. Es verlangte jetzt vielmehr, daß „das Land Israel sich über alle Länder der Erde ausbreite", daß „die Welt durch die Herrschaft des Allmächtigen wiederhergestellt werde", daß „alles, was Odem hat", ausrufen solle, „der Ewige, der Gott Israels, ist allein König, dessen Königtum das All beherrscht". Da es aber über seine Kräfte hoffte, konnte es sich schließlich nicht einmal mehr nach seinen Kräften betätigen, und der nationale Zionsgedanke, der jetzt in einen dichten Nebel von Visionen und Illusionen eingehüllt war, entfernte sich immer mehr von der Welt der Wirklichkeit und konnte nicht mehr auf unmittelbarem Wege die Hände in Tätigkeit setzen. Doch damit hörte er noch immer nicht auf, wenigstens auf das Herz und dadurch hier und da auch auf das praktische Leben, zu wirken; aber nicht mehr unmittelbar, sondern im Verborgenen und auf Umwegen. Im Anfang pflegten unsere Vorfahren mit naiver Aufrichtigkeit zu fragen: „Wird vielleicht heute oder morgen der Messias kommen?" und sie richteten sich in ihrem Tun und Lassen nach dieser Frage ein. Doch auch später, als der Glaube an eine nahe Erlösung durch den Mangel an Geduld erschüttert war und im Leben des Alltags keinen ausschlaggebenden Einfluß mehr übte, — selbst da konnte der glimmende Funke durch irgendeinen Phantasten zu einer lodernden Flamme entzündet werden und sich in greifbarer Gestalt äußern, in Form der bekannten messianischen Bewegungen, in denen das Volk zur Verwirklichung seiner Hoffnung praktische Mittel zur Anwendung brachte, die aber gleich seiner Hoffnung selbst nur geistiger und religiöser Natur waren. Seitdem aber der letzte „Messias" (Sabbathai Zewi) auf Abwege geriet und die Ausbreitung der Aufklärung es nicht mehr jedem Phantasten möglich macht, große Menschenmassen irrezuführen, — seitdem ist der Faden zwischen der nationalen Hoffnung und dem Leben zerschnitten;

seitdem hat sie weder eine reale noch eine ideale Wirkung auf das Volk, ja sie ist ihm nicht einmal Trost in seinem Elend; sie wurde zu einer siechen, kraftlosen Greisin, zu einem veralteten Gedanken.

Fast glaubte kein Mensch mehr daran, daß diese Greisin jemals wieder jung werden und abermals aus sich heraus eine neue Bewegung, und gar eine planmäßige, naturwüchsige Bewegung, erzeugen könnte. Und doch ist das Unglaubliche geschehen. Das Rad der Geschichte trieb den jüdischen Nationalgeist über zahlreiche und verschiedenartige Punkte nach rückwärts, so daß er sich wiederum jenem gesunden und natürlichen Zustand zu nähern begann, in dem er sich damals, vor Jahrtausenden, befunden hatte. Und dieser uralte Geist, der zu neuem Leben erwachte, ließ auch den uralten Gedanken wiedererstehen, kleidete ihn in seine „eigene Gestalt" und schlüpfte in ihn, „wie die Seele in den Körper".

Wir aber, die wir jetzt die „Zionsliebe" in ihrer verjüngten Gestalt, voller Lebenskraft und jugendlicher Hoffnung, bewundern, — wir dürfen nicht auf jene Greisin der vergangenen Generationen verächtlich herabblicken. Wir dürfen nicht vergessen, daß ohne jene verlassene und vernachlässigte Kreatur, die unsere Vorfahren in einem „engen, dunkeln Herzenskämmerchen" verborgen hielten, wo sie bis jetzt ein „tatenloses Leben" geführt hat, der „Geist" in seinem neuen Stadium „keine körperliche Hülle zur sofortigen Einkleidung" vorgefunden hätte, und wer weiß, ob er nicht dann an uns vorübergehuscht wäre, ohne für die kommenden Geschlechter eine dauernde Spur zu hinterlassen.

1891.

V.

VERGANGENHEIT UND ZUKUNFT

Ohne es zu wissen, erwies sich der Urmensch als ein großer Philosoph, da er zum ersten Male das Wörtchen „Ich" aussprach, während seine philosophischen Nachfolger die

größten Anstrengungen machen und Hypothesen auf Hypothesen häufen, nur um eine genügende Erklärung für dieses winzige Wörtchen zu finden und es trotzdem bis jetzt nicht fertiggebracht haben. Wer ist das, „Ich"? Diese Frage wird in jedem Zeitalter immer von neuem gestellt und findet in jedem Zeitalter — je nach dem Entwicklungsstadium der Wissenschaft und der Philosophie — immer von neuem eine andere Lösung. So glaubten die Philosophen der vergangenen Generation, daß die Existenz des „Ich" als eines selbständigen fundamentalen Wesens eine für alle unzweifelhafte und sinnfällige Tatsache sei, die keines Beweises bedürfe, während die Philosophen der gegenwärtigen Generation von der „Teilung des Ich", von einem „doppelten Ich" und anderen ähnlichen Erscheinungen reden.

Doch ohne mit den Philosophen in die Tiefen der Metaphysik hinabzutauchen, kann man, um in der Sprache der gewöhnlichen Sterblichen zu reden, etwa sagen, daß das „Ich" eines jeden Menschen die Summe bildet aus der Addition seines Gedächtnisses und seines Willens, aus der Verbindung der Vergangenheit mit der Zukunft. Denn in der Tat, wenn der Mensch „Ich" sagt, dann meint er nicht seine Haare oder seine Nägel, die heute zu seinem Körper gehören und morgen auf dem Misthaufen liegen, er meint auch nicht seine Hände und Füße und die übrigen Teile seines Organismus, der durch den Stoffwechsel in fortwährender Wandlung begriffen ist, sondern jenen Geist oder jene innere Kraft, die auf geheimnisvolle Weise alle Eindrücke und Erinnerungen der Vergangenheit mit den Wünschen und Hoffnungen der Zukunft verbindet und aus all dem zusammen ein einheitliches, vollkommen ausgeprägtes organisches Gebilde schafft.

Dieses geistige Gebilde schreitet in seinem Wachstum und seiner Entwicklung gleichzeitig mit dem körperlichen, äußeren Menschen vorwärts, aber in umgekehrter Richtung: in der Richtung von der Zukunft nach der Vergangenheit. „Der Mensch in seinem Jünglingsalter" — so sagen unsere Alten mit Beziehung auf König Salomo und die ihm zugeschriebenen

biblischen Bücher (Hohelied, Sprüche und Prediger) — „ist für Lieder und Dichtung empfänglich; im Mannesalter zieht er Sprüche und Gleichnisse vor; im Greisenalter stellt er Betrachtungen über die Eitelkeit der Welt an." Dies ist auch in der Tat der Gang der menschlichen Entwicklung. Das „Ich" des Jünglings ist arm an Erinnerungen der Vergangenheit und reich an Hoffnungen und Wünschen für die Zukunft, die seine Seele ausfüllen, seine Phantasie zu „Lied und Dichtung" und seine Kräfte zur Betätigung anspornen, beides in ungehemmter und unbegrenzter Weise. Wenn er erwachsen ist und im kräftigen Mannesalter steht, einen reichen Schatz von Erfahrungen und Erinnerungen der Vergangenheit gesammelt hat, aber noch immer genügend Kraft in sich verspürt, um Wünsche zu haben und die Erfüllung seiner Wünsche anzustreben, dann befinden sich die beiden Teile seines „Ich" im Gleichgewicht: die Zukunft regt in ihm die Willensbewegung an, und die Vergangenheit setzt dieser Bewegung eine Grenze und zeichnet ihr die Bahn vor. Dann zieht er „Sprüche und Gleichnisse" vor, bildet sich „Grundsätze" für die Zukunft auf der Grundlage der Vergangenheit. Ist aber der Mensch ins Greisenalter eingetreten und hat keine Kraft mehr, um sich seine Zukunft selbst zu bereiten, dann wird sein „Ich" von allen Wünschen und Hoffnungen verlassen, und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich in das Meer der Vergangenheit zu versenken, sich ausschließlich mit der Analyse seiner während des vergangenen Lebens gewonnenen Eindrücke und Erinnerungen zu beschäftigen, und wenn er die Weisheit eines Salomo besitzt, dann stellt er schließlich „Betrachtungen über die Eitelkeit der Welt" an und findet seine Befriedigung darin.

Doch nicht alle Greise besitzen die Weisheit des Salomo. Der großen Masse fehlt die Kraft und die Fähigkeit, in derartigen Betrachtungen über die Eitelkeit der Welt Trost zu finden und dem Tode ruhig ins Antlitz zu sehen. In seiner Not ruft das Greisenalter die Religion zu Hilfe, und diese gibt dem „Ich" die ihm fehlende „Zukunft" wieder, eine Zukunft, die dem Wesen des Greisenalters entspricht, die weder Kraft noch Anstrengung verlangt, sondern alles fix und fertig präsentiert.

Auch diese Zukunft, die nicht auf der Lebenserfahrung basiert, nimmt das „Ich" in sich auf und verknüpft sie eng mit der Vergangenheit, so daß sie ein einheitliches Ganze werden: was der Vergangenheit abgeht, vervollständigt die Zukunft, je dunkler die Vergangenheit war, desto heller strahlt die Zukunft, bis schließlich nicht nur die Ichsucht, sondern auch die Rachsucht auf ihre Kosten kommt, indem sie beide die Schuld der Vergangenheit von der Zukunft einfordern; und so geben die Armen sich nicht eher zufrieden, als bis sie sich versichert haben, daß ihnen ganz allein das Jenseits gehört, den Reichen aber der Zutritt zum Himmelreich verschlossen bleibt.

* * *

Auch das nationale „Ich" eines jeden Volkes ist schon seit langem Gegenstand subtiler Forschungen und tiefsinniger Hypothesen. Doch auch hier kamen einige Philosophen (John Stuart Mill und Renan) zu der Überzeugung, daß dieser Begriff seinem innersten Kern nach nur eine Mischung der Vergangenheit und Zukunft darstellt: Erinnerungen und Eindrücke einerseits und Hoffnungen und Wünsche andererseits, die sich miteinander verknüpfen und verschlingen und allen Volksangehörigen gemeinsam sind.

Und wie beim Individuum, so finden wir auch beim Volke drei Stufen, die sich im Hinblick auf das gegenseitige Verhältnis der beiden Elemente in der Mischung des „Ich" voneinander unterscheiden. Auch beim Volke gibt es eine Jugendzeit, eine Zeit von „Lied und Dichtung", in der sein Blick hauptsächlich auf die Zukunft gerichtet ist, seine Hoffnungen und Wünsche sich in Wort und Tat stürmisch äußern und ohne Grenze, ohne Plan und ohne Maß vorwärts jagen, weil es keine abgeklärten Erfahrungen und Erinnerungen aus der Vergangenheit hat, die ihm als Grenz- und Richtschnur dienen könnten. Ja selbst der geringe Erinnerungsstoff, den es von der Vergangenheit übernommen hat, wird bei ihm nicht zur „Wahrheit", sondern zur „Dichtung" und wandelt sich je nach der Richtung seiner Wünsche für die Zukunft. Doch

allmählich lernt es, durch die Lebenserfahrungen gewitzigt, mit offenen Augen nach rückwärts zu schauen, sich selber, seine Anlagen und seine Daseinsbedingungen an der Hand der Erfahrungen der Vergangenheit zu erkennen und abzuschätzen. Dann wird es zu einem zivilisierten und denkenden Volke, welches den Ausgangs- und Endpunkt seiner Entwicklung kennt und in dessen „Ich" Vergangenheit und Zukunft in einem richtigen Verhältnis und in einer seinem Wohlergehen und Fortschritt günstigen Weise eine Verbindung eingehen. Doch diese glückliche Zeit ist mehr oder weniger schnell zu Ende. Die Tage des Greisenalters kommen zu ihrer Zeit, manchmal auch vor ihrer Zeit. Und in demselben Maße, in dem seine Kräfte schwinden und ihm die Fähigkeit abhanden kommt, seine Wünsche in die Wirklichkeit umzusetzen, gibt das Volk auch seine Wünsche auf und spinnt sich ganz in die Erinnerungen der Vergangenheit ein. Eine solche Zeit des Niederganges — dies beweisen die Griechen — ist zugleich eine Periode des Aufschwungs für Archäologen, Bücherwürmer und Antiquitätensammler, für Abschreiber, Kommentatoren und Subkommentatoren. Doch allmählich machen sich die Volksindividuen die „Weisheit Salomos" zu eigen; sie erkennen, daß alles eitel ist, und verschwinden eines nach dem anderen von der Bildfläche.

Doch auch hier kommt es manchmal vor, daß trotz aller Anzeichen des Alters und des äußeren Kräfteverfalls das Gefühl des „Ich", wenn es noch in der Volksseele lebendig ist, sich gegen das Urteil der Geschichte empört und sich nicht damit begnügt, seine letzten Augenblicke durch angenehme Erinnerungen zu versüßen, sondern daß es eine Zukunft verlangt, daß es um jeden Preis der Welt am Leben zu bleiben wünscht! — Dann stellt sich auch hier der Glaube auf den Flügeln der Phantasie ein und gewährt ihm seine Bitte in reichlichem Maße, ohne Mühe und Anstrengung, entsprechend der Größe der Leiden in der Vergangenheit: „Die Freude entsprechend dem Leide"[1]. In diesem Zustande aber besteht ein großer Unterschied zwischen einem Individuum

[1] [Ein Ausdruck aus den Sprüchen der Väter V, 23.]

und einem Volke. Das Individuum, das dem Tode nahe ist, ist dem Tode verfallen und kann durch keine Zukunftshoffnungen dem Verderben entrinnen. Doch ein Volk, dessen Lebensnerv geistiger Natur ist, dessen Jahre und Kräfte keiner physiologischen Beschränkung unterliegen, ein Volk, dem es gelungen ist, das Element der Zukunft — wenn auch nur in der Form einer illusorischen Hoffnung — seinem „Ich" einzuverleiben, hat dadurch ein Lebenselixier entdeckt, eine geistige, seiner Natur angemessene Nahrung gefunden, die ihm trotz aller Leiden und Krankheiten auf lange Zeit hinaus Leben und Fortdauer sichert. Sobald das Volk sich aber am Leben erhält, ist es auch nicht mehr ausgeschlossen, daß es durch die geschichtlichen Ereignisse zu einem Zusammenleben mit anderen gesunden und kräftigen Nationen geführt wird und an ihrem Lebenssaft sich verjüngt, der sich in ihm in gesundes Blut und in frische Lebenskraft verwandelt. Sobald es aber neue Kräfte in sich spürt, spürt es auch neue Wünsche, die es zur praktischen Arbeit für seine Zukunft, zur körperlichen und geistigen Betätigung antreiben.

* * *

Wie bekannt, fällt die Abfassung, beziehungsweise die Redaktion der historischen Bücher der Bibel in die Zeit des babylonischen Exils. Es war eine Zeit des Greisenalters für das jüdische Volk, dessen Kräfteverfall sich bereits in einem so vorgerückten Stadium befand, daß das ganze Volk sich dessen bewußt war und daher verzweifelt ausrief: „Vertrocknet sind unsere Gebeine, vernichtet ist unsere Hoffnung; wir sind verloren!"[1] Daher erhoben sich in seiner Mitte gelehrte Männer, die das nationale „Ich" durch die Kräftigung seiner Vergangenheit zu retten suchten. Ob sie dieses Ziel durch dieses Mittel allein erreicht hätten, ist sehr fraglich. Doch zum Glücke lag die Lösung der Lebensfrage nicht bei den Vertretern der Gelehrsamkeit, sondern bei den Vertretern der Prophetie, und die Prophetie war es, die die richtige Lösung fand, indem sie die Zukunft neu belebte und auf

[1] [Ezechiel 37, 11.]

diese Weise das „Ich" ergänzte. Diese von der Prophetie verheißene Zukunft war ursprünglich eine nah bevorstehende. Als jedoch der zweite Tempel errichtet war und die großen Verheißungen nicht eingetroffen waren, rückte die Zukunft von selbst immer mehr in die Ferne, von Geschlecht zu Geschlecht, immer weiter und weiter, bis zur Zerstörung Jerusalems und nach dieser; sie nahm bald einen übermäßig starken Anlauf, bald sank sie um mehrere Stufen zurück, je nach der Lage und den Leiden der betreffenden Generationen. Zu allen Zeiten aber bis hart auf die unsrige herab blieb sie ein wichtiger und wesentlicher Bestandteil des nationalen „Ich". Ihr allein haben unsere Ahnen ihre Erhaltung trotz der Schwäche ihrer Kräfte und der Schwere ihres Joches zu verdanken, während andere Völker mit einer glänzenderen Vergangenheit unrettbar zugrunde gegangen sind.

Gewöhnlich sind wir der Ansicht, daß das jüdische Volk lediglich durch die Thora erhalten wurde. Doch unsere Alten, die uns die Thora überliefert haben, gaben unumwunden zu, daß die Thora selbst lediglich durch die Zukunftshoffnung erhalten wurde, ohne welche die Beobachtung ihrer Gebote keine Basis gehabt hätte. „Obwohl Ich euch aus eurem Lande vertreibe, müsset ihr euch mit den Geboten abgeben, damit sie euch, wenn ihr in euer Land zurückkehrt, nicht fremd sein sollen."[1] Diese Anschauung über die Thora gab ihnen den Impuls, unermüdlich zu studieren und ganze Traktate zu verfassen über die geringfügigsten Details in den Vorschriften betreffs der Opfer, Altarspenden, Priesterornate und Priesterhandlungen und ähnlicher Dinge mehr, die keinen praktischen Wert hatten — nicht aus besonderer Liebe für Archäologie, die ihnen sicherlich fremd war, sondern weil sie von ganzem Herzen überzeugt waren, daß alle diese Vorschriften einst wieder Geltung bekommen und eine praktische Bedeutung erhalten würden. Da sie nun diese Vorschriften nicht betätigen konnten, suchten sie sie möglichst gründlich zu studieren, damit „sie ihnen, wenn sie wiederkehren, nicht fremd sein sollen". Diese Traktate, in denen später die jüdi-

[1] Sifrê [vgl. S. 50, Anm. 3] zu Deuteronomium 11, 17.

schen Jünglinge Jahrhunderte um Jahrhunderte forschten, trugen viel dazu bei, daß die Zukunftshoffnung tief im Volke Wurzel schlug, indem sie ihnen die erhoffte Zukunft als reales Objekt vorführten, welches große Vorbereitungen und eingehendes Studium erheischt. So dienten die „am Lande haftenden Vorschriften“[1] in höherem Maße zur Erhaltung der Nation, als die außerhalb des heiligen Landes geltenden.

Noch am Ende des zwölften Jahrhunderts, mehr als ein Jahrtausend nach dem Untergang des jüdischen Gemeinwesens, arbeitete der größte Geist der Judenheit in der Diaspora ununterbrochen Tag und Nacht an der Sammlung und Sichtung der „messianischen Vorschriften“.[2] Er, der Verfasser des „Sendschreibens an die jemenitischen Juden“,[3] wußte den Wert dieser Zukunftshoffnung für die Erhaltung des Volkes voll und ganz zu würdigen und wies ihr daher unter den Glaubensartikeln einen Platz an. Nicht daß ihm, der die personifizierte Logik war, die Einwände, die nach seinem Tode die Schüler seiner Schüler (wie z. B. der Verfasser der „Ikkarim“)[4] gegen ihn erhoben, entgangen waren, sondern weil er etwas begriff, was sie nicht begreifen konnten: daß es nicht die Logik ist, durch die ein Volk lebt und besteht, daß ohne eine Zukunftshoffnung auch die Thora mit all ihren logischen Grundsätzen der Vergessenheit anheimfallen muß, ohne daß selbst die Beweise der Geschichte und die Argumente der Scholastik sie und das Volk vor dem Untergang retten könnten.

Während aber im babylonischen Exil das Volk es war, welches infolge des plötzlich hereingebrochenen Unglücks von selbst an der Zukunft zu verzweifeln begann, die jüdischen Gelehrten hingegen Anstrengungen machten, um von dem nationalen „Ich“ so viel als möglich zu retten und die Propheten

[1] [Talmudischer terminus technicus für die Vorschriften, die nur für den palästinensischen Boden, nicht aber für die Länder des Exils gelten (z. B. die Darbringung der Erstlinge, das Erlaß- und Jubeljahr usw.).]

[2] [Gemeint sind die Vorschriften, welche wieder in Kraft treten, wenn der Messias kommt und die Juden wieder in den Besitz ihrer Heimat gelangen.]

[3] [Gemeint ist Maimonides (1135–1204), der an die jemenitischen (d. h. südarabischen) Juden auf eine Anfrage anläßlich einer schweren Verfolgung in ihrer Heimat ein Sendschreiben richtete, in welchem er besonders eingehend die Grundlagen des Messiasglaubens behandelte.]

[4] [Rabbi Joseph Albo (gest. ca. 1444).]

ihr Werk vervollständigten und das Ganze retteten, beobachten wir in den letzten Generationen eine andere Erscheinung, die in der ganzen Geschichte der Diaspora ohne Seitenstück dasteht. Das Volk verzweifelte nicht an seiner Zukunft, führte sie vielmehr nach wie vor fortwährend im Munde, obwohl es sie im Herzen vergaß, anfangs wegen der Fülle der Leiden und später wegen der Fülle der Freuden. In dieser neuesten Zeit nun, da die Lage des Volkes sich bedeutend besserte und dieses zum „Zusammenleben mit anderen gesunden und kräftigen Nationen" geführt wurde, so daß es nunmehr mit der „praktischen Arbeit für seine Zukunft" beginnen konnte und die Zukunftshoffnung nur aus ihrem Schlummer aufgerüttelt zu werden brauchte, — in diesem aussichtsreichen Moment suchten seine Gelehrten die eingeschlummerte Hoffnung gänzlich zu vertreiben und die Erinnerung an sie sogar im Munde des Volkes auszulöschen. „Nirwana" ist das neue Ideal, das die jüdischen Gelehrten im Volke verbreiten und an die Stelle der nationalen Zukunft setzen. Doch auch Nirwana kann man nicht leichten Kaufes, sondern erst nach langwierigen Anstrengungen, nach vielen „Metamorphosen" erlangen. Was soll also das Volk in der Zwischenzeit unternehmen? — Daher kommt es, daß in demselben Maße, in dem der Bestandteil der Zukunft abnimmt, zu derselben Zeit, an demselben Ort und durch dieselben Gelehrten der Bestandteil der Vergangenheit im nationalen „Ich" überhand nimmt. Zwischen dem modernen Gebetbuch ohne die Erinnerung an die Zukunft und der modernen Literatur über die Ereignisse der Vergangenheit existiert ein innerer psychologischer Zusammenhang, den die Reformer selbst nicht in vollem Umfange begreifen. Die Greisin, der man ihre Hoffnung mutwillig zerstörte, sucht Trost und Ersatz für ihren Verlust, und sie wird auf die Vergangenheit verwiesen, um sich an ihren Erinnerungen zu erfreuen und alles andere zu vergessen, bis sie schließlich letzten Endes doch zu der Überzeugung kommt, daß eine Vergangenheit ohne Zukunft keines besonderen „Ich" als eines ständigen Trägers bedarf; und daß selbst dann, wenn diese Vergangenheit in der Erinnerung der Menschen fortzuleben verdient, sie auch allein,

ohne die Obhut derer, die sie gelebt haben, fortleben wird, und daß es sich wegen des aristokratischen Dünkels allein — um den Leuten sagen zu können: „Meine Vorfahren haben Rom gerettet" — durchaus nicht lohnt, zu leben und zu dulden.

Diese Anhänger der Vergangenheit, die zwar das Böse wollen, schaffen dennoch das Gute und nützen auch den Anhängern des vollständigen „Ich". Mögen die „Gelehrten" die Vergangenheit auf Kosten der Zukunft erweitern; wenn nur nach ihnen „Propheten" erstehen, die auf dem Grunde der Vergangenheit die Zukunft aufbauen, dann wird durch das Zusammenarbeiten beider das nationale „Ich" an Ausdehnung und an Festigkeit gewinnen.

Viel schlimmer als die erwähnte Gruppe ist daher jene andere Partei, die durch eine Zukunft, der die Vergangenheit fehlt, die Lösung herbeizuführen sucht; die des Glaubens ist, daß ein Volk, das bereits eine Geschichte von mehreren Jahrtausenden hinter sich hat, gleich einem neugeborenen Kinde alles von neuem beginnen kann und sich ein neues nationales Land und ein neues nationales Leben mit neuen nationalen Interessen zu schaffen vermag. Diese Partei übersieht, daß es das Volk, d. h. das nationale „Ich" in seiner historisch gewordenen Form ist, welches einzig und allein sich zu erhalten wünscht, dieses und kein anderes, in seinem vollen Umfange, mit all seinen Erinnerungen und Hoffnungen; daß, wenn es ein anderes werden könnte, es auch ohne dies Mittel und Wege genug fände. Es gibt freilich auch ein anderes „Ich", das individuelle, zeitliche „Ich" eines jeden einzelnen Juden, das, sobald sein Bestand gefährdet ist, ohne weiteres auf jedwede Weise Rettung suchen und an jedwedem Orte Ruhe finden kann. Wer Tausende solcher „Ichs" auf irgendeine Weise und an irgendeinem Orte zu erhalten sucht, bringt zwar dem Volksganzen, dessen Bestandteile jene Individuen sind, einen zeitlichen Nutzen. Aber etwas ganz anderes ist das nationale, ewige „Ich" des jüdischen Volkes, und diejenigen, die der Ansicht sind, daß sie auch dieses Ich auf den von ihnen gewünschten Weg führen können, sind in einem gewaltigen Irrtum befangen. Denn sein Weg ist ihm längst gebahnt und vor-

gezeichnet durch sein Wesen, und sein Wesen wurzelt in der Vergangenheit und strebt weiter in die Zukunft.

1891.

VI.

AUTONOME PROVINZEN[1]

Seitdem wir den Hypnotismus kennen, wissen wir, daß man unter bestimmten Voraussetzungen einen Menschen in einen eigenartigen Schlaf versetzen kann. Wird ihm sodann suggeriert, irgendeine Handlung, die seinem Charakter sonst fremd ist, nach dem Erwachen zu einer bestimmten Stunde auszuführen, dann tut er es pünktlich zur festgesetzten Zeit, ohne zu ahnen, daß er dabei unter dem Banne eines fremden Willens steht. Er ist vielmehr nach der Behauptung der Fachgelehrten fest davon überzeugt, daß er nicht bloß aus freien Stücken, sondern auch vollkommen zweckmäßig handelt, und er sucht sogar diese Zweckmäßigkeit durch allerlei phantastische Argumente wenigstens vor sich selbst zu rechtfertigen.

Die bezeichnete Erscheinung, die uns in der geschilderten Form als etwas Absonderliches in Erstaunen setzt, läßt sich in der Tat an jedem Menschen und zu jeder Zeit nachweisen, freilich in einer weniger hervorstechenden, daher auch weniger auffallenden Form.

Jeder Kulturmensch, der in irgendeiner sozialen Gruppe geboren und erzogen ist, befindet sich sein ganzes Leben hindurch in dem Zustande eines Menschen, der von einem andern Willen unbewußt gelenkt wird. Der Kreis, der ihn umgibt, versetzt ihn gleich bei seinem Eintritt ins Leben in einen hypnotischen Schlaf, und in Gestalt der Erziehung suggeriert er ihm eine Anzahl von Befehlen, die von vornherein die Entwicklung seines

[1] [Der Grundgedanke dieses Aufsatzes wurde in etwas anderer Fassung mehrere Jahre später — jedoch selbstverständlich unabhängig von Achad Haam — von Max Nordau auf dem ersten Zionistenkongreß in Basel (1897) entwickelt.]

Geistes bestimmen und seinem Verstand und Gemüt, seinen Neigungen und Willensentscheidungen feste Formen aufzwingen. Diesen Einfluß erweitert und befestigt die Umgebung in rastloser Tätigkeit auch an dem Erwachsenen. Die Sprache und die Literatur, die Religion und die Moral, die Gesetze und die Sitten — diese und ähnliche Mittel wendet die Gesellschaft an, um das Individuum zu hypnotisieren und ihm so lange ihre Gebote zu suggerieren, bis es ihnen rettungslos verfallen ist.

Da nun aber die Gesellschaft, die auf die Individuen wirkt, selber nicht etwa ein für sich bestehendes Sonderwesen ist, sondern lediglich auf und durch die Individuen wirkt, indem diese die Gebote der Gesellschaft sich wechselseitig suggerieren, kann man mit Recht behaupten, daß im Innern eines jeden Individuums tausende Hypnotiseure versteckt liegen, die ihm beharrlich seine Anschauungen und Handlungen suggerieren. Und das Individuum gehorcht, ohne freilich zu wissen, daß es gehorcht. Es denkt und handelt nach fremder Vorschrift, aber gleichzeitig glaubt es Beweise für seine Ansichten, Beweggründe und Handlungen zu haben, ohne zu merken, daß ein fremder Wille sein Gehirn lenkt und seine Hände in Bewegung setzt. Sein eigentliches Selbst, sein inneres Ich bleibt oft jenen Gedanken und Taten völlig fern, aber es wird von dem Lärmen des äußeren Ich — des „Wort-Ichs" (le moi verbal), wie es der französische Philosoph Bergson genannt hat — des Ichs, das ihm die Gesellschaft aufoktroyiert hat, übertönt.

Da nun aber die Gesellschaft ihren geistigen Besitz und ihre Lebensbedingungen nicht mit jeder Generation von neuem schafft, der Weg der Entwicklung vielmehr der ist, daß sie schon mit dem Beginn der Gesellschaft als Erfordernis des sozialen Lebens auftreten, dann aber sich immer weiter im Laufe vieler Generationen entwickeln, bis sie eine endgültige Form erhalten, in der sie nunmehr ohne radikale Änderungen von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden, — so darf man sogar weitergehen und behaupten, daß auch die Gesellschaft einer jeden Generation selbst eigentlich nichts mehr ist als das Werkzeug des Willens der vorangegangenen Genera-

tionen. Die ureigentlichen Hypnotiseure, die ihre unbeschränkte Herrschaft in gleicher Weise auf Individuum und Gesellschaft ausüben, wären dann die Männer jener fernen Urzeit, die, obwohl schon seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden versunken und vergessen, noch immer einen solchen Einfluß üben und solchen Gehorsam finden, daß ihre Gebote mit Liebe und Verehrung noch von der jetzigen Generation befolgt werden, ohne daß diese weiß, wo eigentlich die Scheidegrenze zwischen ihr und jener fernen Urzeit liegt.

Wenn wir daher so häufig die Leute in hochtrabenden Worten davon reden hören, daß es ihre innere Überzeugung ist, der sie ihre Urteile über wahr und falsch, gut und böse, schön und häßlich entnehmen, dürfen wir trotzdem versichert sein, daß wir, wenn wir imstande wären, diese innere Überzeugung zu analysieren und in ihre Grundbestandteile zu zerlegen, in den meisten Fällen nichts weiter finden würden, als verschiedene Suggestionen verschiedener Hypnotiseure aus verschiedenen Zeiten, die durch allerlei Verkettungen des sozialen Lebens sich gerade in diesem Menschen zusammengefunden und die Form seines Ich angenommen haben. — Wenn der bekannte Priester Mortara von der Kanzel herab Blitz und Donner gegen die Gegner des katholischen Glaubens schleuderte und aus den Tiefen seiner „inneren Überzeugung" heraus dessen Wahrheit und Berechtigung verfocht, dürfen wir unbeschadet dessen annehmen, daß seine „innere Überzeugung" sich aus ganz entgegengesetzten Elementen zusammengesetzt haben würde, wenn er nicht in seiner Jugend von katholischen Priestern aus den Armen seiner jüdischen Mutter gerissen und unter die Herrschaft bestimmter Hypnotiseure, alter und neuer, gezwungen worden wäre. Und andere, von jenen sehr verschiedene Hypnotiseure hätten dann in ganz anderer Weise, aber mit derselben Begeisterung aus seinem Innern gesprochen.

* * *

Unter normalen Verhältnissen, d. h. wenn die Gesellschaft der Gegenwart in allen Dingen denselben Weg wandelt, den ihr die früheren Geschlechter vorgezeichnet haben, vereinigen

sich beide — Vergangenheit und Gegenwart — zu der gemeinsamen Aufgabe: dem Individuum die gesellschaftlichen Pflichten in genau derselben Weise zu suggerieren. In diesem Falle kann das Individuum in Ruhe und Frieden dahindämmern, indem es sich innerhalb des von ihnen gezogenen Kreises bewegt, ohne ihn zu überschreiten. Es kann sich dabei für durchaus willensfrei halten, ohne die Fesseln zu fühlen, die es gefangen halten.

Doch nicht immer sind die Verhältnisse normal. Oft geschieht es, daß durch bestimmte Ursachen plötzlich von irgendeiner Seite her in die Atmosphäre der Gesellschaft ein Windstoß hineinfährt, der neue, ungeahnte Ideen und Wünsche mit sich bringt. Diese fremden Gäste kommen, klopfen an die Pforten der Menschenherzen und bitten bescheidentlich um Einlaß. Sofort eilen ihnen aus allen Herzenskammern die alteingesessenen Bürger, die Söhne der Vergangenheit, entgegen und unterwerfen sie einer genauen Kontrolle, um sich ihrer Unschädlichkeit zu vergewissern. Finden sie nun nichts weiter an ihnen auszusetzen als ihren fremden Ursprung, dann erlauben sie ihnen, wenn auch nicht immer mit ungeteiltem Herzen, den Eintritt und weisen ihnen irgendeine Ecke zum Wohnsitz an, in der sie sich aber ruhig zu verhalten haben, um nicht die Bürger in ihrer Arbeit und Herrschaft zu stören. In der Tat halten sich die Fremdlinge auch anfangs an diese Bedingung, ziehen sich bescheiden in ihren Winkel zurück und nehmen keinen Anteil an der Leitung des inneren Lebens. Aber allmählich erweitern sie ihr Gebiet, nehmen an Tiefe und Ausdehnung zu, so daß auch sie im Laufe der Zeit Kraft gewinnen und zu Herrschern und Gebietern werden, — zu den Bürgern der Gegenwart. Dann erst treten sie aus ihrem Verstecke hervor, stellen sich in voller Gestalt und Rüstung auf den Kampfplatz des Lebens und stoßen in dieser neuen Form noch einmal mit den Bürgern der Vergangenheit zusammen.

Dieser Zusammenstoß der beiden Bürgerklassen zieht manchmal einen freundschaftlichen Vertrag nach sich, wenn sie sich nämlich gegenseitig Vorteile bringen. (So hat der Hypnotis-

mus bei einigen Gelehrten sich mit dem Spiritismus vereinigt.) Häufiger indes sind die Folgen dieses Zusammenstoßes gegenseitige Feindschaft und Verfolgung, da dann der Gegensatz zwischen ihren beiderseitigen Anlagen und Bestrebungen, der beim ersten Zusammenstoß, als die Gegenwart noch unansehnlich und unentwickelt war, versteckt blieb, in voller Stärke fühlbar wird.

Zum Glück für den Menschen pflegt dieser Gegensatz sich erst dann offen zu zeigen, wenn sich im Geheimen die Spaltung längst vollzogen hat, d. h. nachdem es der Gegenwart bereits gelungen ist, nicht bloß selbst tief Wurzel zu fassen, sondern auch im Geheimen, ohne daß es jemand merkte, ihrer Gegnerin, der Vergangenheit, die Wurzeln abzugraben. Erst nachdem diese Maulwurfsarbeit in vollem Umfange durchgeführt und der Vergangenheit jede Grundlage entzogen ist, erst dann blickt der Mensch auf und sieht, was ohne sein Vorwissen bereits geschehen ist. Anstatt eines starken Baues, den er dort glaubte, erblickt er nunmehr eine wackelige Ruine, und tut ihm auch diese Wahrnehmung weh, so erkennt er doch bald, daß er vor einer vollendeten Tatsache steht, die nicht mehr gutzumachen ist. So muß er sich wider Willen zufrieden geben, und seine inneren Wunden vernarben auch sehr rasch.

Erscheinungen dieser Art sind im Leben der zivilisierten Nationen nicht selten. Sie sind es auch, die die Schriftsteller als den „Zeitgeist" bezeichnen, in dessen Dienst sie stehen und auf dessen Konto sie die verschiedenen Umwälzungen im Leben der Gesellschaft setzen. Dieser Geist entwickelt sich durch die geringfügigen Änderungen, die die Gegenwart allmählich hervorbringt. Anfangs scheint es, als wären diese für die Vergangenheit völlig unschädlich, und sie brechen sich daher leicht Bahn. Aber sobald sie in die Herzen Eingang gefunden und sich dort eingebürgert haben, weichen sie nicht mehr zurück, auch wenn sich ihnen irgendeine Kreatur der Vergangenheit entgegenstellt. Vielmehr suchen sie dieser allen Lebenssaft auszusaugen und sie in ein „totes Gerippe" zu verwandeln, welches beim leichtesten Windstoß von der Bühne des Lebens weggefegt werden kann.

* * *

Dies ist der Gang der Entwicklung, wenn das Leben sanft dahinfließt, ohne plötzliche, gewaltsame Umwälzungen. Doch geschieht es manchmal — besonders in bedeutenden Fragen — daß geniale Männer, deren Blick über das Gegenwärtige hinausreicht, den Gegensatz, der auf irgendeinem Gebiete zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart besteht, zu früh sehen und aufzeigen, d. h. noch bevor es dieser gelungen ist, der ersteren den Boden zu entziehen. Diese Hellseher sind immer Leute, die ins Extrem verfallen. Ihre innere Überzeugung in diesem Punkte besteht entweder bloß aus Elementen der Vergangenheit, oder bloß aus denen der Gegenwart. In beiden Fällen schließen sie von sich auf die ganze Gesellschaft, in der sie bloß eine Seite sehen: entweder die Gegenwart allein oder die Vergangenheit allein. Da sie nun in ihrem eigenen Innern sich mit Leichtigkeit für eines dieser Elemente entschieden haben, so sind sie der Meinung, daß sie das ihnen verhaßte Element auch aus dem Kreis der Gesellschaft nicht unschwer werden entfernen können, sobald sie dessen Unvereinbarkeit mit dem andern Element nachgewiesen haben werden.

Ob nun diese Bewegung von den Anhängern der Vergangenheit oder von denen der Gegenwart ausgeht — in jedem Falle bringt sie die Gesellschaft in große Verwirrung, indem sie sie zwingt, sich für die eine oder die andere zu entscheiden. Und doch hängt sie noch mit gleicher Stärke an beiden und kann sich von beiden nicht lossagen. Manchmal versucht sie zwar, die eine von ihnen gewaltsam zum Schweigen zu bringen und sich in allem nach der andern zu richten. Doch hält dieser Zustand nicht an. Denn bald beginnt auch die andere, ihre Stimme mit solcher Stärke vernehmen zu lassen, daß die Gesellschaft, die sie nicht hören will, sie doch hören muß. Die große Frage, die nunmehr der Entscheidung harrt, ist also: Wie ist es möglich, beiden entgegengesetzten Gewalten gleichzeitig zu dienen?

Und die Not ist allmächtig. Auch für diese scheinbar unlösbare Frage sucht sie eine Lösung herbeizuführen. Die Weisen der Gesellschaft beginnen durch allerlei Konzessionen und Vermittlungsversuche den Weg zwischen der Vergangenheit und

der Gegenwart zu ebnen. Sie stecken jene in ein modernes Gewand und legen dieser eine Maske um, so daß sie sich beide nicht in ihrer wahren Gestalt zeigen. Und obwohl die Vergangenheit nur sehr notdürftig von dem neuen Gewande verdeckt wird und auch die Gegenwart an allen Ecken und Enden durch die defekte Maske hindurchschimmert, so begnügt sich dennoch die Gesellschaft mit diesem armseligen Ausgleich als einem provisorischen Mittel, das ihr wenigstens eine Zeitlang zur Beruhigung dient und sie allmählich an diese Zwiefältigkeit gewöhnt, bis endlich die Zeit kommt, wo die Gesellschaft keines Hilfsmittels mehr bedarf. In der Tat bringt es die Macht der Gewohnheit fertig, den Menschen in diesen eigentümlichen und seltsamen Zustand zu versetzen. Der innere Riß ist nicht geheilt, aber an seiner Stelle hat sich gleichsam eine Scheidewand aufgerichtet, die die Vergangenheit von der Gegenwart vollkommen trennt, so daß eine jede in ihrem Gebiete ihre volle Herrschaft ausüben kann, ohne die andere im geringsten zu stören.

In unseren Tagen — sagt der amerikanische Philosoph John Fiske — kann man sich kaum eine richtige Vorstellung machen von dem ungeheuren Eindruck, den die Entdeckung, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Schöpfung und der Mensch nichts mehr als der Bürger eines der kleinen und dunklen Pünktchen der Weltmaterie ist, auf die Menschheit gemacht hat. Den Zeitgenossen des Kopernikus erschien diese Lehre als die endgültige, fundamentale Vernichtung aller Religion. Denn wie wäre in dieser Welt, die so viele Erscheinungen aufweist, welche keinerlei Beziehung zum Menschen und zum menschlichen Leben haben, — wie wäre hier das ewige Heil, das die Religion ihren Bekennern verheißt, denkbar, da dieses sich doch auf die Anschauung gründet, daß das Menschengeschlecht der Endzweck der Schöpfung und der stetige Gegenstand der göttlichen Fürsorge sei? Wenn wir das bedenken, wird uns klar, warum der Natur der Sache gemäß die Geistlichen einen Galileï, Bruno und deren Anhänger grimmig verfolgen mußten. Aber daneben tritt uns eine andere sehr bemerkenswerte Erscheinung entgegen: trotzdem sich die Astro-

nomie ungeachtet des Widerstandes der Geistlichkeit feste Grundlagen schuf, auf denen sie sich dann weiter entwickelte und vervollkommnete, sind auch die Grundlagen der Religion fest geblieben und haben den Zerstörungsversuchen Widerstand geleistet. „Nicht etwa, daß diese Frage, die damals dem Menschen die Ruhe raubte, später ihre tatsächliche Lösung gefunden hätte, aber die Zeit nahm ihr ihre Schärfe."

Mit anderen Worten: Als die Geistlichen zuerst den furchtbaren Gegensatz zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart entdeckten, die sich als zwei gleich mächtige, feindliche Gewalten die Herrschaft über die damalige Generation streitig machten, da war die Gesellschaft genötigt, für diese Frage, die „dem Menschen die Ruhe raubte", irgendeine Lösung zu suchen. Und in der Tat erschien auch damals eine ganze Anzahl von Schriften, die kein anderes Ziel verfolgten, als „die Vergangenheit in ein modernes Gewand zu stecken" und „der Gegenwart eine Maske umzulegen". Doch im Laufe der Zeit gewöhnte sich der Mensch allmählich daran, in ihnen zwei gleichberechtigte, „autonome Provinzen" zu sehen. Mit dieser Gewöhnung verschwand für ihn der Schmerz und die Unruhe, die ihm dieser Gegensatz früher verursacht hatte; er bedarf daher keiner künstlichen Hilfsmittel mehr, um die beiden auszusöhnen, sondern läßt eine jede von ihnen in ihrem Gebiet ungestört walten und ihre Herrschaft auf ihn ausüben.

Ein typisches Beispiel für diesen Dualismus finden wir in dem Italiener Secchi, der — hervorragender Astronom und orthodoxer Priester zugleich — auf die Frage, wie er in sich diesen Gegensatz vereinige, die bekannte Antwort zu geben pflegte: „Während ich mit Astronomie beschäftigt bin, vergesse ich mein Priesteramt. Während ich aber mein Priesteramt verwalte, vergesse ich die Astronomie."

Doch auch im alltäglichen Leben begegnen wir oftmals einem derartigen Seelenzustand, nur daß wir ihn nicht weiter beachten. Wie oft kommt es vor, daß Leute über irgend etwas streiten und der eine seinem Opponenten zu beweisen sucht, daß eine von diesem vertretene Anschauung oder Sitte unzeitgemäß sei, dieser aber, ohne auf die Argumente ein-

zugehen, sich mit der einfachen Antwort begnügt: „Das ist ja 'ne alte Geschichte". Der gesunde Menschenverstand wird zwar diese Antwort lächerlich finden und die Gegenfrage stellen, ob denn der Einwurf durch sein Alter an Beweiskraft verloren habe; und logisch betrachtet, hat er allerdings recht. Doch das Seelenleben hat seine eigenen Gesetze, die nicht immer mit denen der Logik übereinstimmen. Nach diesen Gesetzen aber, den psychologischen, ist die Antwort berechtigt, wenn sie auch zumeist von dem, der sie gibt, nicht verstanden wird. Die Antwort soll bedeuten: Dieser Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist allgemein bekannt, aber trotz dieses Gegensatzes existieren beide zugleich. Dies beweist, daß die Menschheit sich bereits gewöhnt hat, sie vereinigt zu sehen. Also kann ihr Zusammentreffen für keine von beiden schädlich sein.

* * *

Der Klerus zur Zeit Kopernikus' und Galileïs, der hauptsächlich aus dem Wunsche heraus, die Vergangenheit zu erhalten, die Gegenwart bekämpfte, tat also gut daran, daß er den Zusammenstoß beider beschleunigte und ihn zu einem Zeitpunkte herbeiführte, in dem die Vergangenheit noch in voller Kraft war. Haben auch die Geistlichen ihr Ziel — die Gegenwart zu vernichten — seinem ganzen Umfange nach nicht erreicht, so ist es ihnen doch in der Hauptsache gelungen, indem die Vergangenheit trotz ihres Gegensatzes zur Gegenwart an deren Seite ihre Geltung behielt.

Daraus ersehen wir, daß die Anhänger des anderen Extrems, die Priester der Gegenwart, die die Vergangenheit zu unterdrücken streben, um ihr Ziel zu erreichen, das entgegengesetzte Verfahren einschlagen müssen: nämlich den offenen Zusammenstoß so lange hinauszuschieben, bis die Gegenwart mit ihrer Wühlarbeit im Geheimen fertig geworden ist und die Vergangenheit ihres Einflusses auf die Gemüter in dem Maße beraubt hat, als es zu ihrem völligen Sturz notwendig ist. Verfahren sie aber nicht in der bezeichneten Weise, sondern beeilen sie sich, den inneren Riß in der Gesell-

schaft aufzuzeigen, noch bevor er die nötige Größe erlangt hat, indem sie hoffen, das Ende der Vergangenheit dadurch zu beschleunigen und ihre Herrschaft abzukürzen, dann haben sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Und nicht bloß, daß ihre Hoffnung sich nicht erfüllt; vielmehr tragen sie selbst dazu bei, die Lebensdauer der Vergangenheit zu verlängern, indem sie mit eigenen Händen eine Mauer aufrichten, die die Vergangenheit vor der Gegenwart schützt, und so die Gesellschaft an ein Zusammenleben der beiden gewöhnen, so daß der Zwiespalt zwischen beiden ihr schließlich nur noch als „'ne alte Geschichte" erscheint.

* * *

Und das ist der Punkt, in welchem die Besten unseres Volkes fortwährend gefehlt haben und noch immer fehlen, ohne ihren Irrtum einzusehen.

Der Judenhaß ist eines der stärksten Gebote der Vergangenheit, und seine Wurzeln haben sich den europäischen Völkern tief, tief in die Seele gesenkt. Jerusalem und Rom, die geistliche und die weltliche Macht, die gemeinsam die barbarischen Bezwinger Europas hypnotisierten und ihnen Anschauungen und Handlungen suggerierten, verbanden sich auch zur Einschärfung dieses Gebotes, das sie auf sehr verschiedenen Wegen ihren Erben überlieferten. Die nachfolgenden Geschlechter taten das ihrige, um es ihren Nachkommen einzuprägen und einzuüben, und so wurde der Judenhaß schließlich zu einer „hereditären Psychose".[1] Es soll damit nicht gesagt sein, daß er von vornherein eine Krankheit war. Vielmehr muß man zugeben, daß er im Laufe vieler Generationen, bis zum Ende des Mittelalters, sogar als ein Zeichen für die Gesundheit der Gesellschaft betrachtet werden konnte — denn was bedeutet Gesundheit in der Gesellschaft anderes als eine völlige Harmonie in all ihren Handlungen? — da er sich voll und ganz in den Kreis der übrigen damals gangbaren Anschauungen und Empfindungen einordnete. Doch in der Neuzeit, seitdem in den Anschauungen und Empfindungen die Humanität Geltung erhal-

[1] Siehe den Aufsatz: Dr. Pinsker und seine Broschüre, S. 165.

ten hat und für das soziale Leben maßgebend geworden ist, verdient der Judenhaß tatsächlich den Namen einer Krankheit, da er zu den Elementen, die die Basis der modernen Gesellschaft bilden, im Widerspruch steht.

Doch auf den Namen kommt es nicht an. Die Hauptsache bleibt, daß der Judenhaß samt seinen praktischen Konsequenzen sich als eine Suggestion der Vergangenheit in voller Geltung erhalten hat, obwohl sonst die Gegenwart in die Breite und in die Tiefe bedeutend gewachsen ist und auf allen Gebieten die Vergangenheit verdrängt hat. Dies beweist, daß jenes Erbstück der Vergangenheit so tief in den Gemütern wurzelt, daß die Gegenwart noch nicht an dasselbe herankommen konnte, um es im Geheimen zu unterwühlen.

Hätten die jüdischen Vorkämpfer der Emanzipation am Beginne des 19. Jahrhunderts diese Erscheinung beachtet, dann hätten sie sich mit Geduld — dieser uralten Waffe unseres Stammes — gewappnet und abgewartet, bis die Gegenwart, in der Breite und in der Tiefe erstarkt, auch dieses Erbstück der Vergangenheit geräuschlos unterwühlt und dessen praktische Konsequenzen in ein „totes Gerippe" verwandelt hätte. Erst dann wäre der geeignete Zeitpunkt gewesen, diese Überreste auch offen anzugreifen und sie gänzlich „von der Bühne des Lebens wegzufegen". Doch unsere Emanzipationsvorkämpfer waren bloß Anhänger der Gegenwart, und sie schlossen daher von sich auf die übrige Gesellschaft. In ihrem Innern hatte der konfessionelle oder nationale Haß keinen Raum mehr, und so setzten sie dasselbe auch bei der übrigen Gesellschaft voraus. Daß diese aber, soweit die Judenheit in Betracht kam, noch so stark an der Vergangenheit festhielt, betrachteten sie als einen bloßen logischen Fehler. Sie glaubten daher, daß man diesen Widerspruch bloß klarzulegen hätte, um sofort jeglichem Haß ein Ende zu setzen und für die Juden das goldene Zeitalter der Freiheit herbeizuführen. In der Tat kam auch die Gesellschaft anfangs in Verlegenheit und war ratlos den Einwürfen und Ansprüchen der Juden gegenüber, die plötzlich aus dem Ghetto heraustraten, um im Namen der humanen Gegenwart, auf die die Gesellschaft sich so viel

einbildete, ihre Forderungen zu stellen. Sie versuchte auch wirklich, die Stimme der Vergangenheit in ihrem Innern „gewaltsam zum Schweigen zu bringen" und entschloß sich, vielleicht mit innerem Widerstreben, auch die ihr so verhaßten Juden in das dreieinige Ideal der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" einzuschließen. Doch konnte dieser Zustand nicht von Dauer sein. Die Vergangenheit war noch viel zu stark, und je mehr die Gesellschaft sich bemühte, sie gewaltsam zum Schweigen zu bringen, um so stärker ließ sie sich in ihrem Innern vernehmen, bis dann schließlich ihre Stimme auch nach außen drang.

Aber selbst diese Erscheinung beachten wir nicht. Noch immer rufen wir in unserer Bedrängnis nach dem Zeitgeist und mahnen an den Widerspruch zwischen ihm und unserer Lage. Allein durch diese fortwährende und offene Mahnung zwingen wir bloß die Gesellschaft, nicht etwa die Vergangenheit mit der Wurzel zu entfernen — dies könnte sie nicht mehr, selbst wenn sie es wollte —, sondern nach allerlei künstlichen Hilfsmitteln zu fahnden, um sich die innere Ruhe zu verschaffen; etwa irgendeinen Vorwand ausfindig zu machen, der ihr gestatten würde, an dem liebgewonnenen Ideal der Gegenwart festzuhalten, aber mit der von der Vergangenheit geforderten, geringfügigen Korrektur: „Mit Ausnahme der Juden". Derartige künstliche Hilfsmittel bieten sich ihr in Form jener seltsamen und ungeheuerlichen Anschuldigungen, die, obwohl schon unzählige Male als lügenhaft gebrandmarkt, dennoch immer wieder ihre Auferstehung feiern. Denn diese Anschuldigungen sind — ebenso wie die Untersuchungen Galileïs und seiner Anhänger über das Verhältnis der Religion zum Kopernikanischen System — nichts anderes als die Folgen des psychologischen Zwanges, auf irgendeine Weise zwei starke feindliche Gewalten in ihrem Innern zu vereinigen. Solange daher die Gesellschaft dieser Hilfsmittel bedürfen wird, um sich über diesen Punkt innerlich zu beruhigen, so lange werden auch diese Anschuldigungen sich immer wieder erneuern, und so lange ist kein Kraut gegen sie gewachsen.

Aber auf Grund der bisherigen Ausführungen darf man auch

wohl annehmen, daß dieses Bedürfnis nach künstlichen Mitteln ein bloß vorübergehendes ist, da sich die Gesellschaft allmählich durch das fortwährende Zusammenstoßen der Vergangenheit mit der Gegenwart, welches wir ja herbeizuführen uns bestreben, an das Nebeneinander dieser beiden „autonomen Provinzen" in ihrem Innern gewöhnen wird, bis dann schließlich der Tag kommt, an welchem der Gegensatz zwischen beiden, dem inzwischen „die Zeit seine Schärfe genommen", ihr die Seelenruhe nicht mehr rauben wird, auch ohne jede künstliche Vermittlung.

Es ist also durchaus nicht ausgeschlossen, daß im Laufe der Zeit die Humanität, immer mehr in die Tiefe und in die Breite wachsend, sich in der Tat auf die gesamte Menschheit, auf die Schwarz- und Rothäute nicht minder denn auf die weiße Rasse, erstrecken wird. Sie wird nach dem Wunsche gewisser Kriminalisten den Mantel der Menschenliebe selbst über die allerschwersten Verbrecher breiten. Gerechtigkeit und Recht, Liebe und Barmherzigkeit werden die Welt erfüllen gegenüber allen Geschöpfen, und selbst „was da kreucht und fleucht", wird in diesen Bund der gesamten Kreatur eingeschlossen sein — „mit Ausnahme der Juden". Wenn aber dann jemand verwundert fragen sollte: „Wie ist es denn nur möglich? Der Widerspruch sticht ja in die Augen!", — dann werden ihm die Gebildeten, wie einst Secchi, erwidern: „Wenn wir uns mit der Humanität beschäftigen, vergessen wir die Juden, und wenn wir uns mit den Juden beschäftigen, vergessen wir die Humanität". Die Einfältigen aber werden einfältig erwidern: „Das ist ja 'ne alte Geschichte".

1892.

VII.

NACHAHMUNG UND ASSIMILATION

Mit dem Worte „Nachahmung" bezeichnen wir — zumeist in ungünstigem Sinne — alles, was der Mensch nicht aus der Tiefe seiner Eigenart heraus, nicht als notwendige Folge des

Zustandes seiner seelischen Kräfte und ihres Verhältnisses zur Außenwelt, sondern infolge der in ihm eingewurzelten Neigung, es anderen gleichzutun, es selbst so zu machen, nur weil andere es so machen, spricht und tut, denkt und empfindet.

Wenn es wahr ist, was manche Philosophen behaupten, daß das sittliche Gute absolut gut und ebenso das Böse absolut böse ist, daß wir nicht durch Verstandesschlüsse, sondern infolge eines uns innewohnenden sittlichen Instinkts zwischen beiden unterscheiden, dann dürfen wir wohl die Nachahmung als moralisch minderwertig bezeichnen, da unser sittlicher Instinkt diese äffische Eigenschaft nicht gutheißt. Wenn aber jene anderen Recht haben, die die Unterscheidung zwischen Gut und Böse auf die Abwägung ihrer Vorteile (beziehungsweise Nachteile) für das Wohlergehen und die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft zurückführen, dann sind wir wohl berechtigt, das ungünstige Urteil unseres sittlichen Instinktes in diesem Punkte anzuzweifeln. Wenn auch die Theorie des französischen Philosophen Tarde, der die ganze Menschengeschichte als Ergebnis der nach bestimmten Gesetzen wirkenden Nachahmung betrachtet, nicht ohne Übertreibung und Einseitigkeit ist, so genügt doch schon ein wenig Nachdenken, um die Richtigkeit der Grundtatsache anzuerkennen, daß diese häßliche Eigenschaft in der Tat eine der Grundlagen der menschlichen Gesellschaft bildet, ohne welche diese weder hätte entstehen, noch nach ihrer Entstehung sich entwickeln können. Dies ist ja auch ganz natürlich. Denn wären die Menschen so beschaffen, daß sie in keinem Punkte voneinander beeinflußt würden, sondern ein jeder „aus der Tiefe seiner Eigenart heraus" denken und handeln würde, ohne irgendeine fremde geistige Macht auf sich einwirken zu lassen, — wie wären dann je solche Menschen zu konventionellen sozialen Werten gelangt, zu festen Gesetzen und Sitten, zu allgemeinen religiösen und sittlichen Begriffen und dergleichen Dingen mehr, die in ihrer Gesamtheit zwar alle natürliche Folgen allgemeiner Ursachen sind, aber in ihren Einzelheiten besondere individuelle Ursachen voraussetzen? Was aber vor allem ins Gewicht fällt: Wie wäre denn in ir-

gendeiner Gesellschaft die Entstehung und Entwicklung der Sprache denkbar, wenn nicht ein jeder dem anderen nachahmte, sondern statt dessen wartete, bis ihn seine eigenen seelischen Kräfte dazu bringen, jeden Gegenstand genau mit demselben Namen zu bezeichnen wie sein Nachbar? — Und so wäre der Mensch ohne Sprache geblieben und hätte sich nie aus dem tierischen Zustande emporgerungen.

Indessen würde auch die Nachahmung nicht genügen, die Verbreitung dieser Werte unter allen Individuen der Gesellschaft durchzusetzen, wenn sie bloß bewirkte, daß ein jeder alle seine Nachbarn in genau demselben Maße nachahmte. Denn dann wären ja die Objekte der Nachahmung ebenso zahlreich wie die Nachahmer selber, und ein jeder würde sich gemäß dem „Zustande seiner seelischen Kräfte" zum Gegenstand für seine Nachahmung eines dieser Objekte aus vielen heraussuchen, so daß wiederum keine einheitlichen sozialen Werte möglich wären. Um daher der ganzen Gesellschaft ein einheitliches Gepräge zu geben, ist es notwendig, daß ein gemeinsamer Mittelpunkt existiere, der imstande ist, alle Herzen gefangen zu nehmen, — die nahen unmittelbar, die fernen mittels der nahen — und auf diese Weise das einzige oder mindestens hauptsächliche Objekt für die Nachahmung aller übrigen darzustellen.

Einen derartigen allgemeinen Mittelpunkt finden wir in der Tat in jeder Gesellschaft in den Anfangsstadien ihrer Entwicklung, besonders in jener grauen Vorzeit, da der Geist des Menschen sich aus der Tiefe der Tierheit zu der Höhe eines menschlichen, sozialen Lebens mühsam emporrang. Auf dieser niederen Stufe — die wir in ähnlicher Form noch jetzt bei den wilden Stämmen wiederfinden — da der Mensch auf allen Seiten von Gefahren umringt ist, fühlt er besonders den Wert der körperlichen Kraft und erweist dem Stärkeren göttliche Ehren. Die ganze Familie oder der ganze Stamm blickt dann mit demütiger Verehrung zu dem Oberhaupt und Beschützer, dem „göttlichen Fürsten", empor und sie entäußern sich gleichsam ihres Selbst samt all ihren Eigentümlichkeiten und Neigungen vor der Erhabenheit dieses „Ideals". Es ist daher

nicht zu verwundern, daß gerade er von nun an den Mittelpunkt bildet, dem die Nachahmungssucht seiner Mitmenschen von selbst zustrebt, und daß ohne jegliches Hinzutun seinerseits, einzig und allein infolge der Selbstentäußerung der niedrigeren Individualität vor der höheren, seine Worte, Taten und Manieren zum Gesamtgut der Gesellschaft werden. Dieses Gesamtgut vererbt sich sodann von den Vätern auf die Söhne, und auch unter diesen befindet sich in jeder Generation ein „göttlicher Fürst", der das Erbe der Väter treu bewahrt und da, wo es den fortgeschrittenen Lebensbedürfnissen nicht mehr genügt, das seinige hinzufügt, das auch wieder vermittels der Nachahmung zum Gemeingut wird. Auf diese Weise erweitert und entwickelt sich leicht ein soziales, fest ausgeprägtes Zusammenleben in jeder Gesellschaft, deren Individuen im Laufe der Zeit gewissermaßen als viele Abklatsche eines einzigen Gesamttypus erscheinen.

Es gibt keine Nation und keine Gesellschaft, nicht einmal unter den allerjüngsten, die sich nicht im Anfangsstadium in diesem oder in einem ähnlichen Zustande befunden hätte: in dem Zustande der Entstehung und des Zusammenschlusses der getrennten Elemente zu einem einzigen sozialen Körper, rings um große „zentrale" Männer, vermittels der Nachahmung der Selbstentäußerung. Nur daß in späterer Zeit, nachdem der menschliche Geist etwas fortgeschritten ist, die Ursache der Selbstentäußerung und daher die Ursache der Nachahmung und des sozialen Zusammenschlusses nicht bloß eine körperliche Kraft, sondern auch eine große geistige Kraft werden kann.

* * *

Allein die Nachahmung dieser Art, deren Mittelpunkt ein „zentraler" Mann bildet, verringert sich notwendig von Geschlecht zu Geschlecht. Denn da eine jede neue Generation die bisherigen Ergebnisse der Nachahmung, d. h. die Errungenschaften, die bereits zum Gemeingut geworden sind, von den vorangegangenen Generationen übernimmt, und da mit der Ausbreitung und Erweiterung dieser Errungenschaften das Ge-

präge der Gesellschaft immer mehr an Vollkommenheit gewinnt, so kommt schließlich die Zeit, da dieses soziale Gepräge vollständig ausgebildet und von allen Seiten scharf umrissen ist, ohne daß noch die Führer der lebenden Generationen Gelegenheit hätten, auch ihrerseits prinzipielle Neuerungen hinzuzufügen. Den gemeinsamen Mittelpunkt der Nachahmung bildet dann lediglich die Vergangenheit, die Gesamtheit jener „zentralen Männer", die zu ihren Lebzeiten ihr persönliches Gepräge der ganzen Gesellschaft aufdrückten. Und in derselben Weise, in der die Nachahmungsergebnisse aller Generationen der Entstehungsperiode sich zu einer Gesellschaftsordnung verdichtet haben, werden jetzt auch die Schöpfer dieser Ordnung, die in jenen Generationen lebten, zu einem einzigen Nachahmungszentrum verdichtet, welches gleichsam ein abstraktes Sonderwesen bildet. Sie werden in dem Begriff „Ahnen" zusammengefaßt, gegenüber denen die neuen Generationen mitsamt ihren Führern sich ihrer Individualität entäußern und in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle mit „demütiger Verehrung" zu den glorreichen Helden der Vergangenheit emporblicken.

Daneben hört allerdings auch die gegenseitige Nachahmung unter den Individuen der lebenden Generation nicht auf, aber sie geht bloß in unwichtigen Einzelheiten und ohne gemeinsamen Mittelpunkt vor sich und auch ihr Ursprung ist zumeist ein ganz anderer. Anstatt der aus der „demütigen Verehrung" fließenden Selbstentäußerung, die unter den Individuen der gegenwärtigen Generation kein passendes Objekt mehr findet, weil sie alle in gleicher Weise von der Vergangenheit abhängig sind, pflegt jetzt die gegenseitige Nachahmung unter den Lebenden durch die Konkurrenz erweckt zu werden, deren Beweggrund der Neid und die Selbstliebe sind. Vielen gelingt es, die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft auf sich zu lenken und durch irgendeine Leistung, sei sie theoretischer oder praktischer Natur, sich über ihre Genossen zu erheben. Deren Erfolg regt auch die anderen zur Nachahmung an, aber nicht mehr, weil diese sich ihrer Eigenart entäußern

wollen, sondern im Gegenteil, weil sie ihre Eigenart bewahren wollen, weil auch sie das Bestreben haben, sich zu der Höhe ihrer Genossen emporzuschwingen.

Und ebenso wie sich die Nachahmung der letzten Art von der früheren in ihrem Ursprung unterscheidet, so unterscheiden sich beide auch in ihrer Beschaffenheit. Im Zustande der Selbstentäußerung will der Mensch sich den Geist des Nachgeahmten, der sich in dessen Taten offenbart, zu eigen machen, und deswegen ahmt er diese Taten vollständig nach, ohne im Geringsten von der Form abzuweichen, die ihnen jener ihn so mächtig anziehende Geist gegeben hat. Hingegen im Zustande der Konkurrenz will der Nachahmer lediglich seinen eigenen Geist durch jene Taten ausprägen, die der Nachgeahmte gemäß seinem Geiste vollbracht hat, und er bestrebt sich daher, das gegebene Vorbild zu variieren, insofern, als sein eigener Geist von dem Geiste des andern und sein eigener Zustand von dem Zustande des andern verschieden ist.

Aber auch die Nachahmung der letzteren Art ist von großem Vorteil für die Gesellschaft. Wenn die Nachahmung der Selbstentäußerung, die die „Ahnen" zum Mittelpunkt hat, die retardierende Kraft bildet, die die Gesellschaft in ihrem Bestande festhält, so stellt die Nachahmung der Konkurrenz zwischen ihren Individuen die impulsive Kraft dar, die sie immer weiter vorwärts treibt, nicht durch gewaltsame Eruptionen und plötzliche Erschütterungen, sondern durch geringe, aber ununterbrochene Änderungen, die im Laufe der Zeit zu einer großen Summe anwachsen und die von den „Ahnen" gezogenen Schranken durchbrechen.

* * *

Doch bleibt die Nachahmung nicht immer auf den Umkreis einer einzigen Gesellschaft beschränkt. Das fortgeschrittene soziale Leben bringt schließlich die verschiedenen Gesellschaften in Berührung miteinander und zwingt sie, sich gegenseitig kennen zu lernen. Dann muß notwendig die Nachahmung ihr Gebiet erweitern und die Grenzen der Gesellschaft und der Nation überschreiten.

Die Beschaffenheit der Nachahmung dieser Art hängt mit der Beschaffenheit der sich berührenden Gesellschaften zusammen. Sind sie sich in bezug auf das Maß ihrer Kräfte und die Stufe ihrer Bildung gleich oder ähnlich, dann beginnt sofort unter ihnen die konkurrierende Nachahmung: sie lernen von einander verschiedene Dinge, die zur schärferen Ausprägung ihrer Eigenart dienen, und suchen in diesen Dingen sich gegenseitig zu übertreffen. Steht hingegen die eine Gesellschaft in ihren körperlichen oder geistigen Kräften hinter der anderen um viele Grade zurück, so daß sie beim Anblick dieser ihrer Gegnerin notwendig ihre eigene Nichtigkeit und das Gefühl der Selbstentäußerung empfinden muß, dann treibt sie diese Selbstentäußerung zur Nachahmung der anderen, nicht zum Zwecke der Ausprägung ihrer eigenen Individualität, sondern bloß aus „demütiger Verehrung"; und deswegen ist die Nachahmung eine vollständige, ohne jegliche Abänderung. Sie kopiert dann ihre Gegnerin nicht bloß in denjenigen Dingen, die sie zu dieser Selbstentäußerung geführt haben und in denen die nachgeahmte Gesellschaft in der Tat zu einer hohen Stufe gelangt ist, sondern sie ahmt sie sogar in den Dingen nach, an welchen jene Gesellschaft selber bloß infolge ihrer Selbstentäußerung vor ihrer eigenen fernen Vergangenheit festhält, die aber an und für sich durchaus nicht die Macht hätten, eine andere Gesellschaft zur Selbstentäußerung zu veranlassen.

Ein derartiger Zustand ist für die darin befindliche Gesellschaft mit der größten Gefahr verbunden. Die neue Selbstentäußerung vor der fremden Gesellschaft schwächt nach und nach die alte Selbstentäußerung vor den „Ahnen" ab. Das Nachahmungszentrum rückt allmählich von diesen zu jener hinüber, und das Gefühl der nationalen und sozialen Zusammengehörigkeit geht, da es seinen Stützpunkt verloren hat, allmählich seinem Untergang entgegen. Die Gesellschaft gelangt schließlich zu jenem seltsamen Zustande einer wandelnden Ruine, der weder Tod noch Leben bedeutet, und ihre Mitglieder beginnen ihre individuelle Eigenart aus dieser seltsamen Lage dadurch zu befreien, daß sie mit der fremden Gesellschaft eine vollständige Assimilation eingehen.

Ist die Ursache der Selbstentäußerung eine materielle Kraft und hat die schwächere Gesellschaft keinerlei Aussicht, auch ihrerseits zu großer materieller Macht zu gelangen, dann gibt es für sie in der Tat keine andere Rettung als die Assimilation. Auf diese Weise sind auch alle jene kleinen Nationen, die ihr Land an ihre stärkeren Gegnerinnen verloren haben, zugrunde gegangen. Die Kraft der Faust, das am meisten verehrte Ideal jener Zeit, trieb stets die besiegte Nation zur Selbstentäußerung vor der Siegerin. Wenn sie nun in diesem Zustande der Sklaverei und Erniedrigung längere Zeit verweilt hat, ohne sich helfen zu können, verliert sich allmählich in den Herzen ihrer Mitglieder das Gefühl der Ehrfurcht vor den „Ahnen", bis sie ihre Nation einzelweise verlassen und in der stärkeren verschwinden.

Anders hingegen verhält es sich gewöhnlich, wenn die Selbstentäußerung von einer großen geistigen Kraft ausgeht. Die fremde materielle Kraft ist für jedermann durch ihre Wirkungen sichtbar. Es ist daher dem Schwächeren unmöglich, ihren Wert zu verkleinern oder ihren Wirkungen Einhalt zu tun. Eine geistige Macht hingegen, die von außen kommt, ist nicht allgemein sichtbar und man kann daher Mittel und Wege finden, ihre Bedeutung herabzusetzen und ihr den Weg in die fremde Gesellschaft zu versperren. Wenn daher eine fremde geistige Kraft in irgendeiner Gesellschaft deren Selbstentäußerung hervorruft, so daß die Glieder derselben die fremde Lebensweise, in der sich jene Kraft verkörpert, zu kopieren beginnen — dann erheben sich stets patriotische Eiferer, die die Bedeutung der fremden Kraft in den Augen ihrer Mitgenossen herabzusetzen und diese von der fremden Lebensweise vollkommen fernzuhalten suchen, damit sie ihnen unbekannt und unverstanden bleibe und keine Anziehung auf sie ausübe. Zumeist gelingt es auch diesen Patrioten, der Ausbreitung der neuen Kraft allerlei Hindernisse in den Weg zu legen und auf diese Weise ihren Wirkungen im Anfangsstadium Einhalt zu tun. Aber diese Hinderung bringt keine dauernde Heilung. Vielmehr bleibt die Gesellschaft stets der Gefahr ausgesetzt, daß sie durch die Lebensbedingungen gezwungen wer-

den könnte, sich der ferngehaltenen Gesellschaft zu nähern, und daß dann wiederum die Annäherung die Selbstentäußerung, die Selbstentäußerung die Nachahmung und die Nachahmung schließlich die Assimilation bewirken wird. Ja noch mehr, schon das künstliche Fernhalten an und für sich hat häufig das Gegenteil des Gewünschten zur Folge, indem sie bei vielen, welche das fremde Leben von der Ferne schauen und im Geheimen danach begehren, den Drang zur Selbstentäußerung noch verstärkt und sie schließlich dahin bringt, daß sie mit einem Male den Zaun durchbrechen und ins feindliche Lager desertieren.

Tatsachen dieser Art bringen schließlich in den meisten Fällen die Führer der Gesellschaft dazu, daß diese endlich — wohl ihnen, wenn es noch rechtzeitig geschieht — ein Einsehen haben und zur Überzeugung gelangen, daß nicht die Nachahmung an und für sich die Assimilation bewirkt, sondern daß es die Selbstentäußerung ist, die vermittels der Nachahmung die Assimilation herbeiführt; daß man daher, anstatt der Nachahmung Einhalt zu tun, die Selbstentäußerung an sich überwinden muß, und zwar gleichfalls vermittels der Nachahmung, aber in Form der Konkurrenz. Man muß — mit anderen Worten — die betreffende Gesellschaft mit jener geistigen Kraft, die sie zur Selbstentäußerung antreibt, derartig erfüllen, daß sie keinerlei Ursache mehr hat, zu der fremden Lebensordnung, in der sich jene Kraft ausprägt, mit „demütiger Verehrung" emporzublicken, sondern im Gegenteil sich genau derselben Kraft bedient, um „ihren eigenen Geist durch jene Taten auszuprägen, die der Nachgeahmte gemäß seinem Geiste vollbracht hatte". Nachdem aber die Gesellschaft diese Art der Nachahmung gewählt hat, flößt ihr die Eigenliebe Selbstvertrauen ein und läßt in ihren Augen die von ihr individuell nachgeahmten Taten wertvoller erscheinen als die Leistungen der anderen. Je mehr sie auf diese Weise in der Nachahmung fortfährt, um so mehr prägt sie ihren Geist in dieser Nachahmung aus und geht immer mehr und mehr von dem Vorbilde der nachgeahmten Gesellschaft ab. So wird in ihr das Gefühl ihrer Eigenart immer stärker und die Gefahr der Assimilation ist vorüber.

In dieser Weise vollzog sich die Nachahmung im Altertum bei den Römern in ihrem Verhältnis zur hellenischen Kultur und in der neueren Zeit bei den Russen in ihrem Verhältnis zur Zivilisation des Westens. Beide begannen in gleicher Weise mit der Selbstentäußerung vor der fremden geistigen Macht und kopierten daher vollständig die fremde Lebensweise, die Art des Denkens, Sprechens und Handelns. Patrioten, wie der römische Cato, die dem Strom der Nachahmung einen Damm entgegensetzen wollten, hatten nur teilweisen und vorübergehenden Erfolg. Als sich aber lebenserfahrene Patrioten erhoben und die Nachahmung in die Gestalt der Konkurrenz hinüberzuleiten begannen, um dadurch die fremde geistige Macht, die die Selbstentäußerung verursacht hatte, im Leben ihres Volkes gemäß seiner Eigenart auszuprägen, da hörte die Selbstentäußerung von selbst auf, und die Nachahmung trug nur noch zur Stärkung des nationalen Selbstgefühles bei.

* * *

Dies ist auch der Grund, weshalb das jüdische Volk in der Zerstreuung bestehen geblieben und trotz der ihm innewohnenden Nachahmungssucht in den anderen Nationen nicht aufgegangen ist.

Noch zu den Zeiten der Propheten haben unsere Vorfahren gelernt, die körperliche Kraft innerlich zu verachten und nur die Kraft des Geistes hochzuhalten. Die harte Hand ihrer Peiniger konnte sie daher nie mehr zur Selbstentäußerung bringen. Nur eine große geistige Kraft, die sich in einem fremden Volke offenbarte, war imstande, sie zur Selbstentäußerung anzutreiben und jenem Volkstum geneigt zu machen. Die Führer des Volkes, die dies merkten, bemühten sich daher, sie von dem geistigen Leben der betreffenden Nation völlig fernzuhalten und selbst die unschuldigste Nachahmung zu verhindern. Dieses Fernhalten aber konnte — abgesehen davon, daß es viele dazu brachte, „mit einem Male den Zaun zu durchbrechen" — schon durch unsere Stellung innerhalb der Völker nicht immer durchgeführt werden. Als nun die Annäherung eintrat und ungehindert zunahm, da stellte es sich regelmäßig

heraus, daß die Befürchtungen der Patrioten und ihre Isolierungsmaßregeln grundlos und unnötig waren, weil das jüdische Volk nicht bloß eine große Nachahmungssucht, sondern auch eine große Nachahmungskunst besitzt. Was der Jude nachahmt, ahmt er gut nach, und in kurzer Zeit gelingt es ihm, jene fremde Kraft, die ihn früher zur Selbstentäußerung getrieben hatte, sich vollständig zu eigen zu machen. Mit Hilfe seiner geistigen Führer lernt er dann, sich dieser Kraft zur Ausprägung seiner eigenen Individualität zu bedienen. Die Selbstentäußerung verschwindet von selbst und die Nachahmung nimmt die Form der Konkurrenz an, in der sie das nationale Selbstgefühl nur noch erhöht.

Schon lange bevor die Hellenisten in Palästina das Judentum zugunsten der hellenischen Kultur aufgeben wollten, waren die Juden in Ägypten sowohl in ihrer Lebensweise als auch in ihren Anschauungen und in ihrem wissenschaftlichen Streben in nahe Beziehung zu den Griechen getreten, ohne daß eine besonders starke Neigung zur Assimilation in ihrer Mitte wahrzunehmen gewesen wäre. Sie bedienten sich vielmehr ihres hellenischen Wissens, um durch dasselbe die Eigenart des Judentums auszuprägen, dessen Herrlichkeit aller Welt zu offenbaren und seine Erhabenheit über die griechische Gedankenwelt darzutun. Das bedeutet also, daß sie vermittels der Nachahmung, die anfangs ihre Selbstentäußerung vor der fremden Geistesmacht hervorgerufen hatte, sich diese letztere zu eigen machten und sodann von dieser Selbstentäußerung zur Konkurrenz fortschritten.

Hätten jene „Siebzig", die für die ägyptischen Juden die griechische Bibelübersetzung hergestellt haben, gleichzeitig für die palästinensischen Juden Plato ins Hebräische übersetzt und dadurch die griechische Gedankenwelt zum Gemeingut unseres Volkes in seinem Lande und in seiner Zunge gemacht, dann wäre sehr wahrscheinlich auch in Palästina die Selbstentäußerung in Konkurrenz übergegangen, und die Entwicklung der jüdischen Eigenart hätte dann einen viel bedeutenderen und großartigeren Verlauf genommen. Es hätte dann naturgemäß im Judentum keine „Griechlinge" gegeben; somit

wären auch vielleicht die Makkabäer samt all den geistigen Folgen, die in letztem Grunde in jener Epoche wurzeln, überflüssig gewesen, und wer weiß, ob nicht die ganze Weltgeschichte eine vollständig andere Entwicklung genommen hätte.

Doch die „Siebzig" haben dies unterlassen, und erst in viel späterer Zeit, durch das Medium der Araber, wurde die hellenische Geisteswelt zum Eigentum unseres Volkes in seiner Zunge, aber nicht mehr in seinem Lande. Aber trotzdem sehen wir auch da, auf fremdem Boden, die Selbstentäußerung in kurzer Zeit in Konkurrenz übergehen und die Nachahmung in dieser Gestalt Wunderbares wirken. Die Sprache, die Literatur, die Religion — sie alle feierten ihre Auferstehung und förderten die Ausprägung der jüdischen Eigenart durch die neue Geistesmacht. Und so sehr verwuchs schließlich diese Geistesmacht mit dem Judentum, daß die jüdischen Denker an ihren fremden Ursprung nicht glauben wollten, und weil sie nicht begreifen konnten, wie das Judentum jemals ohne sie bestehen konnte, ruhten sie nicht eher, bis sie eine alte Überlieferung entdeckten, nach welcher Sokrates und Plato Schüler der Propheten waren und die ganze griechische Weisheit lediglich ein Plagiat an jüdischen Literaturwerken darstellt, die während der Tempelzerstörung verloren gegangen waren.

Seit jener Zeit erlebte das jüdische Volk nacheinander zwei Perioden, von denen die eine, die längere, durch eine gänzliche Entfremdung, die andere, kürzere, durch eine gänzliche Selbstentäußerung gekennzeichnet ist. Aber auch diesmal ringt sich allmählich die Erkenntnis durch, daß beide unberechtigt waren und daß der richtige Weg, nämlich die Vervollkommnung der nationalen Eigenart durch eine Nachahmung in Form der Konkurrenz, in der Mitte liegt.

Die Symptome dieser aufdämmernden Erkenntnis sind nicht erst in der allerjüngsten Zeit, da der Nationalismus zu einer besonderen Partei im Judentum geworden ist, wahrzunehmen. Vielmehr lassen sie sich schon seit geraumer Zeit beobachten: auf theoretischem Gebiete in der neugeschaffenen Wissenschaft

des Judentums in europäischen Sprachen, auf praktischem Gebiete in den Reformbestrebungen zugunsten einer Umgestaltung der äußeren Form der jüdischen Religion. Zwar erscheinen diese Bestrebungen in den Augen vieler, selbst mancher ihrer Vertreter, als ein bedeutender Schritt auf dem Wege zur Assimilation, aber das ist ein Irrtum. Denn sobald die Selbstentäußerung so weit gediehen ist, daß diejenigen, die sie üben, keinen inneren Zusammenhang mit dem „Erbe der Väter" mehr empfinden, sondern sich von ihm durch Aufgehen in der fremden Gesellschaft loszulösen suchen, empfinden sie auch keinerlei Bedürfnis mehr, ihr väterliches Erbe bis zum Grade der nach ihren Begriffen wünschenswerten Vollkommenheit zu erheben. Sie sind im Gegenteil mehr geneigt, alles beim alten zu lassen, bis es von selbst geräuschlos verschwindet. Bis dahin aber ahmen sie, sobald sie in diese Notlage kommen, die Handlungen der Väter mit einer Art von künstlicher Selbstentäußerung nach, mit einer Gleichgültigkeit, als ob nicht sie die Handelnden wären, sondern der Geist der Väter sich ihrer bemächtigt hätte und die Handlungen in derselben Weise übte, wie er es in früherer Zeit gewohnt war.

Geiger spricht irgendwo die Ansicht aus, daß derjenige, der jetzt hebräisch schreibt, in seinem Inneren keinen Zusammenhang mehr mit dem Geschriebenen empfinde, sondern unwillkürlich in eine ganz andere Gedankenwelt, in die Welt der Talmudweisen und Rabbinen versetzt und in ihren Anschauungskreis hineingezwungen werde. Diese Ansicht hat auch in der Tat ihre Berechtigung bei den jüdischen Gelehrten Westeuropas, deren hebräischer Stil deutlich genug verrät, daß die Sprache ihres Volkes nicht mehr ein Teil ihrer Individualität ist. Aber die hebräischen Schriftsteller des Ostens und des Heiligen Landes, die noch jetzt die Sprache ihrer Väter als einen Teil ihres Selbst empfinden, fühlen gerade, wenn sie hebräisch schreiben, das Bedürfnis, aus dem tiefsten Innern ihrer Eigenart heraus zu schaffen, und sie bemühen sich daher, die Sprache umzugestalten und so zu vervollkommnen, daß sie auch ihnen, wie einst ihren Vätern, zum bequemen Ausdruck ihrer eigenen Geisteswelt werden kann.

Wenn wir nun sehen, wie Geiger und seine Nachfolger ihre Zeit und Kraft der (wie sie glauben) Vervollkommnung des religiösen Bestandteils des „Erbes der Väter" widmen und sich hier nicht zufriedengeben mit dem, was sie dort sehr wohl zufriedenstellt, dann ist es für uns ein sicherer Beweis, daß hier der Kernpunkt ihrer jüdischen Individualität ist, die zwar zusammengeschrumpft, aber noch nicht verschwunden ist; und daß ihr wahrer und innerer Wunsch (ob sie es sich und den anderen eingestehen oder nicht) darauf gerichtet ist, „ihren eigenen Geist durch jene Taten auszuprägen, die der Nachgeahmte gemäß seinem Geiste vollbracht hat".

* * *

Vor der Assimilation braucht also unser Volk auch in der Zukunft keine Angst zu haben. Wohl aber kann und muß es die Zersplitterung befürchten. Denn da die Art der Tätigkeit, in welcher unser Volk sein nationales Selbst entwickelt, in jedem Lande von der fremden geistigen Kraft, die dort maßgebend ist und sie zur konkurrierenden Nachahmung antreibt, abhängig ist, so steht zu befürchten, daß diese Tätigkeit sich nach verschiedenen Seiten hin, je nach der Verschiedenheit der geistigen Kraft in den verschiedenen Ländern, zersplittern könnte, so daß im Laufe der Zeit das jüdische Volk nicht mehr ein Volk ist, sondern, wie in seinem Anfangsstadium, in vereinzelte Stämme zerfällt.

Für diese Befürchtung lassen sich in der Tat Argumente aus der Erfahrung beibringen. In den Ländern Osteuropas z. B. erhielten die Juden ihre Kultur von den Juden Deutschlands. Der Träger der Selbstentäußerung und damit auch das Nachahmungszentrum war für sie nicht die fremde geistige Macht in ihrem eigenen Lande, sondern ihre Volksgenossen in einem anderen Lande. Sie ahmten daher die letzteren vollständig nach, ohne an den Unterschied des Landes und der Verhältnisse zu denken, und suchten sich in allen Einzelheiten als echte Germanen zu gebärden. Als aber nach einiger Zeit die Aufklärung bis zu einem gewissen Grade auch zu den östlichen Juden gedrungen und die neue Kraft ihnen zum Bewußtsein gekommen war, da gingen sie sofort auch in ihrem

Verhältnis zu den deutschen Juden von der Selbstentäußerung zur Konkurrenz über und begannen ihr Vorbild zu variieren, entsprechend der Verschiedenheit der geistigen Macht in ihrem eigenen Lande.[1] In derselben Weise sind die französischen Juden noch jetzt die Träger der Selbstentäußerung und ein Nachahmungszentrum für die Juden des Orients. Aber auch dort ist dieser Zustand bloß ein vorübergehender und wird nur so lange dauern, bis ihnen die neue Kraft zum Bewußtsein gekommen sein wird. — Und so sehen wir, daß je mehr irgendein Teil unseres Volkes an geistiger Reife zunimmt, er sich auch in demselben Maße von der Herrschaft des anderen Teiles, von seinem ehemaligen Nachahmungszentrum, befreit, und die Gefahr der Zersplitterung rückt immer näher heran.

Aber auch für diese Gefahr gibt es eine Rettung — und nur eine Rettung. Ebenso wie in der Gesellschaft, im Zustande der Entstehung, der Zusammenschluß der einzelnen Individuen, trotz ihrer persönlichen Eigentümlichkeiten, durch einen zentralen Mann bewirkt wird, so kann auch eine Nation im Zustande der Zersplitterung den Zusammenschluß ihrer Teile, trotz der lokalen Eigentümlichkeiten, durch einen zentralen Ort erreichen, der an und für sich und nicht durch irgendeinen zufälligen und ephemeren Umstand Anziehungskraft genug besitzt, um allen zerstreuten Teilen der Nation ein gewisses Maß von Selbstentäußerung einzuflößen, so daß die Ergebnisse der konkurrierenden Nachahmung in ihm ein ausgleichendes und richtunggebendes Element fänden.

Wenn nun in den Tagen der ersten Zersplitterung im Kindheitsalter unseres Volkes die Tapferkeit Davids und die Weisheit Salomos ausreichend waren, um einen derartigen örtlichen Mittelpunkt, wohin nach dem Worte des Psalmisten früher

[1] [Die europäische Aufklärung gelangte zu den russischen Juden auf dem Wege über Deutschland, durch Vermittlung des Mendelssohnschen Kreises. Es ist noch nicht allzu lange her, daß man dort jeden, der europäisches Wissen besaß, als „Berliner“ bezeichnete, und noch jetzt wird in Polen derjenige, der europäische Kleidung trägt, ein „Daitsch“ (Deutscher) genannt. Daher die blinde Nachahmung der deutschen Juden, die Jahrzehnte hindurch in den „aufgeklärten“ Kreisen der russischen Judenheit herrschte. Einige Reste dieser Nachahmung (so z. B. die wenigen Orgelsynagogen, in denen eine Zeitlang deutsch gepredigt wurde) haben sich bis jetzt erhalten.]

„die Stämme Gottes in Stämmen zogen", zu schaffen, so ist jetzt im Greisenalter des Volkes weder der Held mit seiner Tapferkeit, noch der Weise mit seiner Weisheit, noch endlich der Millionär mit seinen Millionen imstande, eine derartige Neuschöpfung ins Leben zu rufen. Und so werden diejenigen, denen an der Einheit des jüdischen Volkes gelegen ist, ob sie es wollen oder nicht, sich in die geschichtliche Notwendigkeit ergeben und ihre Blicke nach dem Osten richten müssen — dem Nachahmungszentrum von ehedem.

1893.

VIII.

PRIESTER UND PROPHET

Die Mechanik lehrt, daß zwei Bewegungskräfte, von denen die eine beispielsweise nach Osten, die andere nach Norden strebt, im Falle ihres Zusammentreffens eine mittlere Bewegung, eine Resultante erzeugen, die weder nach Osten noch nach Norden geht, sondern die Mitte einschlägt. In früheren Zeiten, als man noch jede Bewegung auf eine Willensbewegung zurückführte, hatte man sich vielleicht auch diese Erscheinung so zurechtgelegt, als ob die beiden Kräfte sich friedlich ausgeglichen und eine jede von ihnen, um auch der anderen Raum zu gönnen, aus freien Stücken ihre Ansprüche herabgemindert hätte. Jetzt aber, da wir zwischen einer mechanischen und einer Willensbewegung unterscheiden, jetzt wissen wir, daß nicht aus freien Stücken und nicht mit Bewußtsein die beiden Grundkräfte einen „Ausgleich" herbeiführen, daß im Gegenteil eine jede unverrückt in ihrer Bahn beharrt und sich nicht um Haaresbreite aus derselben drängen läßt. Aber aus diesem beiderseitigen Beharren resultiert von selbst eine dritte, mittlere Bewegung, die keiner von beiden vollkommen entspricht.

Selbst die Bewegungen der Planeten in ihren Bahnen werden bekanntlich nicht bloß durch das Verhältnis eines jeden von ihnen zur Sonne, sondern außerdem noch durch die auf-

einander ausgeübten Wirkungen bestimmt, die einen jeden von ihnen zwingen, um ein weniges von jener Bahn abzuweichen, die er durchlaufen würde, wenn er der einzige wäre. Wenn es uns also, wie einst Pytagoras, vergönnt wäre, der Harmonie der Sphären zu lauschen, dann würden wir vielleicht nichts anderes vernehmen, als ein ewiges Gezänke in den „oberen Regionen", in denen ein jeder Himmelskörper mit Aufgebot all seiner Kräfte sich gemäß seiner persönlichen Neigung Bahn zu brechen sucht und zugunsten seiner übrigen Genossen nicht auf das mindeste verzichten will. Da indes alle in derselben Weise handeln, erreicht auch nicht einer von ihnen seine persönlichen Wünsche in vollem Umfange, und so ergibt sich die äußere Harmonie von selbst: durch die Wechselwirkungen aller und ohne die Zustimmung eines einzigen von ihnen. Ja noch mehr, selbst wenn ein Wunder geschähe und ein Teil von ihnen eine Anwandlung von Hochherzigkeit bekäme, so daß sie über den engen Kreis ihrer egoistischen Wünsche hinaus auch die Wünsche ihrer Rivalen berechtigt fänden und ihnen frohen Herzens Platz machten, dann wäre der Weltlauf im Nu unterbrochen, und der Kosmos würde sich in ein Chaos auflösen.

Und wäre dem menschlichen Auge ein Einblick in die Vorgänge des Mikrokosmos, des menschlichen Seelenlebens, vergönnt, dann würden wir auch dort eine ähnliche Erscheinung beobachten.

Die alten jüdischen Weisen, die das gesamte Leben durch die Brille der Ethik sahen, erblickten im Seelenleben nur zwei „Elementarkräfte": den „guten Trieb" und den „bösen Trieb". Der Kampf zwischen diesen entgegengesetzten Prinzipien zieht sich nach dieser Anschauung ungeschwächt und unaufhörlich während der ganzen Dauer des menschlichen Lebens dahin, und die Möglichkeit einer Versöhnung ist absolut ausgeschlossen, da ein jedes von ihnen seinen Willen in seinem ganzen Umfang bis zum letzten Extrem unbedingt durchzusetzen sucht. Der böse Trieb ist absolut böse und zeigt auch nicht eine Spur des Guten. Bis an den Rand des Grabes lauert er dem Menschen auf, reizt ihn zu bösen Handlungen und regt

in ihm niedrige Leidenschaften an, und sein ganzes Streben ist unerbittlich darauf gerichtet, seinen Anhänger in den tiefsten Pfuhl der Sünde und des Schmutzes hinabzuzerren. Der „gute Trieb" hingegen ist absolut gut. Er kann das Böse nicht vertragen, in welcher Form, in welchem Grade und zu welchem Zwecke es auch auftreten mag, verabscheut die „Eitelkeiten dieser Welt", selbst die naturnotwendigen, weil sie ihrem Wesen nach minderwertig sind, und ist mit all seinen Kräften bestrebt, seinen Anhänger immer höher und höher zu heben und ihn gänzlich zu einem intelligiblen Wesen zu machen. Fiat iustitia, pereat mundus! — ist also der Grundsatz, an dessen beiden Enden beide Triebe in gleicher Weise festhalten. Aber eben weil sie beide an ihm festhalten, geht durch keinen von ihnen die Welt zugrunde; sondern eine mittlere Bewegung, die manchmal die Stufe einer gewissen Harmonie erreicht, ist das Resultat ihrer beiderseitigen Tätigkeit und gestattet keinem von beiden, durch eine absolute Wendung nach einer Seite hin den Weltlauf in seiner Entwicklung zu hemmen. Es geschah einmal, so erzählt eine sinnige, talmudische Sage, daß die „Gerechten" den bösen Trieb ergriffen und in Gewahrsam taten und der gute Trieb allein während dreier Tage die Welt beherrschte; da „suchte man im ganzen Heiligen Lande nach einem frischgelegten Ei und fand keines".[1]

Die modernen europäischen Gelehrten, die das Seelenleben in einem ganz anderen Lichte sehen, finden zwar in demselben viel mehr als zwei Kräfte tätig, aber die Tätigkeit dieser Kräfte denken sie sich in einer ganz ähnlichen Weise. Der Franzose Paulhan betrachtet die Seele als eine große Gemeinschaft, bestehend aus unzähligen Individuen: Eindrücken, Begriffen, Empfindungen, Neigungen und dergleichen, von denen ein jedes ein Sonderleben führt und immerfort bemüht ist, seine Herrschaft unbegrenzt auszudehnen, die seiner Eigenart entsprechenden Seelenvorgänge anzuziehen und die ihr widersprechenden abzustoßen, kurz dem gesamten Leben seinen Stempel aufzudrücken, ohne sich im Entferntesten um die Exi-

[1] [Weil zusammen mit dem bösen Trieb auch jeder Geschlechtsverkehr unter den lebenden Wesen aufhörte. S. Babyl. Talmud, Traktat Joma 69 b.]

stenz seiner Rivalen zu kümmern und ohne zu ihren Gunsten selbst vorübergehend auch nur einen Schritt zu weichen; es sei denn, daß es gegen seinen Willen durch einen seiner Rivalen, die genau ebenso handeln, zum Weichen gebracht wird. Aber auch dann verzweifelt es nicht und mindert seine Ansprüche nicht im Geringsten herab, sondern steht unerschütterlich da, gewappnet mit seiner ganzen Kraft, und wartet den Augenblick ab, da es wieder in den Kampf treten kann, um sich die Feinde zu unterwerfen. Diese Tätigkeit nun, an der sich die ganze Masse der Individuen dieser geistigen Gesellschaft beteiligt, von denen ein jedes in mißgünstiger und engherziger Weise nach ausschließlicher Alleinherrschaft strebt, — diese Tätigkeit erzeugt in dem Menschen ein zusammengesetztes und umfassendes, vielseitiges und vielfarbiges Leben, in welchem sich alle Kräfte betätigen, ohne daß auch nur eine von ihnen selbst das halbe Maß ihrer Wünsche erlangte. Zuweilen geschieht es nun, daß im Laufe der Zeit, nach vielen Schwankungen und Wendungen, sich ein ständiges Gleichgewicht zwischen allen Kräften ergibt, so daß die mittlere Bewegung stets in einer bestimmten Bahn vorwärtsschreitet, ohne daß noch irgendeine Kraft den Kreis, in den sie gebannt ist, plötzlich zu durchbrechen vermöchte. Dann sehen wir in der Seele des Menschen jene „sittliche Harmonie", die durch ihre ästhetische Außenseite unser Herz gefangen nimmt und die den Griechen, den Vätern der Ästhetik, als das Ziel ihrer Sehnsucht und als das Ideal der menschlichen Vollkommenheit galt.

* * *

Alles Zusammengesetzte, Schöne und Vielseitige, welches wir in der Welt sehen und bewundern, ist also nichts weiter als das Resultat des Zusammenstoßes mehrerer Elementarkräfte, während diese selbst absolut einfach und einseitig sind; und nur dadurch, daß eine jede von ihnen nach ihrer individuellen Seite strebt, ohne sie je zu erreichen, ergibt sich ihre Synthese in einer mittleren Bewegung oder in einer dauernden Harmonie.

Selbst das soziale Leben mit der ganzen Fülle seiner „Seiten", auch der allererhabensten: der intellektuellen und der ethischen, bildet keine Ausnahme von diesem Gesetz.

Kein großer Gedanke ist je in der Geschichte zu einer treibenden Kraft geworden, ohne daß ihm in seinem Anfangsstadium Männer erstanden wären, die mit dem ganzen Einsatz ihrer seelischen und körperlichen Kräfte ihm und nur ihm gedient hätten. Diese Männer blicken auf das ganze Leben lediglich durch das Prisma dieses ihres Gedankens, den sie sich zur alleinigen Richtschnur ihrer weltreformierenden Tätigkeit nehmen, ohne den übrigen Kräften, die sich jenem Gedanken nicht unterordnen, irgendwelchen Raum zu gönnen, ja selbst ohne sich um die ihn hemmenden Naturgesetze zu kümmern — fiat iustitia, pereat mundus! Und wenn auch weder die übrigen Kräfte noch die Naturgesetze vor ihnen zurückweichen und die Welt trotzdem bestehen bleibt, so ist dennoch ihr Streben nicht vergeblich gewesen. Der neue Gedanke wurde durch sie zu einer Elementarkraft und lenkt nunmehr das Leben, wie die übrigen Kräfte nach ihrer, so nach seiner eigenen Seite hin. Die in der Gesellschaft herrschende Harmonie, das Ergebnis des Zusammenstoßes aller Kräfte, muß also durch das Hinzukommen einer neuen Kraft mehr oder weniger eine Änderung erfahren. Da nun keine einzige Kraft je einen vollen und absoluten Sieg erringt, so kann auch keine ohne die sorgfältige Pflege der ihr ergebenen Männer sich auf die Dauer behaupten. Wenn aber — wie es zuweilen geschieht — nachdem der Gedanke auf die Entwicklung des Lebens einen gewissen Einfluß gewonnen hat, seine Vertreter „Anwandlungen von Hochherzigkeit" bekommen, selber zur Erkenntnis gelangen, daß es nicht angeht, das gesamte Leben nach einer einzigen Seite hin zu lenken und sich daher in ihrer Genügsamkeit mit dem „Ausgleich", der sich aus dem Zusammenstoß der Kräfte notwendig ergeben hat, bescheiden, — dann werden zwar sie persönlich bei den Mitgliedern der Gesellschaft, den Trägern der allgemeinen Harmonie, weit mehr Popularität und Ruhm ernten. Aber gleichzeitig hört auch ihr Gedanke auf, eine besondere Elementarkraft zu sein, und selbst

der Einfluß, den er bereits errungen hat, wird modifiziert und verringert durch die Tätigkeit der anderen Kräfte, sowohl alter wie neuer, die auf ihrem Posten stehen und die Schwäche des Gegners auszubeuten suchen, während jene Kraft keine besonderen Träger mehr hat, die sie pflegen und ihren Wirkungskreis auf fremde Kosten zu erweitern streben.

Dieser Unterschied zwischen den beiden verschiedenen Arten einer moralischen Tätigkeit zugunsten eines und desselben Gedankens ist derselbe, der im Altertum die Priester und die Propheten von einander trennte.

Der Prophet ist „einseitig". Ein bestimmter ethischer Gedanke füllt sein ganzes Innere aus und absorbiert seine ganze Persönlichkeit samt seinen Sinnen und Empfindungen, so daß er nicht imstande ist, auch nur für einen Augenblick seine Aufmerksamkeit davon abzuwenden. Er kann die Welt nur durch das Prisma seines Gedankens sehen und sein ganzes Wollen und Streben ist darauf gerichtet, diesen in allen Erscheinungen des Lebens in seinem vollen Umfange zu realisieren. Für dieses Ideal kämpft der Prophet sein ganzes Leben lang mit dem Aufgebot seiner ganzen Persönlichkeit, vergeudet seine Kräfte ohne Rechenschaft und ohne Erbarmen und will die Verhältnisse des Lebens und die Forderungen der allgemeinen Harmonie nicht im Geringsten berücksichtigen. Er sieht immer nur das, was nach seiner persönlichen Überzeugung sein muß und nicht, was nach Maßgabe der Verhältnisse außerhalb seiner Persönlichkeit sein kann. — Der Prophet ist daher eine Elementarkraft. Seine Tätigkeit beeinflußt die Richtung der allgemeinen Harmonie; er selber aber läßt sich von dieser Harmonie nicht fortziehen, sondern beharrt auch ferner in seiner Isoliertheit und Eigenart, bleibt extrem, sich beschränkend, nur der Pflege einer einzigen „Seite" ergeben, ohne einer andern irgendwelchen Raum zu gönnen. Da er nun niemals die Möglichkeit hat, sein Streben vollständig erfüllt zu sehen, ist er immer zorn- und schmerzerfüllt und bleibt sein ganzes Leben hindurch „ein Mann des Zankes und ein Mann des Streites für die ganze Erde".[1] Ja noch mehr, seine Mitbürger,

[1] [Jeremia 15, 10.]

jene „vielseitigen" Zwerge, die das Produkt der allgemeinen Harmonie darstellen, rufen hinter ihm her: „Närrisch ist der Prophet, verrückt der Mann des Geistes!"[1] und blicken mit stolzer Verachtung auf seine „Begrenztheit" und seine extremen Bestrebungen herab, ohne zu ahnen, daß sie selbst und ihr Leben samt seinen vielen Seiten nichts weiter sind, als die Folge des Zusammenstoßes der Einflüsse jener „beschränkten" Riesen.

Anders ist der Priester. Er tritt erst auf den Plan, nachdem es dem Propheten gelungen ist, seinem Gedanken Bahn zu brechen, die „mittlere Bewegung" in einem gewissen Maße nach seiner „Seite" hin abzulenken und so eine neue „allgemeine Harmonie" unter den bewegenden Kräften herzustellen. Obwohl auch er, der Priester, im Dienste dieses Gedankens steht und dessen Erhaltung wünscht, kann er doch nicht zu jenen Geistesriesen gezählt werden. Da er den Mut, der zu einem ewigen Kampfe gegen die Notwendigkeit und die Wirklichkeit erforderlich ist, nicht besitzt, ist er eher geneigt, sich der Notwendigkeit zu beugen und mit der Wirklichkeit ein Kompromiß zu schließen. Anstatt in der Begrenztheit des Propheten zu verharren und von dem Leben Unmögliches zu verlangen, bildet er sich eine umfassendere Anschauung über das Verhältnis zwischen diesem und dem von ihm vertretenen Gedanken und fordert nicht mehr „was sein muß", sondern „was sein kann", d. h. nicht den Gedanken an sich in seiner ganzen Eigenart und Vollständigkeit, sondern jene zusammengesetzte Harmonie, die durch dessen Vermischung mit den übrigen Kräften entstanden ist. — Dies ist das Banner des Priesters, das er hochhält und für das er kämpft, nicht mehr gegen die Wirklichkeit, sondern im Gegenteil im Namen der Wirklichkeit gegen alle Gegner derselben. Der priesterliche Gedanke ist also keine Elementarkraft mehr, sondern nur noch die zufällige Zusammensetzung verschiedener Kräfte, zwischen denen kein wesentlicher Zusammenhang besteht: nur daß sie zufällig zu einem bestimmten Zeitpunkt auf dem Schauplatz des Lebens zusammentrafen und sich mit ihren Wirkungen an einer mittleren Bewegung notgedrungen beteiligen mußten.

[1] [Hosea 9, 7.]

Der lebendige absolute Gedanke, der alles zu absorbieren und alles zu beherrschen strebt, der, selbst unveränderlich, die äußere Form des Lebens fortwährend verändert, — dieser ursprüngliche Gedanke geht zusammen mit den ihn vertretenden Propheten zugrunde, und was übrig bleibt, das sind bloß einige wenige Wirkungen, ein flüchtiges Gepräge, das die vorher herrschende Lebensordnung während der kurzen Zeit seines Bestehens durch ihn erhalten hat. Die Priester aber scharen sich um diese alte Lebensordnung und suchen sie in ihrem Bestande zu verteidigen wegen des prophetischen Gepräges, das ihr aufgedrückt ist.

* * *

Auch den anderen Nationen erstanden zu verschiedenen Zeiten Propheten, die wie Fleisch gewordene Gedanken umherwandelten. Ihre Prophetie verschwand, nachdem sie die mittlere Bewegung mehr oder weniger nach einer bestimmten Seite hin abgelenkt hatte, vom Schauplatz und ließ die Ergebnisse ihrer Wirksamkeit in den Händen der Priester zu ewiger Bewahrung zurück. Aber in größerem Maße als bei allen anderen Nationen herrschte die Prophetie in alter Zeit in Israel, nicht als zufällige, vorübergehende Erscheinung, sondern ununterbrochen im Laufe vieler Generationen, als wäre sie eine diesem Volke innewohnende Eigentümlichkeit, die seiner nationalen Eigenart entspringt.

Der Kerngedanke der jüdischen Prophetie war die Herrschaft der absoluten Gerechtigkeit in der gesamten Schöpfung: oben repräsentiert durch den „himmlischen Richter", der die Wage der Gerechtigkeit in seiner Hand hält, um seine Geschöpfe nach Gerechtigkeit zu richten, unten — durch den irdischen Richter: den Menschen, der, in Gottes Ebenbilde geschaffen, verpflichtet ist, Gott nachzustreben und ihm gewissermaßen in der gerechten Leitung des Weltalls behilflich zu sein. Dieser Gedanke mit all seinen religiösen und ethischen Konsequenzen war das Lebenselement des jüdischen Propheten. Er war für ihn die Gesamtheit des Wirklichen, außerhalb dessen nichts für ihn existierte. Die Gerechtigkeit ist die Schönheit, die Güte, die Weisheit und die Wahrheit,

und über sie hinaus ist alles wertlos. Sah er irgendwo eine Ungerechtigkeit, sei es seitens des Menschen oder seitens der Vorsehung, so gab er sich keine besondere Mühe, deren Ursachen aufzudecken, noch war er bereit, die Notwendigkeit zu berücksichtigen und die Täter zu rechtfertigen; er ließ sich aber auch andererseits an der Macht der Gerechtigkeit und an der Möglichkeit ihres endlichen Sieges nicht irre machen, sondern — grollte, machte seinem Unmut in flammenden Strafreden Luft und zog dann seines Weges weiter, den Kampf für sein Ideal wieder aufnehmend und sich der Hoffnung hingebend, daß letzten Endes, nach einer bestimmten Zeit oder auch am „Ende der Tage", die Gerechtigkeit zur Alleinherrschaft in der Welt gelangen werde. „Gerecht bist du, o Gott!" — daran kann der Prophet keinen Zweifel hegen, selbst wenn er mit eigenen Augen sieht, daß „der Weg der Frevler gedeiht"[1]; denn das Bewußtsein der moralischen Notwendigkeit für die Herrschaft der Gerechtigkeit auf dem himmlischen Throne ist in ihm stärker als der Augenschein. — „Aber zur Rede will ich dich stellen!"[2] ruft ohne Zagen und Zittern der irdische Vertreter der Gerechtigkeit dem himmlischen zu. Dieses „zur Rede stellen" lindert ein wenig seinen Schmerz und er fährt fort, für seinen Gedanken zu wirken und auf seinem Posten auszuharren.

Diese Propheten der Gerechtigkeit, die in ihrem Geiste die Schranken der Völker und Länder durchbrachen und Recht und Gerechtigkeit gegen das ganze Menschengeschlecht predigten, hörten andererseits doch nicht auf, treue Söhne ihres Volkes zu sein. Auch sie sahen in ihm das auserwählte Volk, und wenn sie von ihm sprechen, machen sie den Eindruck, als wollten sie von keinem andern Volke etwas wissen. Aber ihre Hinneigung nach einer Seite, nach der Seite jenes universalistischen Ideals, beeinflußte auch ihren Nationalismus, der nur eine Fortsetzung ihres Grundgedankens ist. Denn bei aller Festigkeit ihrer Überzeugung von dem Triumph der absoluten Gerechtigkeit beweist doch der Umstand, daß sie zuweilen ihre Blicke auf das „Ende der Tage" richteten, daß sich in ihnen manchmal die Erkenntnis regte, welch ungeheure

[1] [Jeremia 12, 1.] [2] [Ib.]

und schwierige Arbeit der Menschheit bis zur Erreichung jenes Zieles bevorsteht; und daß eine derartige Arbeit durch einzelne und vereinzelte Arbeiter, die sich ihr — ein jeder für sich — an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten mit dazwischenliegenden Unterbrechungen widmen, nicht erfolgreich durchgeführt werden könne. Daher glaubten sie, daß eine ganze Gemeinschaft notwendig sei, die von Geschlecht zu Geschlecht, ununterbrochen, eine „besondere Trägerin" der Macht der Gerechtigkeit gegenüber den anderen Mächten, die die Welt beherrschen, bilden solle, die aus freien Stücken diesem „Dienst" sich widmet, die für immer die absolute Alleinherrschaft eines einzigen Gedankens anerkennen und seinetwegen in einem ewigen Kriegszustand mit dem Weltlauf zu bleiben entschlossen sein solle. Dieses große und erhabene, aber keineswegs angenehme und ehrenvolle Amt sahen die Propheten — in ihrer Gewohnheit, die Wünsche ihres Herzens in die äußere Wirklichkeit zu projizieren — auf den Schultern ihrer kleinen, von ihnen so sehr geliebten Nation ruhen. Ihr nationales Ideal war nicht ein „Reich von Priestern",[1] sondern — wie einst Moses rief: „O, daß doch das ganze Volk Gottes Propheten wären!"[2] — daß das ganze Volk Gottes seinerseits zu einer Elementarkraft werde, der Kraft der Gerechtigkeit, welche zu der zusammengesetzten Harmonie des allgemein-menschlichen Lebens in demselben Verhältnis stünde, in welchem sie, die Propheten, zum nationalen Leben ihres Volkes im besonderen standen.

Aber wie jede andere Elementarkraft, stieß auch der doppelte — universale und nationale — prophetische Gedanke in der Welt der Wirklichkeit mit anderen Kräften zusammen, die seinen Lauf hemmten und ihm keine freie Bewegung gestatteten. Das Ergebnis des Zusammenstoßes war auch hier die Synthese der Wirkungen sämtlicher Kräfte in einer neuen, zusammengesetzten Harmonie, — und aus dem Gedanken der Propheten entwickelte sich auf diese Weise die Lehre der Priester.

Im Anfang daher, solange die Prophetie nicht gänzlich ver-

[1] [Exodus 19, 6.] [2] [Numeri 11, 29.]

schwand, waren deren Träger den Priestern gegenüber in viel höherem Maße „Männer des Zankes", als dem ganzen Volke gegenüber; denn sie, die Vertreter des lebendigen Gedankens, der in seiner ganzen Frische und Ursprünglichkeit aus ihrem Innern quoll und durch den einzig und allein sie die gesamte Schöpfung überwinden zu können glaubten — sie konnten sich nicht mit einem Abklatsch dieses Gedankens zufriedengeben, der an einer zusammengesetzten, erstarrten und auf Generationen hinaus festgefügten Materie vorgenommen wurde. Dieser Abklatsch galt ihnen vielmehr als ein Hindernis, welches das Volk von ihrem Gedanken trennte. Aber schließlich hörte mit der Prophetie selbst auch dieser Widerstand auf, und an die Spitze des Volkes trat als Universalerbe des prophetischen Gedankens ausschließlich das Priestertum, — wenn auch nicht immer unter diesem Namen. Der prophetische Gedanke aber war nicht mehr imstande, sich selbst zu schützen und seinen Einfluß in der früheren Weise zu betätigen, da er keinen „besonderen Träger" mehr im Leben hatte.

Als daher die Zeit kam, da dieser Gedanke — d. h. sein universalistischer Teil — die Schranken des jüdischen Volkes überschreitend, zu einer treibenden Kraft im Leben der Gesamtmenschheit wurde, da war jenes Priesterjudentum nicht imstande, ihn auf seinem neuen Wege zu begleiten und ihn in seiner ursprünglichen Reinheit unter der Masse der übrigen herrschenden Kräfte zu bewahren. Nur für einen Augenblick trat er daher als Elementarkraft auf, um wie ein Tropfen im Ozean im Nu mit den tausenderlei Einflüssen von den verschiedensten Seiten vermischt und zusammengesetzt zu werden. Da nun hier die Zahl der ihm widerstrebenden Kräfte weit größer war als ehedem in seiner Heimat, äußerte sich sein Einfluß diesmal in noch geringerem Maße.

Würden daher heute die jüdischen Propheten aus ihren Gräbern auferstehen und die Resultate ihrer Wirksamkeit in der gesamten Welt beobachten, dann hätten sie keinerlei Ursache, auf ihren Lorbeeren zu ruhen und sich ihres Sieges zu freuen. Im Gegenteil, jetzt, nach einem mehrtausendjährigen Versuch, würden sie noch mehr die absolute Notwendigkeit der Exi-

stenz eines „ständigen besonderen Trägers“ ihres universalistischen Gedankens einsehen, jetzt würden sie sich mit noch größerer Hingebung ihrem nationalen Gedanken widmen und mit noch flammenderer Begeisterung wie einst wieder rufen: „O, daß doch das ganze Volk Gottes Propheten wären!“

Einen ähnlichen Ruf vernehmen wir in der Tat öfters auch jetzt seitens der Gelehrten und Rabbiner des Westens, den Urhebern der bekannten Lehre von der Mission des Judentums unter den Nationen. Aber dem Gesagten entsprechend, unterscheidet sich die prophetische Mission von der ihrigen in drei Punkten: 1. Das innerste Wesen der prophetischen Mission besteht nicht in der Offenbarung einer neuen theoretischen Wahrheit und in ihrer allseitigen Verbreitung, bis sie allgemein anerkannt ist und dadurch die Mission erfüllt wäre, sondern in der fortwährenden Hinlenkung des praktischen Lebens nach der Seite der absoluten Gerechtigkeit, ohne jede Möglichkeit, zu irgendeiner Zeit zu einem vollständigen Siege zu gelangen. 2. Diese Hinlenkung aber verlangt, da sie praktischer und nicht theoretischer Natur ist, als eine unerläßliche Voraussetzung nicht eine vollständige Zerstreuung der Judenheit unter den anderen Nationen, sondern im Gegenteil eine — zumindest partielle — Vereinigung und Zentralisierung ihrer Kräfte an einem Orte, an welchem sie sich ihrer Eigenart entsprechende Lebensbedingungen schaffen könnte. 3. Da keine Hoffnung vorhanden ist, daß diese von ihnen gelenkte Kraft jemals über die übrigen Kräfte, die die menschliche Gesellschaft nach anderen Seiten ziehen, einen vollständigen Sieg davontragen wird, gibt es auch für ihre Vertreter kein Ende und keinen Untergang bis in die Ewigkeit, es sei denn, daß der Mensch aufhöre, Mensch zu sein, und sein Leben aufhöre, ein menschliches zu sein; daß nur noch — nach dem Ausspruche unserer Weisen — „die Gerechten dasitzen in ihren Kronen und sich am Strahlenglanze der Gottheit erfreuen“.

1893.

Zur Sprachenfrage

I.

SPRACHE UND LITERATUR

Für wen und wozu schreiben wir hebräisch? Wie und was soll man hebräisch schreiben? Ist eine Renaissance des Hebräischen möglich und wie?

Die richtige Antwort auf alle diese Fragen, die in der letzten Zeit verschiedene Diskussionen hervorgerufen haben, hängt meines Erachtens von der Beantwortung einer anderen Frage ab, mit der sich — soweit mir bekannt ist — noch niemand befaßte: Warum sind solche Fragen früher niemals aufgetaucht? — Die hebräische Sprache zählt nicht seit gestern zu den „toten Sprachen" und es hat längst Generationen im jüdischen Volke gegeben, die sich im täglichen Leben anderer Sprachen bedienten, fremdsprachige Bücher lasen und sich beengt fühlten, wenn sie ihr Denken in das Gewand der hebräischen Sprache kleiden sollten; und dennoch haben wir, wenn sie sich auch oft über die Kürze unserer Sprache beklagten, nie gehört, daß sie sie geringschätzten und sich mit dergleichen Untersuchungen abgaben; vielmehr schrieb jeder nach bestem Können hebräisch und erfand sich, wenn es nicht anders ging, neue Worte und Termini, wie sie sein Thema erforderte, ohne jede bewußte Absicht, die Sprache zu erweitern und zu beleben; und jeder, der sich nicht die Fähigkeit zutraute, seine Gedanken in hebräischer Sprache zu erklären, schrieb sein Buch in einer anderen Sprache, gleichfalls ohne vorherige Untersuchung, einfach dem Zwange gehorchend. In den Zeiten eines Saadia Gaon und bis zu Rabbi Jehuda Halewi und Maimonides war die hebräische Sprache in Wirklichkeit ganz ungeeignet zur Erklä-

rung spekulativer Themen voll abstrakter Begriffe, die eine logische Auseinandersetzung erforderten, und darum sahen sich die meisten Gelehrten damals genötigt, solche Bücher arabisch zu schreiben. Dennoch fanden sich auch damals einige (wie Abraham Ibn Esra), die den Versuch wagten, dergleichen hebräisch zu schreiben, und auch die anderen benützten die hebräische Sprache gern dort, wo es ihnen möglich war: zu Gesetzesauszügen, Gebeten, ethischen Ermahnungen und dergleichen. Später erstanden die provenzalischen Gelehrten, die die tibbonidische Übersetzerfamilie anregten, die Bücher der jüdischen Weisen über philosophische und ethische Gegenstände, die jedem Juden nahegehen, ins Hebräische zu übertragen. Diese Übersetzungen sind voller Härten, ihre Sprache mutet fremdartig an und ist weit entfernt von dem alten Hebräisch, so daß ihre ersten Leser darin ohne Kommentar seitens des Übersetzers sicherlich nichts verstanden. Und wirklich hat R. Samuel ibn Tibbon es für nötig gefunden, seiner Übersetzung des „Moreh" eine Erklärung der „fremden Wörter" beizugeben, die „die meisten Studierenden wegen der Kürze unserer Sprache nicht verstehen werden". Unter diesen „fremden" Wörtern finden wir auch Ausdrücke für Qualität und Quantität, Wesen und Merkmal, Stoff und Form, Ursache und Wirkung, natürlich und künstlich und dergleichen mehr, die uns heute geläufig sind und ohne die es ganz unmöglich wäre, einen abstrakten Gedanken auszudrücken. Das Interesse der Leser am Inhalt der Bücher aber veranlaßte sie, die sprachlichen Widerstände zu überwinden, nach und nach gewöhnten sie sich an diese Sprache und begannen, sie auch ohne Kommentar zu verstehen. Und durch diese Gewöhnung gewannen die Fremdwörter Bürgerrecht, die neue Sprache erweiterte sich mit den neuen Bedürfnissen und fand im ganzen Volke Verbreitung. Und weil sie so allen Gebildeten geläufig wurde, fanden sich auch Gelehrte, die wichtige Originalwerke in ihr verfaßten und auch ihrerseits damit, jeder soweit es sein Thema mit sich brachte, zur Erweiterung und Vervollkommnung der Sprache an innerem Wert und äußerer Schönheit beitrugen, dergestalt, daß wir sie nach einigen Jahrzehnten, zur Zeit des Nachma-

nides, bereits reich genug finden; nicht infolge der hilfreichen Tätigkeit von Spracherweiterern ad hoc, sondern durch die Tätigkeit der Übersetzer und Verfasser zum Zwecke der Bereicherung ihrer Literatur um wichtige Bücher, in welchen sie die Gedanken ihres Herzens möglichst genau darzulegen bemüht waren. Und seither haben unsere Weisen fast gänzlich aufgehört, ihre Bücher in anderen Sprachen zu schreiben. Nachmanides, Josef Albo, Don Isak Abarbanel und hundert andere gelehrte Männer, die fremde Sprachen und Literaturen beherrschten, schreiben fast zwanglos alles in hebräischer Sprache und die zahlreichen Leser, die sich früher mit der Lektüre der Übersetzungen der Tibboniden abgequält, lesen nunmehr die Bücher ihrer Weisen in der Sprache ihres Volkes leicht und glatt, finden darin genügend geistige Nahrung für ihr Bedürfnis, ehren und schätzen sie und ihre Verfasser und rühmen sich ihrer, ohne daß es den Schriftstellern und Lesern einfiele, einander zu fragen: was soll euch und uns diese Arbeit?

Warum also erheben sich solche Fragen in unserer Zeit in bezug auf unsere neue Literatur?

Die Antwort ist, wie mir scheint, in der Frage selbst bereits enthalten. Damals waren gedankliche Bedürfnisse die hauptsächlichen Beweggründe zur Erweiterung der Sprache und Literatur; die erweiterte Gedankenwelt brauchte in der Literatur ein neues, passendes Gewand und die literarische Arbeit erweiterte von selbst die Sprache nach den Bedürfnissen des Denkens. Und da das abstrakte Denken gleichsam eine wesentliche Eigenschaft unseres Volksgeistes ist, zumal seit der Zeit, da das Volk kein eigenes staatliches Leben mehr besitzt und sein ganzes Sein nur eine lebendige Idee geworden ist, — darum ward diese Literatur, so reich an Gedanken, fest und innerlich mit der Volksnatur verknüpft, und sie und ihre Sprache wurden ein wahrhaft nationales Gut. Das ist heute nicht der Fall. Unsere neue Literatur im letzten Jahrhundert betrachtet den Gedanken als dem ästhetischen Gefühl nachgeordnet und die Sprache von vornherein nur als Hilfsmittel in dessen Dienst. Sie bezweckt nicht die Befriedigung gewisser

geistiger Bedürfnisse, deren Mangel den Besten des Volkes fühlbar ist, wie einst im Mittelalter; sie beabsichtigt vielmehr, das Volk ohne Rücksicht auf seinen Geschmack und seine historische Gewöhnung auf Grundlage des ästhetischen Gefühls neu zu erziehen und benützt die Sprachkunst als Mittel dazu, als hätte sie es mit einem Volke von Wilden zu tun, das eben erst lesen und schreiben gelernt hat und dessen Sinn und Geschmack ein unbeschriebenes Blatt ist. Darum konnte diese Literatur keine reiche und genaue Sprache schaffen, die mit den Bedürfnissen des Denkens unserer Zeit wächst, und darum ist weder sie noch ihre erkünstelte Sprache zum Range eines nationalen Gutes und zu natürlichem Leben gelangt; sie blieben vielmehr bis heute künstliche Schöpfungen, die sich durch mechanischen Anstoß von außen bewegen, und nicht nur die Leser können über diese Tatsache nicht hinweg, sondern auch den meisten Schriftstellern wird dadurch ihre Arbeit verleidet. Und darum kommen sie zu seltsamen Untersuchungen und sind eher geneigt, die Schuld der „toten Sprache" aufzubürden, als sich selbst zu gestehen, daß durch die Schuld der toten Literatur auch die Sprache nicht zu leben und sich zu entfalten vermag.

* * *

Und in der Tat, wenn es einen wesentlichen Unterschied gibt zwischen einer Sprache, die im gesprochenen Worte, und einer, die in Büchern lebt, so ist es ein rein gefühlsmäßiger. Denn die Empfindungen des Herzens lassen sich nicht nur durch die klare Vorstellung der Idee beeinflussen, die in dem einfachen Sinn der Worte sich birgt, sondern überdies auch von jenen feinen Nebenvorstellungen, die durch den steten Gebrauch an jedes gesprochene Wort sich knüpfen und es in den Tiefen der Seele begleiten, ohne daß der Redende sie zu analysieren oder auch nur sich selbst von ihnen Rechenschaft zu geben vermag. Die feine Empfindung kann darum aus einer ungesprochenen Sprache nicht genügend Nahrung ziehen. Für alles aber, was die Klarheit des Gedankens betrifft, ist nicht das Sprechen wesentlich, sondern die Schriftsprache; und jedes gebildete Volk hat in Wahrheit eine besondere Schriftsprache für die Dar-

legung seiner Ideen und Gedanken, die oft sehr verschieden ist von der im mündlichen Verkehr üblichen Redeweise.

Das ganze Mittelalter hindurch schrieb ganz Europa seine Gedanken in lateinischer Sprache und niemand klagte darüber, daß die „tote Sprache" zur Darlegung der Tiefe seiner Logik nicht ausreiche. Die moderne Kultur in allen ihren Zweigen basiert auf jener lateinischen Literatur. Kopernikus und Newton, Bacon und Spinoza usw. erleuchteten die Welt vermittelst einer ungesprochenen Sprache und fanden keinen Anlaß, über sie zu klagen; und das darum, weil jene Sprache damals in der Literatur wirklich lebte, d. h. sich stetig nach den Bedürfnissen des Denkens jeder Zeit entwickelte; und die vielen Bücher, die in ununterbrochener Reihe, eines nach dem andern, in der ganzen Welt erschienen, hielten sich immer auf der höchsten Stufe der Bildung und ließen sie nicht erstarren. Stünden Cicero und seine Zeitgenossen aus den Gräbern auf, so würde dieses Latein ihnen wahrscheinlich nicht gefallen und vielleicht würden sie auch nicht gar viel von seinen Worten und Redensarten verstehen; aber was liegt daran? Sie sind ja in Wirklichkeit nicht aus ihren Gräbern gestiegen und die lebenden Geschlechter schufen sich nach ihren Bedürfnissen ihre Sprache, ohne sich viel um deren alten Geist zu kümmern, der in Wirklichkeit auch seinerseits das Ergebnis der Lebensbedürfnisse einer bestimmten Zeit war. Nachdem aber die neuen Sprachen (gleichfalls durch literarische Entwicklung, nicht durch die Wirkung des gesprochenen Wortes an sich) die Oberhand gewannen, kam die Entwicklung der lateinischen Literatur nach und nach zum Stillstand, und so hörte denn von selbst auch die Sprache auf, sich zu entwickeln, sie konnte mit der Entwicklung der Kultur nicht mehr gleichen Schritt halten und ward darum in Wirklichkeit eine tote Sprache, die heute den Ansprüchen des Denkens unserer Zeit nicht mehr genügen kann. Dieses Sterben des Lateinischen wird zwar in den meisten landläufigen Geschichtsdarstellungen als schönes Zeichen der Neubelebung und des Fortschritts einer neuen Zeit gedeutet, aber einer der größten Gelehrten unserer Zeit (Dubois-Reymond) hat rückhaltlos öffentlich sein Bedauern darüber

ausgesprochen, daß dieses gemeinsame Band zerrissen ist, das früher das Denken aller Länder zu einem Menschheitsdenken einigte.

* * *

Darum ist auch aus unserer nationalen Sprache, als sie begann, dem Volksmunde fremd zu werden, der Geist der Poesie gewichen, während sie bei der Entwicklung ihres Lebens in der Schrift notwendig den Weg des spekulativen Denkens betrat. Die Sprache der Mischna und der Midraschim ist ein großer Schritt vorwärts in bezug auf Klarheit des Denkens und Präzision der Begriffe und ein großer Schritt rückwärts in bezug auf die Feinheit des Empfindens und den Ausdruck der Seele. Das Volk selbst aber fühlte diesen Mangel nicht mehr. Seine vielen Leiden ließen seinen Geist „altern" und entrückten ihn aller Verzärtelung durch das Kunstgefühl, und die Klage seines Herzens suchte nicht mehr in Liedern, sondern in Gedanken der Hoffnung und des Trostes ihren Ausdruck. Auch bei der Erneuerung der Literatur und mit ihr der Sprache im Mittelalter kümmerte das Volk sich nicht viel um Lied und Poesie, wenn es in ihnen nicht die ihm lieben Gedanken fand (Gebet, Klagelieder, Lehrgedichte); und hätten die Schriftsteller jener Zeit sich nur mit Sprachkunst und Belletristik von rein ästhetischem Interesse abgegeben, so hätte ihre literarische Tätigkeit keinen merklichen Eindruck hinterlassen und auch ihre sprachlichen Neuschöpfungen wären nicht von Dauer gewesen. Aber Rabbi Jehuda Halevi schrieb außer Liedern auch das Buch „Hakusari", das in seiner Übertragung ins Hebräische ein nationales Buch geworden ist; Ibn Esra schrieb außer seinen Rätseln und Gedichten auch Kommentare und tiefgründige Bücher, die dem Geiste des Volkes jene Nahrung boten, die er liebte; und auch Immanuel aus Rom verfaßte außer seinen bekannten Schriften auch philosophische Bücher, in denen sich kein Hauch von leichtsinniger Spötterei findet. Und während das Volk sich von seinen „Heften"[1] mit

[1] [Die „Hefte", Machberoth, Immanuels enthalten eine Sammlung seiner verschiedenartigen Gedichte, die jedoch alle einen humoristisch-parodistischen Ton anschlagen.]

Abscheu wegwandte und sich selbst deren Lektüre verbot, ehrte es seine anderen Bücher und las sie. Und so hat zur Zeit jener Weisen und nach ihnen einige Generationen hindurch die Literatur nicht aufgehört, neue Bücher zu schaffen, Übersetzungen und Originalwerke voll tiefer Ideen und umfassender Gedanken über Gegenstände, die das Interesse des Volkes besaßen. Diese neuen Gedanken standen zwar oft genug im Gegensatz zu den hergebrachten und im Volke herrschenden Überzeugungen und erweckten darum oft lärmenden Widerspruch, aber auch ihre Gegner konnten sie nicht mit einer Handbewegung abtun und dem Volke verächtlich machen wie Nichtigkeiten, mit denen man sich nicht zu beschäftigen braucht; im Gegenteil, durch den Kampf wurden sie nur um so bekannter, zogen die Aufmerksamkeit der Philosophen auf sich und fanden so endlich auch Zugang zur großen Masse der Leser und wurden allen lieb und wert. Und mit ihnen entwickelte sich auch ihre Sprache immer weiter und wurde immer bekannter, bis sie endlich zum bleibenden Gut der Nation ward, während die Sprache der Poesie jener Zeit sich nicht auf die Dauer erhielt und auf die Sprache der späteren Geschlechter keinen großen Einfluß ausgeübt hat.

Und seitdem hat die nationale Literatur unseres Volkes keine Unterbrechung aufzuweisen. Es gibt kein Geschlecht, das ihr nicht aus eigenem einige neue Bücher hinzugefügt hätte. Aber dieses ihr Leben in den letzten Zeiten des Mittelalters war nur ein Leben des Stillstandes und nicht der Entwicklung. Das jüdische Volk verschloß sich in den Mauern des Ghetto und entfernte sich fast gänzlich vom Boden der allgemeinen Kultur, und während draußen die Säulen dieser Kultur ins Wanken gerieten und große Ideen der Welt ein neues Gepräge gaben, fuhr unser Volk fort, sich in Ruhe von dem alten Schatze zu nähren, den die Weisen vergangener Geschlechter ihm vererbt hatten; und alle seine neuen Bücher brachten nun nichts Neues, wiederholten vielmehr nur nochmals und abermals in anderen Worten, was schon vorher einmal oder gar öfter gesagt worden war. Und da neue, nach sprachlichem Ausdruck drängende Ideen fehlten, bestand auch kein Bedürfnis mehr nach dem

Ausbau der Sprache und der Fortführung ihrer Entwicklung; und darum entwickelte auch sie sich nicht mehr weiter, sondern erstarrte zusammen mit dem Denken auf jenem Punkte, wo sie die Gelehrten von ehedem gelassen, oder richtiger, sie ging noch um viele Stufen zurück. Denn viele der neuen Autoren, die vielleicht die inhaltliche Armut ihrer Bücher fühlten, bemühten sich, ihre Blöße durch einen seltsamen Stil und geschmacklosen Wortschwall zu verdecken.

* * *

In solcher Verfassung hat die neue Epoche unser nationales Denken und seine Sprache zur Zeit Mendelssohns angetroffen. Die allgemeine Kultur war schon weit fortgeschritten, die Ideen, und mit ihnen die Sprachen, hatten sich wesentlich verändert, eine Menge neuer Begriffe war entstanden und hatte eine Menge neuer Termini geprägt, — das Hebräische aber besaß von all dem gar nichts. Damals erstanden unserem Volke nochmals neue Schriftsteller, die — so schien es — sein Denken und seine Sprache wieder zur Höhe der Kultur ihrer Zeit erheben wollten. Und was taten sie? — Ihr erster Schritt war richtig. Mendelssohn, Salomon Maimon, Naftali Herz Weisel (Hartwig Wessely) und andere Zeitgenossen betraten sofort den Weg, der in unserem Volke seit dem Mittelalter begangen zu werden pflegte und bemühten sich — nicht eine neue Literatur auf einer wesentlich neuen Basis zu schaffen, sondern die unterbrochene Entwicklung der alten Literatur fortzusetzen, indem sie in Büchern und Aufsätzen in jenem altgewohnten Stil die neuen europäischen Gedanken hineintrugen. Aber bald nachher wandte sich die Literatur nach einer anderen Seite. Statt vor allem durch gesunde Nahrung das nationale Denken zu beleben, das bis dahin das Fundament der jüdischen Literatur gewesen war, und der Sprache Zeit zu lassen, sich nach und nach von selbst zu vervollkommnen und zu bereichern, machten sie es umgekehrt und begannen, die Sprache auf Kosten des Denkens zu verschönern. Dies ist freilich nicht zufällig geschehen. Verschiedene nicht hierher gehörige Ursachen haben dazu geführt. Das Ende aber war, daß sich infolge dieser Veränderung die neue Literatur von

der alten sowohl inhaltlich als auch sprachlich loslöste und dem Geiste des Volkes vollkommen fremd wurde. Mit einem Sprunge setzte sich diese Literatur über alle die vielen Geschlechter hinweg, die seit Abschluß der Bibel bis zu ihrer Zeit dahingegangen waren, als ob jene Generationen nichts gedacht und nichts geschrieben hätten; und sie begann, über jedes Thema wieder in althebräischer Sprache zu sprechen, die schon zur Zeit der Mischna den auf ein bestimmtes Gebiet beschränkten und einfachen Bedürfnissen unserer Väter nicht mehr zu genügen vermochte, geschweige denn jetzt. Da es aber die Absicht der modernen Schriftsteller war, vor allem auf das Herz des Volkes zu wirken und zwecks bestimmter praktischer Ziele seinen Geschmack zu ändern, so fanden sie in jener alten Sprache voll Poesie und Schönheit ein Mittel, das ihren Zwecken besser entsprach, als die lebende Sprache der späteren Literatur. Weil jedoch ihre „schöne" Sprache nicht ausreichte, auch einen ärmlichen und oberflächlichen Gedanken mit der nötigen Genauigkeit darzulegen, mußte der Gedanke immer noch leerer, immer ärmer und oberflächlicher werden und die ganze Literatur ward gleichsam zu einer besonderen Kunst, schöne Worte zu machen, so daß jeder leere Bursche sich daran beteiligen und dabei zum Range eines Schriftstellers gelangen konnte; eine Erscheinung, die ihresgleichen auch in den gesprochenen Sprachen nicht hat, geschweige in einer Literatursprache, die ursprünglich ein Organ ist, dessen sich Gelehrte in ihrer Anrede an das Volk bedienen.

Diese Literatur machte zwar Eindruck, besonders auf das Herz der Jugend, und erreichte in gewissem Maße auch ihre praktischen Ziele; eine nationale Literatur aber ist sie nicht geworden. Das Volk als Ganzes hat sich um sie nicht gekümmert und sie innerlich nicht geschätzt. Und auch heute, nach hundertjähriger Arbeit, hat sie wohl mehr Leser, aber sehr wenige Verehrer. Vergeblich bemühen sich auch die Erzähler seit der Zeit Mapus, sich durch einen schönen Inhalt die Achtung des Volkes zu gewinnen, ganze Bilder aus dem Leben der Vergangenheit und Gegenwart darzustellen, die nicht durch die Schönheit des Wortes allein das Interesse fesseln,

sondern auch durch ihre innere Schönheit, indem sie das gedankliche Leben an lebenden Schöpfungen veranschaulichen. Auch dieses künstlerische Schaffen, vor dem andere Völker das Knie beugen, bringt bei unserem Volke der Literatur nicht die erwünschte Wertschätzung, und noch immer sieht es in ihm nur süße „Zukost", die der gelegentlichen Unterhaltung der Seele dienen kann. Seine eigentliche Nahrung aber sucht es nicht in ihr, sondern in seinen alten Büchern, die zu ihm in der Sprache der Gelehrten über wichtige Dinge sprechen und seinen geschärften Verstand beschäftigen. Der „Moreh Nebuchim" und selbst „Die Kämpfe Gottes" Gersunis, ja sogar Asarjah de Rossi — sind Werke sowohl in der Schätzung von Gelehrten und Forschern, als auch bei den extremsten Orthodoxen, die sich scheuen, ihnen in die Nähe zu kommen; während neun Zehntel (wenn nicht mehr) von allen neuen Schriften überhaupt keine „Werke" sind, nicht nur nach Ansicht großer Gelehrter oder extrem Orthodoxer, sondern selbst bei der großen Masse, die sie wohl liest, um sich mit ihrer Lektüre zu unterhalten, aber eben nur poetische Unterhaltungslektüre darin sieht und nicht mehr.

Nicht die Freiheit der Ansichten, sondern die gedankliche Armut des Inhalts trägt mithin die Schuld — eine Schuld, die in den Augen des Juden durch keine Pracht der Sprache und selbst nicht durch die Schönheit der Erfindung gesühnt wird. Denn wohl fühlt auch der Jude die Schönheit und freut sich ihrer; doch ist sie ihm nur eine der Freuden dieser Welt, die die Stimmung des Menschen erheitert, nicht aber etwas, was in ihm Gefühle der Hochschätzung und Ehrfurcht erwecken kann. Und darum ist es kein Wunder, daß die Belletristik in unserer Zeit zwar Käufer zu Tausenden findet, aber nur unter der Bedingung, daß sie um kleine Münze zu haben ist, während viele „Werke" aus vergangener Zeit auch heute zu hohen Preisen verkauft werden. Leser finden sich für diese wie für jene, die ersteren aber liest man nur zur Unterhaltung allein und die Unterhaltung einer kurzen Stunde flüchtiger Lektüre, die das Denken nicht bereichert, hat für den Juden nur Groschenwert.

Es gibt freilich in unserer neuen Literatur auch theoretische und selbst philosophische Bücher und Aufsätze. Aber was ist ihr Inhalt? Entweder endlose Polemik, ob es von der „Thora" aus erlaubt oder verboten sei, „Philosophie" zu studieren, ob man verpflichtet oder nur berechtigt sei, an böse Geister zu glauben und dergleichen mehr, oder haarspalterische Erörterungen über die Geschichte berühmter Männer oder Ereignisse, Untersuchungen, die freilich jeder Literatur brauchbaren Stoff für die Schaffung des Gedankens bieten, an und für sich aber wertlos sind; oder aber — und das ist die „Philosophie" selbst — oberflächliches und inhaltsleeres Denken, das dafür um so mehr in die Breite geht und mit marktschreierischen Worten hunderte von Seiten füllt. Und all das zumeist in einem „reinen Hebräisch", d. h. in einer Sprache, die es nicht möglich macht, die Gedanken klar zu präzisieren und ihren poetischen Schwung der logischen Ordnung zu unterwerfen.

Viele wesentliche Wandlungen hat die Weltkultur seit der Entstehung dieser unserer Literatur bis zum heutigen Tage durchlebt. Viele große Systeme hat die Welt in den Tagen ihres Bestandes aufstrahlen und untergehen gesehen, nicht nur in Einzelwissenschaften, mit denen sich nur Spezialisten beschäftigen, sondern auch in allgemeinen geistigen Fragen, die immer dem Herzen der jüdischen Philosophenkreise nahestanden; und welche Erinnerung hat sie uns von all dem bewahrt? Und der hebräische Leser, der nur auf diese Lektüre angewiesen ist, was weiß er von all den Gedanken, die die Geister im Laufe dieses Jahrhunderts bewegt haben oder noch bewegen, welchen Begriff hat er von der geistigen Arbeit unserer Gelehrten selbst in den Ländern des Westens seit den Tagen Zunz' bis heute? Er weiß wohl im allgemeinen, daß es in den letzten Generationen einige große Männer gegeben hat, die verschiedene „Gärungen" bewirkten, daß auch wir große Männer hatten, die eine „jüdische Wissenschaft" geschaffen haben, — „und der Rest" — sagt ihm seine Literatur — „ist ein Kommentar dazu, den du in anderen Sprachen nachlesen mußt".

Kein Wunder also, daß diese Literatur keine Genies hervorbringt, deren Gedanken im Leben der Welt Eindruck machen.

Solche Genies, Schöpfer von Gedanken, sind freilich auch bei anderen Völkern nur sehr spärlich gesät; ihre Entwicklung wird durch die Verfassung der Sprache, deren sie sich bedienen, nicht bedingt — das tote Latein hat mehr Genies erstehen lassen, als das lebende — und zumeist verstehen sie selbst es nicht, ihre Gedanken der Masse der Leser klarzumachen, auch wenn sie in einer gesprochenen Sprache schreiben. Nur die Handwerker des Gedankens, fleißige, talentierte Handwerker, die sich mit großer Mühe die Gedanken der Genies zu eigen gemacht und gelernt haben, sie mit verschiedenem neuen Aufputz zu schmücken — sie allein vermitteln zwischen den Genies und dem Menschengeschlecht die großen Gedanken, indem sie sie jedem Volke auf seine Weise, nach seiner geistigen Beschaffenheit und im Maße seines Verständnisses verdolmetschen; sie sind darum wirkliche Nationalschriftsteller, während die Genies und ihre Gedanken Gemeingut der ganzen Welt sind. Hat aber ein Volk solche Nationalschriftsteller nicht, so können in ihm auch keine Genies wirksam werden, auch wenn sie potenziell vorhanden sind, denn ohne gesunde geistige Nahrung kann auch die Genialität sich nicht entwickeln. Und wer weiß, ob uns nicht zwischen den Mauern des Beth-Hamidrasch Genies verloren gegangen sind, die nolens volens ihre ganze Kraft in unsere alte Literatur versenkten, ihr Leben lang mit Maimonides über das philosophische System des Aristoteles philosophierten, weil sie in der modernen Literatur fast nichts fanden, als eitel schönes und geziertes Gerede. Und große und gute Nationalschriftsteller sind uns gewiß verloren gegangen, nicht nur zwischen den Mauern des Beth-Hamidrasch, sondern auch unter jenen, denen das Glück so günstig war, daß sie aus dem Beth-Hamidrasch in eine andere Welt sich retten konnten. Viele, und gerade die Besten von ihnen, sind mehr oder weniger mit unserer alten Literatur verknüpft geblieben, die sie mit der Muttermilch eingesogen haben und die sie im Herzen immer hochhalten werden; aber der neuen Literatur, die vorher ihre Unterhaltung gebildet hatte, kehren sie verächtlich den Rücken und kümmern sich um sie nicht mehr, oder tun, wenn sie ihrer noch ge-

denken, ihrer Pflicht dadurch Genüge, daß sie hier und da kleine „Nichtigkeiten" schreiben. Nicht als ob der Kreis der jüdischen Leser ihre Achtung nicht genösse, sondern weil die Literatur selbst ihnen diesen Namen nicht zu verdienen scheint. Die alte Literatur, die zu ihrer Zeit auf der Höhe der Bildung ihrer Tage stand und das Volk mit freigebigen Händen speiste, war eine Literatur im wahren Sinne und nicht sie trifft die Schuld, daß sie mit der Zeit veraltete; die neue aber, die in der Zeit ihrer schönsten Entfaltung nicht genug Kraft besaß, die jeweiligen Gedanken jeder Generation in sich aufzunehmen und sich bei ihrem Volke Wertschätzung und Dank zu erwerben — was ist sie?

In der ganzen neuen Literatur ist der Moreh Nebuche Hasman[1] vielleicht die einzige Ausnahme und wenn wir ihn lesen, fühlen wir sogleich, daß zwischen ihm und dieser übrigen Literatur kein wesentliches Band besteht und daß er sowohl inhaltlich als auch formal und stilistisch stark an unsere alte Literatur anknüpft, eine Literatur voll tiefen Denkens in kurzer, genauer Sprache, keine Lektüre für die Jugend, sondern ein Studium für Erwachsene. Und dieses Buch genießt in Wahrheit die Hochachtung seiner Leser und auch die Gegner seiner Ansicht können sich dagegen nur empören oder es fürchten, niemals aber es verachten. In jüngster Zeit ist noch ein „Werk" dieser Art entstanden, der Dor dor wedorschaw;[2] und was finden wir? Ein umfangreiches Buch voll freier Forschung, und trotz des hohen Preises erscheint es nun in zweiter Auflage! Ein Beweis, daß es nicht nur gelesen, sondern auch studiert und geschätzt wird.

Aber ein Buch in der Generation kann die Ehre der ganzen Literatur nicht retten. Diese vereinzelten Bücher können uns nur ein Beweis sein, wie heute der Stand unserer Literatur und unserer Sprache und das Verhältnis des Volkes zu ihnen sein könnte, wenn unsere neuen Schriftsteller im Laufe dieses ganzen Jahrhunderts, statt ihre Zeit mit Redensarten und Pole-

[1] [Eine kritisch-historische Untersuchung der rabbinisch-talmudischen Lehre, von Nachman Krochmal.]

[2] [Eine großangelegte Geschichte der jüdischen Tradition in 5 Bänden, von J. H. Weiß, abgeschlossen Wien 1891.]

miken über die „Bildung" zu verschwenden, ununterbrochen am Werke gewesen wären, in unserer schönen Sprache die Bildung, das Geistesleben der jüngsten Generationen zum Ausdruck zu bringen, wie es die Gelehrten des Mittelalters zu ihrer Zeit getan haben. Im Anfang wäre die Arbeit gewiß übergroß gewesen, aber die der Tibboniden war weit schwerer und ist dennoch getan worden und hat Erfolg gehabt. Auch diesmal wären unsere großen Gelehrten anfangs vielleicht gezwungen gewesen, ihre Bücher „wegen der Kürze unserer Sprache" in fremder Sprache zu schreiben; und auch diesmal hätte unsere Literatur sich im Beginne von Übersetzungen nähren müssen; das bedeutet freilich nicht gelegentliche Übertragungen, nachdem das Buch selbst längst veraltet ist, wie das in unserer Literatur zu geschehen pflegt, sondern wirkliche Übersetzungen jedes Buches zu seiner Zeit in genauer Sprache mit neuen Worten und Wendungen, wie sie jedes Thema verlangt. Die Sprache dieser Bücher hätte anfangs freilich für hart und ungelenk gegolten, und die Übersetzer oder Verfasser wären vielleicht genötigt gewesen, jedem Buche eine Erklärung „fremder Wörter" beizugeben; aber nur „anfangs". Denn wenn die Arbeit mit dem nötigen Fleiß und ohne Unterbrechung fortgeführt worden wäre, hätte sie auch diesmal eine reichere Sprache nach den Bedürfnissen unserer Zeit geschaffen, die allen Lesern wohl verständlich wäre. (War doch der erste Philosoph, der es im 17. Jahrhundert wagte, seine Gedanken in deutscher Sprache — heute der Sprache der Philosophen kat' exochen — niederzuschreiben, gleichfalls genötigt, eine Erklärung der fremden Wörter beizuschließen.) Und dann hätten auch unsere großen Gelehrten sich nicht geschämt, auch Originalwerke hebräisch zu schreiben. Schon jetzt beneidet Geiger (in einem seiner Briefe) die hebräischen Schriftsteller, weil ihre Bücher doch gelesen und bekannt werden, während jüdische Bücher in fremden Sprachen ungelesen im Winkel liegen, — um wieviel mehr würde dies erst in dem andern Falle geschehen! Und mit der zunehmenden Zahl der inhaltsreichen Bücher würde auch jener immer mehr werden, die sie studieren, und die neue Literatur würde sich immer

höher entwickeln, die Stufe der alten Literatur erreichen und mit ihr zusammen zu einer Nationalliteratur werden, dem Niederschlag des Geisteslebens in Vergangenheit und Gegenwart, mit dem zugleich sie sich von Generation zu Generation fortentwickeln würde.

* * *

Und dann bedürfte auch unsere Sprache nicht der Hilfe spezieller „Spracherweiterer", für die es nirgends in der Welt ein Analogon gibt. Alle Sprachen waren anfänglich arm und erweiterten sich allmählich entsprechend der Weiterentwicklung des Denkens im Volke. Bei keiner von ihnen aber beruhte diese Erweiterung auf der Tätigkeit von Männern, deren Profession diese Erweiterung war; — sie ging überhaupt nicht von Grammatikern und Sprachforschern aus, sondern von großen Schriftstellern und Denkern, deren Kenntnis von den Sprachregeln zumeist sehr gering war und die nicht die Erweiterung an sich im Auge hatten; die vielmehr der Gegenstand, mit dem sie sich befaßten, dazu brachte, neue Wörter, Termini und Redewendungen zu schaffen, immer nur nach ihrem Bedürfnis, um ihren Gedanken klaren Ausdruck oder ihrer Schilderung die richtige Färbung zu geben. Und weil ihre Werke durch Inhalt oder Form sich das Herz des Volkes (oder des wichtigsten Teiles desselben) gewannen, das sie so lange eifrig las, bis ihm jene Wendungen geläufig wurden, wurden auch ihre sprachlichen Neuschöpfungen zum Gemeingut, ob sie nun korrekt nach den Regeln der Sprache gebildet waren oder nicht. Aller Widerspruch der Puristen gegen die Verballhornung der Sprache durch die beim Volke beliebten Schriftsteller half da nichts, bis endlich diese Verballhornungen Wurzel faßten und selbst zur festen Regel wurden; und dann erstanden wohl auch neue Puristen, die ängstlich über dieser Regel wachten und nicht an ihr rütteln ließen. Eine solche Erscheinung sehen wir auch heute in Frankreich. Die französische Sprache hat (gleichfalls durch die beliebte Literatur) noch im 17. Jahrhundert eine feste Gestalt angenommen, und seitdem sind ihre Regeln ganz genau bestimmt und die Akademie wacht darüber, daß niemand an der überkommenen Prä-

gung etwas bessere. Nun sind aber in unseren Tagen moderne Schriftsteller aufgetreten, die durch eine Menge Neubildungen den „Geist der Sprache" verletzen. Die Sprachhüter protestieren erbittert gegen diesen Barbarismus, aber niemand hört auf sie, und die Sprache wird so vor ihren Augen „verderbt", ohne daß sie die Macht haben, zu helfen — darum, weil die französischen Spracherweiterer nicht die Spracherweiterung als Profession zu diesem Zwecke allein betreiben, sondern zu dem Zwecke ihrer literarischen Tätigkeit. Ihre sprachlichen Neubildungen entstehen mit und in ihren Büchern und Aufsätzen, die sich größerer Beliebtheit beim Volke erfreuen, als die Regeln, die frühere Generationen festgesetzt haben.

Und auf diese Weise hat sich, wie wir sehen, auch unsere Sprache im Mittelalter entwickelt. Zunz hinterließ uns einen kleinen Aufsatz (Gesammelte Schriften, III. S. 50), in dem wir uns über die Geschichte dieser Entwicklung Aufschluß holen können. Wir alle wissen heute, daß man „ein Buch verfassen" bzw. „übersetzen" im Hebräischen mit חִבֵּר bzw. הֶעְתִּיק סֵפֶר wiedergibt; wir alle wissen auch, daß dieser Ausdruck weder in der Bibel noch im Talmud vorkommt und erst im Mittelalter geschaffen wurde. Was gab ihm die Möglichkeit, in die Sprache aufgenommen zu werden? Aus dem erwähnten Artikel ersehen wir, daß die Schriftsteller lange Zeit nicht recht wußten, wie sie diese Begriffe benennen sollten und verschiedene Ausdrücke durcheinander für sie gebrauchten: für den Begriff „verfassen" יִסֵּד (wörtlich „gründen"), סִדֵּר (wörtlich „ordnen"); für „übersetzen" הִלְעֵז (wörtlich „barbarisieren"), תָּלִיץ (wörtlich „verdolmetschen") und תִּרְגֵּם (wörtlich „umwandeln") — ohne daß einer über die anderen das Übergewicht erhielt, bis die Bücher der spanischen Gelehrten in der Übertragung der Tibboniden erschienen, in denen sich die Ausdrücke חִבֵּר und הֶעְתִּיק finden. Damals wurden diese allgemein akzeptiert, während die anderen vollständig in Vergessenheit gerieten, nicht auf Grund philologischer Erörterungen und Diskussionen, die bewiesen hätten, daß sie die besten Bezeichnungen seien, sondern auf Grund der Autorität jener Bücher, deren Inhalt auch ihrer Sprache Ansehen verschaffte.

Ja selbst kurz vor unserer Zeit haben sich die „Chassidim" — und ihnen kam es gewiß nicht auf die Neubelebung der Sprache an — eine vollständige Terminologie geschaffen, die ihre neuen Begriffe gut bezeichnet und allen ohne jede Differenz gleich geläufig ist; alles ohne professionelle Erweiterer und ohne vorherige Anträge oder Vorschläge und Umstände, sondern nur im Gefolge der ihnen lieben und werten Literatur, die ihnen ihre Sprache nach dem Bedarf ihres Denkens geschaffen hat, stets dort und dann, wo der Gedanke dessen bedurfte.

Wäre mithin auch unsere neue Literatur eine dem Volke liebe und werte Nationalliteratur, die dem Denken jeder Generation nach ihren Bedürfnissen Nahrung böte, so würde auch die Spracherweiterung von selbst auf natürlichem Wege erfolgen. Solange die Literatur das nicht vermag, werden wir vergebens über die Armut unserer Sprache klagen, und künstliche Erweiterungen, die auf eigens dahinzielenden Vorschlägen beruhen, werden da nicht viel helfen. Zumeist erhält keiner der Vorschläge die absolute Majorität, weder beim Volke noch bei den Schriftstellern selbst, sondern jeder hält sich an seinen eigenen, den er für sich gebraucht, und zuweilen ist es in der Tat unmöglich, eine Entscheidung zu fällen, da es hier auf den verschiedenen Geschmack ankommt. Wir wissen z. B., daß Egoismus im Griechischen und Lateinischen von ego = ich abgeleitet ist, daß aber „ich" im Hebräischen אני oder אנכי lauten kann. Wenn nun einige für Egoismus אָנְכִיּוּת und andere אֲנִיּוּת sagen, wer könnte da eine Entscheidung treffen?

* * *

Kurz, nicht die Armut der Sprache ist der Mangel, der zuerst behoben werden müßte, sondern die ideelle Armut der Literatur; und mit dieser Armut kann, wie gesagt, auch das künstlerische Schaffen nicht versöhnen, das das Leben nach wahrheitsgetreuer Beobachtung und nach allen Regeln der Ästhetik darstellt. Der hebräische Leser hat seinen hebräischen Geschmack, und auch wenn er fremdsprachige Bücher liest, fragt er notwendig bei jedem Buch, mag seine Form sein, wie

sie will: Was soll es uns lehren? Und findet er keine Antwort auf diese Frage, so erfreut ihn wohl die Schönheit des Buches und er rühmt auch wohl die „Kunst" des Verfassers, aber bei all dem kann er sich tief im Herzen nicht klein und gering vorkommen gegenüber der erhabenen Herrlichkeit des Werkes, wenn er darin keine Weisheit findet. Darum kann diese ganze belletristische Literatur den ihr zukommenden hohen Rang nicht erreichen und auch nicht die Sprache mit sich erheben, so lange die Erzähler (d. h. die wenigen, die diesen Namen verdienen) dieser Charaktereigenschaft unseres Volkes, die ihm sein historisches Leben tief eingeimpft hat, nicht Rechnung tragen, und so lange sie sich genügen lassen an der Bemühung, die Schilderung an sich (oder gar den sprachlichen Schmuck allein) möglichst schön und wahr zu gestalten, statt zugleich dafür zu sorgen, daß das forschende Denken seine Nahrung bekomme. Denn in Wahrheit kann auch der Erzähler — und wieviele große Erzähler haben dies getan! — seine Schöpfung zum Gewande für eine erhabene Lehre psychologischer, ethischer oder sozialer Natur machen. Und wenn bei anderen Völkern, die das poetische Schaffen als erhabenen Selbstzweck betrachten, dies zulässig, aber nicht notwendig ist, ja zum Teil Widerspruch begegnet, — so m u ß beim jüdischen Volke das künstlerische Schaffen sich dem forschenden Denken unterordnen, wenn es beim Volke Ehre und Ansehen ernten will. Darum haben auch die hebräischen Kritiker die Pflicht, jede Erzählung nicht nur nach ihrer Schönheit und der Wahrheit der Schilderung (geschweige denn nach der Sprache allein) zu beurteilen, sondern weit mehr mit Rücksicht auf die Erkenntnis, die sich aus ihr für das menschliche Leben im allgemeinen oder für das unseres Volkes im besonderen ergibt. Nur dann kann man glauben, daß der hebräische Leser, der Kürze des Ausdrucks und gedankliche Tiefe liebt, auch in diese Erzählungen forschend sich vertiefen und daß jede kleine Einzelheit darin sein Denken befruchten wird, so daß dann der Wert der erzählenden Literatur ihm vielleicht größer erscheinen würde, als der rein theoretischer Werke.

Wollt ihr also die Sprache beleben, so beginnt zuerst mit der

Literatur, und wollt ihr die Literatur zu neuem Leben erwecken, so erfüllt sie mit lebendigen Gedanken! Gebt ihr diese nach euren Kräften, reichlich oder kärglich, in theoretisierender oder erzählender Form, aber ändert der schönen Sprache allein zuliebe kein Jota daran. Hegt und pflegt den Gedanken und er wird die Sprache heben!

4. Sivan 5653.

II.

DIE SPRACHE UND IHRE GRAMMATISCHE FORM

Es ist ein Hauptgrundsatz der modernen Psychologie, daß, wie alle inneren Körperteile, so auch die menschliche Seele ihre Hauptarbeit im Menschen unbewußt leistet. Wie die Speise, wenn sie einmal verschluckt ist, so tritt auch alles, was bewußt oder unbewußt über die Schwelle unseres Herzens schreitet, aus unserer Macht in die innerer Kräfte, die dort in der Tiefe nach ihren eigenen Gesetzen schaffen, ohne daß wir von ihnen und ihrer Tätigkeit etwas merken. Nur die Wirkungen jener Tätigkeit heben sich aus dem Dunkel der Seele empor bis zum Horizont des klaren Bewußtseins, und dann kann wohl dieses sie zuweilen in ihrem Gange hemmen und nach seinen Wünschen verändern, entsprechend den Regeln, die es aus ihr bekannten Vorstellungen und Realitäten abstrahiert. Ist sie aber in jenem Augenblicke mit einem anderen Gegenstande beschäftigt und kann sich der Untersuchung und Korrektur jener Wirkung nicht widmen, so geht diese hemmungslos an ihr in der Gestalt vorüber, die sie in der Tiefe der Seele erhalten, gleich als ob sie uns niemals bewußt worden wäre.

Dieser Grundsatz bestätigt sich besonders scharf im Leben der Sprache. Wir sehen, wie das kleine Kind so weit kommt, daß es die Sprache, die es stets von anderen hört, richtig gebraucht, in seinem Geist die Flexionen und Verwendungsarten des Wortes unterscheiden kann, auch wo ihr Unterschied sehr fein ist, obgleich es noch lange nicht fähig ist, auch die leichteste grammatische Regel in klarem Erkennen

zu erfassen. Die Sprache entsteht demnach in ihm mit ihren festen Gesetzen ohne sein Wissen. Seine seelischen Kräfte verarbeiten selbständig den Stoff, der ihnen täglich in tausend verschiedenartigen Beispielen zukommt, sie ordnen ihn nach Klassen, verbinden Gleichartiges und trennen Verschiedenes, bis endlich die Sprache in Wirklichkeit ihnen „sprechender Geist" wird, ein Wesen, das nach seiner Weise in des Menschen Seele lebt und nach seinen jeweiligen Bedürfnissen aus seinem Munde spricht, in einer festumgrenzten Ordnung und nach der Sprache innewohnenden festen Gesetzen, ohne auf die Unterstützung vorheriger Überlegung angewiesen zu sein. Zuweilen spricht darum das Kind ein Wort in einer Form aus, die es niemals gehört hat (z. B. die Zukunft eines Zeitwortes, das es nur in der Vergangenheit hörte), ohne alle Überlegung und ohne zu merken, daß es etwas Neues schafft; denn diese Form war in Wirklichkeit bereits potenziell in ihm vorhanden, infolge des steten Kontaktes, den die seelische Arbeit zwischen verschiedenen Formen gleicher Art geschaffen hat, so daß jedes Wort, das in eine von ihnen eintritt, unmerklich auch die anderen erhält.

Und wenn das Kind nun groß geworden ist und die abstrakten Gesetze kennen gelernt hat, die in seiner Sprache herrschen, so kann ihm diese Kenntnis nur so weit von Nutzen sein, daß sie ihm mehr oder weniger bei der Arbeit des Geistes behilflich ist, den Stoff richtig nach den verschiedenen Arten zu ordnen und so der inneren Sprache eine Form zu geben, die in allen Einzelheiten dem Brauch der Außenwelt entspricht, weil die Arbeit des Geistes, auf sich selbst angewiesen, zuweilen auch gegen die Sitte verstoßen kann, da sie durch den Charakter der Beispiele und den Eindruck jedes derselben im Bewußtsein bedingt wird. Zuweilen ist ein Beispiel häufiger oder sein Inhalt wichtiger, so daß es darum einen tieferen Eindruck hinterläßt als die anderen, die nicht so häufig oder nicht so wichtig sind, und seine Eigenschaften breiten sich darum in höherem Maße aus und heften sich auch an andere Elemente der Sprache, denen das Herkommen andere Züge bestimmt hat. In solchen gelegentlichen Fällen kann die abstrakte Regel dem

schwächeren Eindruck des dem Herkommen entsprechenden Beispieles mehr Leben und Kraft verleihen und, etwa gestützt auf weitere neue Beispiele, an denen die Sprachlehrer ihre Grundsätze zu verkörpern pflegen, kann sie stark genug sein, um jenem stärkeren Eindruck entgegenzutreten, so daß er sich nicht auf Kosten eines anderen ausbreiten kann. — Aber all dies kann nur während des Unterrichts geschehen, dessen Zweck es ist, der inneren Sprache die richtige Form zu geben, damit sie weiterhin mit dem Herkommen übereinstimme; beim Gebrauch der Sprache aber ist der Geist mit seinem Gegenstande beschäftigt und hat keine Zeit, auf die Form der Sprache zu achten. Diese ist dann sich selbst überlassen und tritt so zutage, wie sie im Innern sich gestaltet hat, und wenn es der Regel nicht vorher gelungen ist, ihre Form in der Seele durch Stärkung gewisser Eindrücke auf künstliche Weise zu ändern, dann ist der Irrtum unvermeidlich, und die bloße Kenntnis nützt nichts. Und hat einmal, umgekehrt, die Kenntnis das ihrige getan, und ist die innere Sprache bereits vollkommen berichtigt, so dürfen die abstrakten Regeln getrost wieder vergessen werden, ohne daß der Mensch ihr Fehlen merkt, und die größten Schriftsteller können sich zuweilen in der Kenntnis der grammatischen Regeln mit den kleinsten Schuljungen nicht messen.

* * *

Und wie die Einzelsprache in der Seele jedes Menschen, so steht auch ihr Gesamtbild im Volke fortwährend unter der Herrschaft verborgener Kräfte, die unbewußt die Seele des Volkes beeinflussen. Die Wirkungen dieser verborgenen Kräfte sind hier aber ganz anders. Der Geist des einzelnen unterwirft sich notgedrungen den Sprachgebräuchen seiner Zeit, die ihn zeitlebens umgeben und mit dem Stoff in ihn eindringen. Und wenn aus irgendeinem besonderen Grunde in ihm die Neigung entstünde, in irgendeiner Einzelheit den Weg der Gesamtheit zu verlassen, so kann dieses Sonderstreben gegenüber der Menge entgegenstehender Eindrücke nicht aufkommen oder doch sich nicht in höherem Maße entwickeln, und die Änderungen, die es in der Form der Sprache des einzelnen allen-

falls zustande brachte, werden sehr gering, auch ihm selbst kaum fühlbar sein und jedenfalls mit ihm zugleich spurlos sterben. Der Geist des Volkes zu jeder Zeit aber, mag er sich auch den Sitten unterwerfen, die die Vergangenheit ihm vererbt, unterwirft sich doch nicht so vollständig, daß für die Entwicklung eines neuen Sonderstrebens, das aus irgendeiner allgemeinen Ursache entsteht, kein Raum wäre. Und wenn auch diese Entwicklung nur langsam vonstatten geht und ihre Spuren im Verlaufe einer Generation kaum sichtbar werden, verschlägt das nichts; eine Generation überliefert der anderen die Wirkungen der neuen Bestrebungen, und von Geschlecht zu Geschlecht entfaltet sich dieses Streben allmählich immer mehr und wird die Wirkung seines Seins immer stärker und reicher.

Und die allgemeinen Ursachen, die geeignet sind, im Geiste des Volkes gegen die Sprachgebräuche der Vergangenheit gerichtete Strömungen entstehen zu lassen, sind zahlreich und mannigfach. Politische Veränderungen können z. B. zur Folge haben, daß sich im Volke die Kenntnis und der Gebrauch einer fremden Sprache ausbreitet und deren Eindrücke in den Seelen sich soweit verstärken, daß sie auch in das Gebiet seiner Nationalsprache eindringen und neue Grundsätze in sie hineintragen. Oder zuweilen bewirken Änderungen der Ansichten oder der Lebensführung, daß einige Beispiele der Sprache nicht mehr und andere wieder häufiger als früher gebraucht werden, woraus das Bestreben entsteht, das Gebiet der letzteren auf Kosten der ersteren zu erweitern. Oder die Entwicklung der Bildung bewirkt, daß die Angehörigen eines Volkes sich bemühen, ihre Begriffe und Urteile klarer und genauer zu definieren, und daraus entsteht die Neigung, klarere Bilder vorzuziehen und andere Wendungen demgemäß abzuändern — und noch hunderte andere Ursachen dieser Art, deren Beginn von außen her, aus einer Wendung im Leben des Volkes entsteht, um endlich im Inneren auszumünden — in einer Stärkung alter oder neuer Eindrücke, die sich dann über ihre Grenzen hin ausbreiten.

Bei den zivilisierten Nationen können solche neue Bestrebungen die Sprachgebräuche zwar nicht in rascher Entwick-

lung binnen kurzem merklich verändern. Einerseits trägt die Verstärkung der schwachen Eindrücke auf künstliche Weise durch den Sprachunterricht in der Kindheit und andererseits die Wirkung der Literatur, die alle Einzelheiten des sprachlichen Usus durch tausende von Beispielen schützt, viel dazu bei, jedes gegen die Überlieferung der Ahnen gerichtete Streben zu hemmen und die hergebrachte Gestalt der Sprache durch viele Geschlechter festzuhalten. Und dennoch ist in unseren Tagen durch die allgemeine Sprachwissenschaft festgestellt worden, daß alle Mittel der Bildung den Verlauf des Sprachwandels nur zu erschweren, aber nicht völlig aufzuhalten vermögen. Trotz der Bemühungen des neuen Geschlechtes, seine Sprache genau jener der älteren anzugleichen, wirken ihre neuen Bestrebungen unmerklich, wenn auch nur in geringem Ausmaße, auf die „Arbeit des Geistes", an der die Sprache im Unbewußten webt, und trotz ihres Festhaltens an der Grammatik können sie nicht umhin, hier und da im Wort und auch in der Schrift von dem festen Gebrauch abzugehen, ihrer inneren Sprache gemäß und ihrer äußerlichen Kenntnis zum Trotz. Diese Änderungen erscheinen bei ihrem ersten Zutagetreten den Grammatikern als Fehler, oder, wenn sie feiner sind, als allzugroße Freiheit; da aber diese „Fehler" durch die Wirksamkeit allgemeiner Ursachen hervorgerufen werden, müssen sie sich immer weiter und weiter ausbreiten, bis sie ohne Anstoß gebraucht werden und auch ihrerseits zu neuen Fehlern in Analogie zu ihnen Anlaß geben. Und je häufiger die Fehler einer bestimmten Art werden, desto stärker wird ihr Eindruck in der inneren Sprache und desto schwächer der Widerstand des ihnen entgegenstehenden Wissens, bis endlich einmal auch die Grammatik nachgeben und aus ihrem Buche die Regel streichen muß, die nicht mehr Wirklichkeit ist.

Das Gesamtergebnis all der kleinen Änderungen, wie sie sich im Laufe der Zeit nach und nach summieren, stellt nach vielen Geschlechtern eine in fast allen ihren Regeln neue Sprache dar. Ein amerikanischer Forscher[1] hat, um zu zeigen, wie sehr das Englische im Laufe eines Jahrtausends sich verändert hat,

[1] Whitney, Life and Growth of Language, pp. 36—43.

einen Vers aus dem Neuen Testament in einer Übertragung aus früheren Zeiten und aus der Gegenwart nebeneinander gestellt und gefunden, daß unter einundzwanzig Wörtern der alten Übersetzung nur zwei bis heute unverändert geblieben sind, die anderen aber, obwohl sie in ihrem Wesen auch heute noch leben, in ihrer Gestalt — von den Lauten und Silben bis zur Flexion der Nomina und Zeitwörter und deren syntaktischer Verwendung — sich derart geändert haben, daß auch ein Engländer die Verwandtschaft der alten und der neuen Wörter gar nicht erkennen kann. Kein Mensch vermag aber zu sagen, wann und durch wen diese große Reform geschehen ist, weil sie in Wirklichkeit nicht in einer bestimmten Zeit und nicht in der bewußten Absicht einer Verbesserung der Sprache erfolgt ist. Wir können nur auf eine lange Periode hinweisen — die Zeit der Normannenherrschaft in England — in der aus allgemeinen Ursachen besondere neue Bestrebungen bei den Englisch-Sprechenden entstanden; aber die Entwicklung dieser Bestrebungen und die Wirkung ihrer Tätigkeit zeigte sich nur ganz allmählich und erfolgte nur durch das Volk selbst, im Kommen und Gehen der Generationen, ohne bewußte Absicht. Schon zur Zeit der alten Übersetzung war die Sprache in allen Einzelheiten durch feste Regeln genau abgegrenzt und die Menge derer, die sie in jeder Generation sprachen, liebte sicherlich die Sprache und deren Gebräuche, überlieferte sie mit allen Einzelheiten ihren Kindern und diese wieder den ihren, ohne den Gedanken, ihr plötzlich eine neue Form zu geben — und gleichwohl ist wie von selbst diese neue Gestalt hervorgetreten. Und ungefähr so verhält es sich auch mit den anderen europäischen Sprachen, deren Entwicklung uns bekannt ist, so daß wir ohne Übertreibung sagen können, daß alle die schönen und reichen Sprachen, die heute in der Welt herrschen, ihre letzte Gestalt nicht durch ihre Grammatiker und Forscher von einst, sondern von der Menge der Falschsprechenden erhalten haben, die, ihrem Herzen folgend, sich nicht in acht nahmen und sich versprachen oder verschrieben, in leichteren oder schwereren Verstößen gegen die Grammatik ihrer Zeit.

* * *

Ein französischer Sprachforscher (Brunot) rät darum mit Rücksicht auf dieses Ergebnis solcher Forschungen seinen Volksgenossen, daß niemand Sprachwissenschaft studiere, bevor seine innere Sprache genau nach der Grammatik berichtigt ist. Denn um mit dem nötigen Fleiße die grammatischen Regeln zu erlernen, die voller Ausnahmen und Widersprüche sind, und sie der Seele lebendig und unauslöschlich einzuprägen, müßten wir mit den Grammatikern glauben, daß die gegenwärtige Gestalt der Sprache von jeher mit ihr entstanden sei und ihre Gebräuche darum keiner Begründung bedürfen, alles vielmehr sich ihnen wie Naturgesetzen unterwerfen müsse, und daß dem immer so sein werde; während die Sprachwissenschaft den Menschen über die wahre Sachlage aufklärt und er erfährt, wann und wie die Sprache zu den Regeln gelangt ist, die zu seiner Zeit herrschen, so daß er den Glauben an ihren hohen Wert und ihre Ewigkeit, und mit ihm auch die Lust verlieren könnte, sie gründlich zu erlernen.

Und in Wirklichkeit mag dieser Rat gut sein für Franzosen und ihresgleichen, deren Sprache einerseits bereits genügend entwickelt ist, deren Regeln nicht so drückend sind und deren Grammatik andererseits in allen Einzelheiten der Gestalt der Sprache in der Gegenwart angemessen ist, so daß alle sich ihr unterwerfen. Ganz entgegengesetzt muß aber der Rat sein, der für uns taugt, da wir bei uns in beiden Beziehungen, sowohl hinsichtlich der Sprache als auch hinsichtlich der Grammatik, das Gegenteil vorfinden.

Wie wenig heute unsere Sprache auf einem uns genügenden Niveau sich befindet, ist allgemein bekannt und tritt besonders an jener sonderbaren Erscheinung zutage, daß ihr „Erweiterer" erstanden sind, die sie auf künstliche Weise verbessern wollen. Diese Erweiterer beschäftigen sich zwar zumeist nur mit der Bereicherung des Wortschatzes, da sie anscheinend denken, daß wenn dieser mit einer Menge neuer Worte angefüllt wäre, auch unsere Sprache so reich würde wie alle europäischen Sprachen und keinen Mangel mehr besäße. Dem ist aber in Wirklichkeit nicht so. Renan sagt mit Recht, der größte Fehler — weil seine Korrektur die schwie-

rigste ist —, den der semitische Stamm in den Anfängen seiner Geschichte beging, sei der, daß er sich für die Abwandlung der Zeitwörter einen beschränkten und ärmlichen Mechanismus schuf, in dem man die Verschiedenheit der Zeiten und die Art der Tätigkeit nicht genügend fein ausdrücken kann. Und vergeblich ringen bis zum heutigen Tage die Araber mit diesem Fehler, den ihre Vorfahren vor Jahrtausenden begingen.[1] — Und gilt dies von den Arabern, deren Sprache lebendiger und reicher ist als unsere, deren gedankliche Bedürfnisse aber noch nicht sehr groß sind, — wie erst von uns, den sprachlich Armen bei reicheren Bedürfnissen. Und in der Tat, wessen Denken sich unter dem Einfluß der europäischen Sprachen gewöhnt hat, jedem Begriff durch feine Unterschiede in der Bezeichnung zahllose verschiedene Schattierungen zu geben, der wird bei jedem Schritt fühlen, daß das größte Hindernis für den Gebrauch unserer Sprache nicht der stoffliche Mangel, sondern die formale Armut ist, d. h. der Mangel an allgemein gültigen Regeln, die jedem kleinen Teil des Grundstoffes gestatten, sich in viele verschiedenartige Formen von bleibender oder vorübergehender Dauer zu kleiden, um jeden Begriff in allen seinen jeweils anderen und veränderlichen Formen zu bezeichnen. Ohne diesen organischen Fehler könnte auch unsere Sprache in der Hauptsache aus ihren eigenen Wurzeln sich neu aufbauen und mit Leichtigkeit den Rest aus dem Schatze anderer Sprachen ergänzen, wie es ihre europäischen Schwestern machen. Aber nun ist sie nicht nur außerstande, aus jeder Wurzel die große Zahl von Nominal- und Verbalformen zu bilden, die sich in unserem Denken aus dem der Wurzel inliegenden Begriff abzweigen, und weiter jedem abgezweigten Wort die Fähigkeit mitzuteilen, auch seinerseits nach dem Bedarf der Rede neue Formen zu schaffen — sondern wir vermögen diesem Mangel (besonders in bezug auf die Zeitwörter) auch nicht mit Hilfe fremden Gutes in genügendem Maße abzuhelfen, weil der fremde Stoff sich nicht immer in jenen engen Mechanismus einzwängen läßt, der nur auf Wurzeln einer bestimmten Form anwendbar ist. So haben

[1] Renan, Histoire du Peuple d'Israel I, p. 9.

wir es z. B. den Puristen zum Trotz gestattet, in unsere Sprache das Wort „Harmonie" tale, quale aufzunehmen; was aber werden wir tun, wenn unser Denken zu diesem Begriff in verbaler Form gelangt (harmonieren)? Und was werden auch die, die für diesen Begriff die schwerfällige Übertragung שווי־ערך setzen, tun, wenn sie auch zu dem davon abgeleiteten Eigenschaftswort „harmonisch" kommen? Und solcher Beispiele kennt der hebräische Schriftsteller aus seiner Erfahrung hunderte, so daß, wenn wir unserer Sprache nur durch den Zusatz neuen Stoffes zu helfen glauben, ohne daß ihre Form irgendwie geändert werden müßte, auch ihr Wortschatz viel größer sein müßte, als der irgendeiner europäischen Sprache, weil sie zu allem, was diese mit einem Grundwort machen, deren zehn bedürfte.

Und andererseits entspricht das, was unsere Grammatiker ihre Schüler unter dem Namen „Hebräische Grammatik" lehren, nicht mehr in allen Einzelheiten der Sprachform, deren wir uns bedienen. Schon vor Jahrtausenden, zur Zeit des zweiten Tempels, durchbrach der Usus an vielen Stellen die Sprachgrenzen der Vergangenheit, und seither, das ganze Mittelalter hindurch bis zum heutigen Tage, begehen fast alle, die hebräisch schreiben, bis vielleicht auf einige Dichter, dem Usus folgend, viele „grammatische" Sünden. Die Grammatiker aber, die sich hinter der Mauer der alten Bibelsprache geborgen halten, wollen das Feld nicht räumen und betrachten alles, was jenseits dieser Mauer ist, als nicht existierend, als eingewurzelte Fehler, die verbessert werden müssen. Dieser Gegensatz zwischen Sprache und Grammatik schadet beiden, da er viele Schriftsteller die Grammatik als theoretische „Wissenschaft" betrachten läßt, deren praktischer Wert nicht sehr groß und deren Erlernung nicht notwendig ist; und dadurch dringen in unsere Sprache in Wahrheit Fehler einzelner ein, da keine sichere Grenze diese vom allgemeinen Usus scheidet.

Darum bildet es in bezug auf unsere Sprache keine Gefahr, wäre vielmehr ganz nützlich, daß alle wissen, daß die Grammatik jeder Zeit das Gesamtbild des Sprachgebrauchs eben derselben Zeit ist; denn außer den grammatischen Regeln

gibt es auch andere, wirklich natürliche und ewige Gesetze, die die Entwicklung jeder Sprache beherrschen, und diese bilden in ihr allmählich einen festen Sprachgebrauch aus und zerstören das, was einmal Sprachgebrauch war.

* * *

Von der Geschichte unserer Sprache bis zu jener Zeit, da sie die Gestalt annahm, die uns heute in den biblischen Schriften nach der Massora aufbewahrt ist, ist uns freilich keine genaue Kunde erhalten, und das trägt natürlich dazu bei, die Grammatiker in ihrem Glauben an die Ewigkeit ihrer Regeln zu bestärken, als wären diese plötzlich mit der Sprache vom Himmel gefallen und müßten sie so ewig und unverändert begleiten. Aber ohne Kenntnis der Einzelheiten genügt uns doch die allgemeine Erkenntnis, daß, wie jede Sprache, auch das Hebräische im Laufe der Zeit viele Veränderungen erleiden mußte und daß es auf natürliche Weise ganz unmöglich ist, daß eine Sprache eine so lange Zeit hindurch, wie sie etwa von David und Salomo bis auf Esra und Nehemia verstrichen ist, auf demselben Stande beharre; nur daß eben die überwiegende Mehrzahl dieser Veränderungen uns darum verborgen bleiben muß, weil in der alten Zeit eine Vokalisation fehlte, so daß jedes Geschlecht auch in den aus früheren Generationen stammenden Büchern jedes Wort in seiner neuen Aussprache lesen konnte. Und so wurden denn zur Zeit der Punktatoren alle Bücher, ältere und jüngere, auf die uns in der Vokalisation überlieferte Weise gleichmäßig gelesen, während wir auf Grund der Erfahrungen anderer Sprachen wissen, daß gerade die Vokalisation im Laufe der Zeit den meisten Veränderungen ausgesetzt ist, die selbst den ganzen Bau der Sprache umgestalten können.[1] — Aber hier und da sind uns doch einzelne Reste von diesen Veränderungen erhalten geblieben, so z. B. die Pro-

[1] Auch nach den Punktatoren und trotz der Vokalisation hat sich die Form der Sprache bei uns, den Aschkenasim, geändert, so daß wir sie nicht erkennen würden, wenn wir unsere Bücher nach unserer Sprache vokalisieren würden. Und dies alles ohne Absicht, aus natürlichen Gründen nach bestimmten Methoden, die viel Studium verdienen würden, zu denen jedoch hier nicht der Platz ist.

nominalendung ־יךָ ־יךְ wie in מַעֲשֶׂיךָ, מַעֲשֶׂיךְ, in der nach unserer Vokalisation das Jod ganz fremdartig anmutet; oder הוּא und נער für das Femininum in der Thora, wo wir הִיא und נַעֲרָה lesen; während es ein Hauptgrundsatz der Sprachwissenschaft ist, der durch viele Gründe bestätigt wird, daß in irgendeiner Zeit alles so ausgesprochen wurde, wie es geschrieben wird, nur daß die Sprache selbst sich rascher verändert als die Orthographie. Es gibt also eine frühere Periode im Leben unserer Sprache, da die Pronominalsuffixe mit Jod ausgesprochen wurden, da הוּא und נער für beide Geschlechter gemeinsam galten, und nachher ward das anders. Aus solchen Beispielen können wir auch Schlüsse auf anderes ziehen.

Und wenn die Regeln dieser Grammatik, die auf der Bibel und ihrer Vokalisation beruhen, selbst auch nur einen Sprachgebrauch darstellen, der einmal im Laufe der Entwicklung unserer Sprache sich herauskristallisierte, aber nichts, was mit der Sprache geboren, sie durch ihr ganzes Dasein begleitet, — so können wir diese Regeln, auch nachdem sie einmal fest geworden sind, nicht als ewige Lehren betrachten, wenn wir nicht zugleich annehmen, daß unsere Sprache tot und zu jeder lebendigen Entwicklung unfähig sei. Mit Anhängern dieser letzten Anschauung haben wir uns hier nicht zu befassen, wer aber an die Lebenskraft unserer Sprache und an die Möglichkeit ihrer vollständigen Neubelebung glaubt, muß auch an die Möglichkeit der Wandlung ihrer Formen als einer natürlichen Folge ihrer lebendigen Entwicklung glauben und darum jede Veränderung nicht auf Grund der Regeln beurteilen, die uns die ferne Vergangenheit überliefert, sondern auf Grund jener, die dem heutigen Gebrauch entsprechen, wenn sie auch erst in späterer Zeit Ausbreitung und Geltung erlangt haben.

Dies war auch in der Tat die Anschauung der Männer unserer Vergangenheit vom Verhältnis zwischen der Sprache von einst und von jetzt. Die Sprache der Mischna stellt in vielen Einzelheiten eine umfassende und systematische Reform dar, nicht nur in bezug auf den Wortschatz, sondern auch in bezug auf die Sprachform an sich. Der Gebrauch des Waw conversivum hat ganz aufgehört, die Relativpartikel אשר gibt es nicht

mehr, an ihrer Stelle steht immer als Bindeglied ש; die Form des Futurums für die dritte Person feminini, die lang und schwerfällig ist, ist nicht mehr üblich, an ihrer Stelle steht das Maskulinum (הַבָּנוֹת יִזְכּוֹר); viele Formen der Verba III. ה werden auch für Verbalstämme III. א eingesetzt (לִקְרוֹת und יָצְתָה); ה des Hithpael wird durch נ ersetzt; ganz neu tritt eine Konjugation Šāf'ēl ein (שַׁעְבֵּד, שַׁחֲרֵר), eine neue Verwendungsart des participium passivi (קָכוּב, לְקוּחוֹת), neue Zusammensetzungen zur näheren Bestimmung der Zeiten und Modi (עָתִיד לְהַפְרִישׁ, הָיָה מְהַלֵּךְ) und noch andere wichtigere Veränderungen dergleichen, die zu festen, allgemein befolgten Regeln wurden. Und wie jede Reform in der Sprache, ist auch diese nicht plötzlich und in der Absicht zu verbessern erfolgt, sondern allmählich, von selbst, durch das Erstarken bestimmter Eindrücke (auf Grund des Aramäischen usw.) und deren Wirkung auf die anderen. Jede Veränderung verdiente, als sie zum ersten Male aus der Innensprache trotz der ihr entgegengesetzten Kenntnis den Weg nach außen fand, mit Recht, ein Fehler genannt zu werden. Aber diese Fehler entsprangen allgemeinen Ursachen, die ihre Grundlage in den Lebensbedingungen hatten, breiteten sich darum aus und bürgerten sich im Volksmunde ein, um dann auch unerschrocken dem Einspruch der Wissenschaft standzuhalten. Und fand sich dann nach einigen Generationen ein „Purist", der die neue Sprache im Einklang mit dem biblischen Hebräisch korrigieren wollte, so erwiderten ihm seine Kollegen: „Bibelsprache und Sprache der Gelehrten sind zwei Welten für sich" (Chulin 137, Aboda sara 58). Heute würden wir sagen: Die Sprache von einst und die Sprache von jetzt sind zwei Welten für sich.

Aber diese Anschauung änderte sich später, und als die Sprache nach der Unterbrechung ihrer Entwicklung durch die ganze Zeit der Amoräer und Gaonen wieder zum Leben erwachte, begann sie ihr Leben nicht dort, wo diese Entwicklung zur Zeit der Mischna unterbrochen war, sondern mischte die beiden Perioden ihrer Vergangenheit durcheinander, gab dem Gebrauch der ersten bindende Kraft und ließ die zweite nur als Lizenz gelten, oder besser gesagt, als etwas, was nun

eben schon da war, als fremde Elemente, die toleriert wurden, weil es schwer war, sie zu vertreiben. Von vornherein aber galt die biblische Grammatik allein, und nur, wer sich streng an sie hielt, der schrieb ein richtiges Hebräisch. Und seither herrscht unter uns diese Grammatik und hemmt die Sprache in ihrer Entwicklung, da sie keine Möglichkeit hat, sich neue Formen und syntaktische Fügungen sicherer und beständiger Art zu schaffen. „Fehler" wurden und werden zwar in ihr da und dort gemacht, und nicht nur eigentliche Fehler aus Einzelgründen, die auf einen Schriftsteller beschränkt sind, sondern auch Fehler von jener allgemeinen Art, die in jeder anderen Sprache am Ende zu festen Regeln für die Zukunft in den Sprachlehrbüchern selbst werden würden. Was nützt das alles aber, wenn solche Neubildungen, die in der Sprache festen Fuß gefaßt haben, auch nach noch so vielen Geschlechtern nicht endlich das Bürgerrecht in ihr erhalten und das Strafgericht der Grammatik fürchten müssen, daß nämlich einmal die Grammatiker kommen und plötzlich nach hundert Jahren erkennen werden, diese Neubildungen seien unrichtig. Und die hebräisch Sprechenden werden sich dann schämen und sich Mühe geben, den Fehler ihrer Vorfahren zu verbessern, oder, wenn sie sich daran schon dermaßen gewöhnt haben, daß ein Aufgeben unmöglich ist, so werden sie doch wenigstens darauf zu achten wissen, nicht in ähnliche Fehler zu verfallen. Und der eingewurzelte Fehler wird mithin einsam und unfruchtbar bleiben, ohne jemals zur Regel zu werden, die eine ganze Klasse ähnlicher Erscheinungen umschließt.

* * *

Vor mir liegt eine neue Broschüre,[1] die sich das Ziel gesetzt hat, öffentlich die Schmach der neuen Schriftsteller aufzudecken, und die in ihren Schriften schwere Verstöße gegen die Grammatik aufzeigt. Der geschätzte Verfasser hat als grammatischer Spezialist nur das Ziel, der Grammatik zu dienen, und macht auf die Fehler nur darum aufmerksam, um sie zu

[1] Littechijjath sefath eber (Zur Renaissance der hebräischen Sprache) von Jizchak Warszawski, Odessa, 5653.

korrigieren. Lesen wir aber seine Broschüre nach unserer Anschauung, so werden wir darin noch ein anderes, tieferes Interesse finden. Die Fehler, die der Verfasser gesammelt hat, lassen sich dann nach unserer Anschauung in drei verschiedene Arten einteilen: Fehler aus privaten und zufälligen Gründen, die wertlos, und gewiß zu korrigieren sind; Fehler aus allgemeineren Gründen, die sich vor unseren Augen allmählich verbreiten, aber noch nicht zum Sprachgebrauch geworden sind, und endlich die letzten und wichtigsten — Fehler, die es in Wirklichkeit nicht mehr sind, da sie bereits durch den Usus sanktioniert worden sind. Könnten wir hier im einzelnen alle diese Fehler nach ihren Arten analysieren, würden wir unter ihnen drastische Beispiele dafür finden, was oben über die Entstehung der Sprache im Geist des einzelnen und die Art des Sprachwandels im Volksganzen gesagt wurde; und wir würden sehen, wie hervorragende Schriftsteller zuweilen aus ihrer inneren Sprache recht grobe Fehler hervorholen können, und wie solche Mißgeburten in ihrer Innensprache entstehen können. Wir würden ferner sehen, wie eine allgemeine Ursache nach und nach zu einem Fehler im Geiste vieler den Keim legt, im Geiste jedes einzelnen für sich, bis auch bewährte Grammatiker bei ihrer Beschäftigung mit den Sprachregeln ihnen nicht entgehen können (z. B. beim Gebrauch des Verbums תלה S. 43—46); aber all dies würde uns zu weit führen, und darum beschränken wir uns hier auf die Analyse dreier Fehler der dritten Art, die uns besonders wichtig scheint.

1. נָפַל לִבּוֹ עָלָיו (das Herz fiel in ihm) — ist ein gewöhnlicher Ausdruck in unserer Sprache, der der Bibel (I. Sam. 17) entnommen ist:

וַיִּפֹּל לִבּוֹ אֶל לֵב אָדָם עָלָיו: aber unser Autor (Seite 16) denkt, daß der genaue Ausdruck nur נפל לבו ist (ohne עליו), da das Wort עליו in der Bibel sich nicht auf אדם, sondern auf den oberwähnten Riesen Goliath beziehe. „Und wie es scheint" — sagt der Verfasser — „hat der erste Schriftsteller, der den Ausdruck verwendete, infolge einer Gedächtnistäuschung geglaubt, daß das Wort עליו sich auf das unmittelbar davorstehende אדם beziehe." Nun ist hier zwar nicht der Ort, mit

demVerfasser über die Sache selbst zu diskutieren und nachzuprüfen, ob in der Tat (wie er sagt) „alle Erklärer und Übersetzer" den Vers gleich ihm erklären. (R. David Kimchi führt beide Erklärungen an, ohne zu entscheiden, und Fürst, in seinem Lexikon, stellt die Phrase auf Grund des Bibelverses mit עלוו fest). Aber auch wenn dem so ist, können wir daraus, daß dieser Ausdruck sich verbreitet hat und zum festen Sprachgebrauch geworden ist, folgern, daß seine erste Ursache nicht singulär, nicht eine Gedächtnistäuschung irgendeines ersten Schriftstellers in bezug auf den Wortsinn des Verses war, vielmehr ein innerer Zusammenhang bestand, der von selbst in der Seele der Hebräischsprechenden zwischen diesem und anderen Beispielen (die der Autor selbst zitiert), in denen seelische Bewegungen „mit על" verknüpft sind (נֶהְפַּךְ עָלַי לִבִּי), entstanden ist, so daß viele Schriftsteller ohne Kenntnis von einander bereit waren, diesen Ausdruck aus ihrer Innensprache hervortreten zu lassen, trotz ihrer Kenntnis der richtigen Erklärung des Verses, ja ohne überhaupt an den Vers zu denken. Und ob dies nun von vornherein ein Fehler war oder nicht, — da nun einmal der Ausdruck akzeptiert und allen geläufig ist, ist er unserer Anschauung nach auch grammatisch korrekt, auch nachdem uns der Verfasser gezeigt hat, daß „wir nicht das Recht haben, ihn zu gebrauchen, weil er in der althebräischen Literatur sich nicht findet".

2. Das Verbum נהה wird von uns in verschiedenen Formen der Konjunktion Kal (נהו, נוהה usw.) für den Begriff des Hinstrebens nach einem Dinge gebraucht. Und nun entdeckt unser Autor (Seite 14), daß dies ein grober Fehler sei, da diese Konjugation des Verbums in der Bibel im Sinne von „wehklagen" gebraucht wird, für das Hinstreben in der Bibel aber nur eine Form, das Nif'al, verwendet wird: וַיִּנָּהוּ. Kein Zweifel also, daß dies von vornherein gewiß ein Fehler war; und auch seine Veranlassung ist unschwer verständlich. Stünde an der Belegstelle die Form נִנָּהוּ, worin das Nif'al durch das charakteristische Nun und die veränderte Vokalisation des Stammes bezeichnet wäre, dann hätte dieses Beispiel notwendig den Wortbegriff dem Nif'al assoziiert, und es bestünde keine Mög-

lichkeit zu einem Irrtum. Da nun aber das einzige biblische Beispiel dafür וַיִּנָּהוּ lautet, also aus der Form der Vergangenheit der ersten Konjugation (נָהוּ) mit dem Jod des Futurums und mit dem Waw consecutivum (welche Buchstaben nicht nur dem Nif'al charakteristisch sind) zusammengesetzt ist, und an diese Zusammensetzung der Begriff der Vergangenheit sich knüpft, — so ist es nicht verwunderlich, daß nur der wurzelhafte Bestandteil dieses Beispiels einen bleibenden Eindruck im Gedächtnis hinterlassen hat und mit dem Begriff assoziiert wurde, und so die einfache Stammform für diesen Begriff eintritt. Und da auch der Verbalinhalt an sich (das Hinstreben nach einer Sache) mehr dem Kal als dem Nif'al entspricht, konnte dieser Eindruck seine Grenzen leicht erweitern, nach seiner Analogie alle anderen Formen des Kal schaffen, ohne jede Reflexion seitens der Schriftsteller selbst, und ohne daß sie die Neuschöpfung jener Form überhaupt als solche fühlten. Der Verfasser (S. 63) teilt uns freilich mit, daß Immanuel aus Rom in seinen „Heften" so vorsichtig war, נָהִים zu schreiben. Wir aber können ihm dagegen mitteilen, daß Maimonides (Responsum an die Gelehrten von Marseille) נָהוּ schreibt. Und beide Erscheinungen lassen sich begreifen. Immanuel schreibt leichtgeschürzte Dichtung in reinster Bibelsprache und konnte, während er schrieb, seine Aufmerksamkeit darauf lenken, die Form jedes Wortes der Kritik seiner Kenntnis zu unterwerfen. Maimonides aber beschäftigt sich dort mit einem wichtigen Gegenstande, der ihn ganz in Anspruch nimmt und ihm nicht gestattet, sich um die Form der Wörter zu kümmern. Die Hand schreibt darum jedes Wort so, wie es in der Innensprache des Geistes aufgezeichnet ist, und dort stand das Kal statt des Nif'al. — Es ist mir im Augenblick nicht erinnerlich, ob auch andere Schriftsteller des Mittelalters etwa dieses Verbum gebrauchen; jedenfalls aber ist sein Gebrauch im Kal für den erwähnten Begriff bereits akzeptiert und allgemein üblich, so daß der Begriff der Klage dadurch verdrängt wurde und wir נוֹהִים nicht mehr im Sinne von „wehklagend" schreiben. — Somit ist dies ein bleibender Wandel in unserer Sprache mit vollem Bürgerrecht für die Zukunft,

der auf die Anerkennung seitens der alten Grammatik nicht mehr angewiesen ist. Im Gegenteil, gerade wer heute נהר sagt, verdient kein Lob, da er einem früheren Sprachgebrauch folgt, der bereits hinfällig geworden ist.

3. Das Wort מְלָאכוּתִי ist in der Tat unrichtig gebildet und die richtige Form nach der Grammatik müßte מְלַאכְתִּי lauten. Darum ruft der Autor aus (S. 44): „Was hat die Schriftsteller veranlaßt, von מְלָאכָה ein Beziehungswort מְלָאכוּתִי abzuleiten? Woher nahmen sie ein Nomen מְלָאכוּת, dessengleichen es nie gegeben hat?" — Aber mit Fragen allein glaubt der Grammatiker nicht Genüge getan zu haben und so will er den Fehler auch richtigstellen und seinerseits von nun an מְלַאכְתִּי der Regel nach schreiben, beklagt sich aber trotzdem (S. 64) darüber, daß „auch für so einfache Begriffe in unserer Literatur noch nicht eigene Termini festgesetzt und akzeptiert sind". Er bedenkt aber nicht, daß diese Korrektur, so richtig sie auch grammatisch sein mag, viel zu spät kommt. Das Wort מְלָאכוּתִי findet sich bereits im Kommentar der fremden Wörter, den R. Samuel ibn Tibbon seiner „Moreh"-Übersetzung beigegeben hat, und irre ich nicht, hat er ihn selbst bei den Übersetzern vor ihm gefunden. Auch die Veranlassung zu diesem „Fehler" ist leicht zu erkennen. Die Übersetzer richteten bei ihrer Arbeit das Hauptaugenmerk auf den genauen Ausdruck des Gedankens, nicht auf die „Korrektheit" der Sprache; und da מְלַאכְתִּי im Denken einen ganz anderen Begriff wachgerufen hätte, fanden sie es für nötig, den Namen des betreffenden Begriffes ein wenig zu verändern, um eine Begriffsverwirrung hintanzuhalten. Und so entstand von selbst, ohne Reflexion des klaren Verstandes, das Wort מְלָאכוּתִי, das ja eine Art von Analogie schon im Talmud in שְׁמוּתִי („der Geächtete") besitzt. Aus diesem Grunde finden wir auch in der mittelalterlichen Literatur das Adjektiv תּוֹרָנִי (von תּוֹרָה) statt תּוֹרָתִי. Hier, wo das ת aspiriert ist, hat sich der Instinkt der Innensprache gestattet, es gänzlich außer acht zu lassen; bei מלאכה aber, dessen ת (in den abgeleiteten Formen) geschärft ist, hat er die Elision nicht zugelassen und war darum genötigt, etwas hinzuzufügen. — Jedenfalls haben, seit das Wort מלאכותי entstand, bis zum

heutigen Tage seit vielen Jahrhunderten alle sich seiner bedient, und es findet sich unzählige Male in unserer Literatur. Ein solches Wort ist sicherlich ein wesentlicher Teil unserer Sprache, hätte in jeder anderen Sprache längst in allen Wörterbüchern seinen Platz gefunden und die Grammatiker würden sich darauf beschränken, es eine „Ausnahme" zu nennen. Im Namen der Regel aber ein siebenhundert Jahre altes Wort auszustoßen und es für „nicht geprägt und nicht gebilligt" zu halten, — das würde keinem Menschen einfallen.

Diese Beispiele genügen, um den Unterschied der beiden Anschauungen über die Grammatik zu zeigen. Und wenn auch die Entwicklung der Sprache keinen großen Vorteil davon hat, wenn die Konjugation eines Zeitwortes mit einer anderen vertauscht oder zwischen dem Beziehungsworte und dem Pronominalsuffix eine Unterscheidung geschaffen wurde, so wird doch diese Erscheinung selbst, daß das Hebräische auch heute noch seinen Sprachgebrauch auf natürliche Weise verändern kann, viel zur Stärkung des Glaubens an die Existenz lebendig schaffender Kräfte in unserer Sprache, trotzdem sie nur in der Schrift lebt, beitragen und dadurch in Wahrheit diese Kräfte zur Tat erwecken, da diese Arbeit in ihrer Folge bleibende Güter der Sprache schafft, die keine alte grammatische Regel zu fürchten haben.

* * *

In bezug auf die Schriftsteller sind wir somit auch diesmal bei Besprechung der grammatischen Frage zu jenem allgemeinen Urteil gelangt, das sich uns im ersten Aufsatz (oben S. 371ff.) in der Frage der Wörter ergeben hat: daß nämlich, je mehr die Schriftsteller sich ganz der Darlegung ihres Denkens widmen und die Sorge um die Sprache auf sich beruhen lassen werden, um so mehr die Sprache für sich selbst sorgen und um so mehr auch die Möglichkeit wachsen wird, zu sehen, wie sie sich stofflich erweitert und formell vervollkommnet. Nicht so verhält es sich in bezug auf die Grammatiker. Diese, die sich nur mit der Sprache beschäftigen, müssen gewiß für ihre Reinheit sorgen und sie vor grammatischen Fehlern bewahren.

Aber damit sie das Recht zu diesem Tun besitzen, müssen sie uns vor allem die Grammatik selbst geben, die in Wirklichkeit noch nicht geschaffen ist, nämlich die Grammatik unserer Sprache, die in unserem Munde lebt, nicht die der Bibelsprache. Diese letztere Sprache ist uns zwar lieb und wert wegen ihres heiligen Stoffes und weil sie die Basis unserer Sprache in der Gegenwart bildet. Kein Zweifel daher, daß auch ihre Grammatik hochwichtig und deren Kenntnis notwendig ist — aber nur als Grammatik der Bibelsprache, so wie es eine eigene Grammatik auch für die Mischnasprache gibt. Die allgemeine Grammatik aber, die das Recht hätte, sich heute „Grammatik der hebräischen Sprache" schlechthin zu nennen und vor deren Richterstuhl die Sprachlehrer die Fehler der Schriftsteller bringen dürften, müßte den Usus jener Sprache umfassen, die in den Besten unserer Literatur lebt und die eine Mischung aus der Sprache der Bibel und der Mischna darstellt, mit jenen Änderungen und Zusätzen, die in den letzten Generationen hinzugekommen sind; sie muß richten über das, was würdig ist oder nicht, in der Sprache Bürgerrecht zu bekommen, nicht auf Grund eines hapax legomenon aus der Bibel, sondern auf Grund vieler und verschiedener Beispiele aus der Literatur mit Berücksichtigung der Häufigkeit und Natürlichkeit jeder Einzelheit, der Ursachen, die sie geschaffen, des Verhältnisses zum Geiste der Sprache im ganzen usw.

In dieser neuen Grammatik wird beispielsweise stehen, daß das Futurum plur. fem. 3. Person heute zwei Formen aufweist, תפעלנה oder יפעלו, daß die erste mehr in der Poesie gebraucht wird, die letztere in der einfachen Prosa, und der Verfasser der besprochenen Broschüre, der selbst seiner Innensprache folgend, trotz seiner Kenntnis schreibt: יִתְיַסְּדוּ חברות ואגודות (S. 7), wird dann vor ihrem Richterstuhl freigesprochen werden. Aber so ein Beispiel kann uns auch nicht einmal einen entfernten Begriff von der Gestalt geben, die die Grammatik annehmen wird, wenn sie diese Bahn betritt und von dem Nutzen, den sie der sprachlichen Entwicklung damit brächte. Einerseits bekäme eine Menge jüngerer und älterer Veränderungen „Bürgerrecht", die zwar auch heute in unserer Innen-

sprache auf Grund von Beispielen aus der Literatur leben, deren Wirkung aber nicht in erwünschtem Maße sich ausbreitet, solange sie von der Grammatik als Eindringlinge betrachtet werden. Andererseits würde — und das ist die Hauptsache — dadurch unsere Sprache mit einem Schlage auf die Grundlage des in steter Entwicklung befindlichen Lebens gestellt und ihre inneren Kräfte, heute noch mit schweren Fesseln gebunden, würden dann mit doppelter Kraft daran gehen, sie nach unseren vielen Bedürfnissen zu verbessern und zu vervollkommnen.

Der Schaffung dieser Grammatik — nicht der Verbesserung einiger vereinzelter Fehler — müssen die Grammatiker ihre Zeit und ihre Kenntnisse widmen, wenn sie für die „Neubelebung der hebräischen Sprache" sich wirklich nützlich erweisen wollen.

Adar I, 5654.

Über eine jüdische Enzyklopädie in hebräischer Sprache[1]

ERSTER AUFSATZ

Der durch seine Freigebigkeit bekannte Herr K. Z. Wissotzki hat in diesen Tagen den Grund zu einem großen Werke gelegt, das allen schönen Taten, die er in seinem Leben vollbracht

[1] Der Gegenstand, von dem die Rede ist, befindet sich heute noch in einem Stadium, das noch kein Urteil über seine Zukunft gestattet. Darum hielt ich es für richtig, diese Aufsätze der Vergessenheit zu entreißen. Wenn im Laufe der Zeit der Vorschlag verwirklicht werden sollte, wird der Leser seiner Zeit wissen, welches Ziel die Urheber dieses Werkes bei ihrem Plane im Auge gehabt haben und wie weit sie Erfolg hatten in der Erreichung dieses Zieles; gelangt er aber nicht zur Ausführung, so werden diese Aufsätze vielleicht dazu beitragen, auf die Notwendigkeit eines solchen Werkes hinzuweisen, damit sich endlich einmal Männer finden, die in naher oder ferner Zukunft daran herantreten.

[Seit diese Worte geschrieben wurden, sind sechs Jahre verflossen und nun haben sich in der Tat „Männer gefunden, die an das Werk herangetreten sind" und eine Enzyklopädie für alle Gebiete des Judentums herausgeben wollen. Die Herausgeber dieser Enzyklopädie sind aber nicht Juden, sondern Christen, ihre Sprache ist nicht hebräisch, sondern englisch. Und selbstverständlich unterscheidet sich auch der Charakter dieses Werkes gar sehr von meinem ursprünglichen Plan (wie er in diesen Aufsätzen dargelegt ist), da den Herausgebern nicht die erzieherischen Bedürfnisse des jüdischen Volkes, sondern — wie bei allen andern praktischen Enzyklopädien — rein wissenschaftliche Interessen vor Augen schwebten. — Und wie merkwürdig ist es, daß heute niemand in unserer Literatur dazu Stellung nimmt und gegen diese Enzyklopädie auftritt; im Gegenteil: jene Schriftsteller, die vor sechs Jahren nicht genug Worte fanden, um den großen Schaden auszumalen, den die jüdische Enzyklopädie bringen werde und die nicht locker ließen, bis mein Plan vereitelt ward — sie freuen sich heute über die englische Enzyklopädie und finden nicht genug Worte zum Preise dieses „großen Werkes" und seiner Gründer! . . .

Und wenn ich vor sechs Jahren die Aufsätze über die Enzyklopädie in diese Sammlung aufnahm in der Hoffnung, daß sie (wie oben bemerkt) dazu beitragen werden, auf die Notwendigkeit der Sache aufmerksam zu machen, damit sie so endlich zur Tat werde — so sind sie heute zu diesem Zwecke wohl nicht mehr nötig. Trotzdem ließ ich sie hier stehen als historisches Material, damit ein kommendes Geschlecht — denn nicht bis zum Ende aller Tage werden die Juden Knechte sein — wisse, auf wessen Haupt die Schuld fällt, daß die erste jüdische Enzyklopädie nicht hebräisch, sondern englisch, nicht durch Juden, sondern durch Nichtjuden geschaffen wurde.]

hat, die Krone aufsetzen und ein ewiges Denkmal nicht nur für seine Wohltätigkeit und sein gutes Herz sein wird — gutherzige Wohltäter gibt es noch viele im jüdischen Volke — sondern auch für seine Liebe zu den geistigen Gütern unseres Volkes und für seine Sorge um ihren Bestand und ihre Entwicklung — Eigenschaften, die unter den Wohltätern unserer Zeit nicht so häufig sind. —

Es fällt mir schwer, mit wenigen Worten das Wesen des genannten Werkes zu umgrenzen, da ich fühle, daß viele von den Lesern ihm ohne Verständnis gegenüberstehen und nicht imstande sind, seine ganze Größe, seinen Charakter und seinen Zweck mit einem Blick zu umfassen. Und darum will ich weiter ausholen und hier einen Auszug aus jenem „Vorschlag" wiedergeben, den ich am 3. d. M. Herrn Wissotzki unterbreitet habe.

* * *

Sehr geehrter Herr! Wenn ich Ihrem Wunsche entsprechend hier schriftlich darlege, was ich Ihnen mündlich bereits unterbreitet habe, so denke ich, daß, mehr als die Einzelheiten des Vorschlags selbst, der Nutzen, der sich daraus ergeben soll, der Erklärung bedarf; während nämlich die Einzelheiten des Vorschlags und die Art seiner Ausführung nur Fragen des „Wie", „Wieviel" usw. sind, die zu ihrer Zeit durch eine Gruppe von Fachleuten gelöst werden müssen und können, kann der Kern der Sache bei vielen Erstaunen und auch Widerspruch erwecken, da nicht alle seinen ganzen Wert auf den ersten Blick erkennen werden. In einer solchen Zeit, wo unser Volk all seine Kräfte braucht, um sich seines Lebens zu erwehren, kommt da einer — so werden die Nörgler einwenden — und will materielle und geistige Kräfte im großen Maße auf die Herausgabe irgendeines neuen Buches verschwenden! Fehlt es uns etwa an Büchern? Tut es uns ja leid ob der früheren, die in einem Winkel liegen, ohne daß sich jemand um sie kümmert; wozu braucht es da noch neuer?

Und in der Tat will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich diesen Gedanken lange Zeit mit mir herumtrug, ohne es zu wagen,

ihn irgend jemand zu unterbreiten, der die Macht besitzt, ihn auszuführen. Er schien mir ein schöner Traum, für den es keine Erfüllung gibt, da ich wohl wußte, daß die meisten Reichen unserer Zeit, auch soweit sie allgemeine Interessen besitzen, nicht imstande sind, sich auf den Flügeln des „Geistes" über die engen Grenzen der zeitlichen und räumlichen Umgebung zu erheben; daß sie mitleidig alle jene betrachten, die diese Grenzen überschreiten, und sie für Menschen halten, die in unsere Welt nicht passen. Nur die längeren Unterredungen, die ich mit Ihnen, mein Herr, in den letzten Tagen über Ihre Pläne und Taten zum Wohle unseres Volkes und der Entfaltung seines Geistes in der Zukunft hatte, haben mir gezeigt, daß dies auf Sie nicht zutrifft, und Ihre Arbeit für Ihr Volk sich nicht auf die Bedürfnisse des Leibes allein beschränkt, sondern auch für den Geist besorgt ist; und sie haben mir Mut gemacht, den Versuch zu wagen, auch darüber mit Ihnen zu sprechen, da ich sicher bin, daß Sie, ob Sie nun ihre Hände der Sache widmen wollen oder nicht, doch sicherlich Ihr Herz meinen Ansichten zuneigen und meine Träumereien nicht verlachen werden.

Und so will ich denn hier vor Ihnen die Sache mit ihrer Begründung darlegen. So wie ein Mensch, der sein Haus von allen Seiten vom Feuer ergriffen sieht, all sein Hab und Gut untergehen läßt und nur irgendein kleines Stück Papier, einen Schuldschein oder eine Verkaufsurkunde, aus dem Brand zu retten sucht, dessen Wert für ihn den alles anderen übersteigt — so finden wir auch im Kampfe unseres Volkes um sein Dasein, daß immer, wenn die Not am höchsten war, die Hauptsorge der Besten des Volkes darin bestand, Mittel und Wege zu finden, um die Lehre vor Vergessenheit zu retten und inmitten all der Plagen, die sie zu vernichten drohten, ihr Studium und ihre Kenntnis im Volke zu sichern; denn in ihnen lebte die klare Erkenntnis, daß die Kenntnis des Judentums das notwendigste Fundament unseres Daseins als zerstreutes, aber doch einheitliches Volk sei. So machte es Rabbi Jochanan ben Zakkai, als er Jerusalem in den letzten Augenblicken vor der Zerstörung der Stadt verließ und nach Jabne zog, um

dort ein Lehrhaus zu gründen; so machte es Rabbi Jehuda Hannassi, als er die Mischna schrieb. „Weil er sah," — so sagt Maimonides — „daß die Zahl der Schüler immer geringer werde, immer neue Not entstehe und Israel in alle vier Winde verstreut wird, verfaßte er sein Werk, das in aller Hand sein sollte, damit sie bequem daraus lernen können und es nicht vergessen"; so machte es Maimonides selbst; als er sah (wie er dort sagt), daß in dieser Zeit „eine Not die andere jagt und die Stunde alles andere in den Hintergrund drängt", verfaßte er ein Sammelwerk der ganzen mündlichen Überlieferung in klarer und kurzer Sprache und systematischer Ordnung, so daß „ein Mensch, der zuerst die Bibel gelesen hat und nachher in diesem Werke studiert, daraus das ganze mündliche Gesetz kennen lernt und kein anderes Buch dazu lesen muß" (ebendaselbst). Und nach ihm machten es noch viele andere so, mitten im Dunkel des Mittelalters; und auch der Schulchan Aruch wurde zu diesem Zwecke geschrieben, in der zweiten Generation nach dem furchtbarsten Unglück, das unser Volk im Exil betroffen hat, der großen Schwächung durch die Vertreibung aus Spanien, als der gerettete Rest in alle vier Winde zerstreut wurde.

Es bedarf nicht vieler Worte, um zu zeigen, daß auch jetzt eine Zeit gekommen ist, wo „die Zahl der Schüler immer geringer wird, eine Not die andere jagt und Israel in alle vier Winde zerstreut wird", und daß mithin auch heute die Besten unseres Volkes, die seinen Fortbestand wollen, vor allem sich den Stand der Kenntnis des Judentums angelegen sein lassen und sich bemühen müssen, diesen Stand durch Mittel, die den Lebensbedingungen unserer Zeit angemessen sind, zu verbessern. Diese Pflicht erscheint uns aber noch ungleich größer, wenn wir den großen Unterschied zwischen uns und unsern Vätern in zwei wesentlichen Punkten bedenken:

1. Jenen war die praktische Religion die Grundlage ihres nationalen Lebens — das ganze Volk beobachtete sorgfältig die Gebote, und das Haus jedes Juden war gleichsam ein kleines Heiligtum, in dem der Gottesdienst zu keiner Zeit unterbrochen wurde. Darum hing damals der Zusammenhang jedes Ein-

zelnen mit dem Judentume nicht so sehr von dem Grade seiner Kenntnis desselben ab. Denn ohne eine weitgehende Kenntnis seiner einzelnen Begriffe drang der Geist des Judentums in das Herz jedes Einzelnen, erfüllte in den bekannten Gebräuchen und frommen Werken, die ihn seit der frühesten Kindheit von allen Seiten umgaben, sein ganzes Sein, gleich der Luft, die er atmete. Unsere Väter konnten sich darum in ihrer Bemühung, die Kenntnis der Thora im Volke zu verbreiten, mit wenigem begnügen, sowohl was den Grad der Kenntnis als was die Zahl der Kenner anlangt. Die notwendige Kenntnis bezog sich nur auf den praktischen Teil der Religion und ein Verzeichnis kurzer Vorschriften genügte, um die Herzen über den Bestand des Judentums zu beruhigen; denn sie dachten mit Recht, daß mit der Leichtigkeit, die Vorschrift zu lernen, auch die Zahl jener wüchse, die sie in allen ihren Einzelheiten befolgen, und damit auch die Lebenskraft im Herzen der Nation. Und auch in Zeiten, wo ihrer nicht viele waren, reichte die Zahl der Kenner doch hin, den Bestand des Judentums im eigenen Volke zu sichern, da auch Unkundige die Thora und deren Kenner lieb und wert hielten und aus ihren Taten und Worten lernten, alles nach der Vorschrift zu tun.

Das ist heute nicht so. Ob uns das nun recht ist oder nicht, wir können es eben nicht in Abrede stellen, daß die praktische Religion von Tag zu Tag an Kraft verliert. Unsere Kinder leben heute in einer ganz anderen Luft. Nicht nur die Kinder der „Aufgeklärten", die im Hause ihrer Eltern nichts sehen, was sie ans Judentum erinnert; auch die Kinder strenger Orthodoxer, besonders in den großen Städten, können den Geist des Judentums auf praktischem Wege nicht mehr in sich aufnehmen, weil die Lebensbedingungen in ihrer Umgebung außerhalb des Elternhauses derart sind, daß in ihren Herzen jedes Gefühl der Achtung für das, was ihre Eltern tun, ertötet wird, wenn sie dieses Tun in seinen historischen Ursachen nicht erkennen und nur die Äußerlichkeiten sehen; denn diese zeichnen sich zumeist nicht durch besondere Schönheit und andere Eigenschaften aus, die ein Herz gewinnen könnten, dessen Ge-

fühle und Begriffe zumeist aus der Schule anderer Völker stammen. —

Wenn mithin noch Hoffnung besteht, dem Judentum die Herzen dieser unserer Jugend zu gewinnen, so kann das nur so geschehen, daß sie seinen Wert erkennen, seine verborgenen Vorzüge begreifen lernt, und daß durch diese Kenntnis in ihren Herzen ein nationales Gefühl erweckt wird, dessen Bestand von der äußeren Lebensweise nicht mehr abhängig ist. Wenn unsere Väter sagten: „Das Studium ist wichtig, weil es zur Tat führt", so sind wir gezwungen, zu sagen: „Das Studium ist wichtig, weil es zur Liebe führt". Und dieser Unterschied zwischen uns und unsern Vätern in bezug auf den Zweck der Erkenntnis hat notwendig auch einen wesentlichen Unterschied in bezug auf das „Wieviel" und „Wie" in seinem Gefolge. Um gläubige Kinder gläubiger Eltern zur Tat zu bringen, genügt es, ihnen ohne jede weitere Begründung die Einzelheiten der erforderlichen Taten als Vorschriften mitzuteilen; dagegen die Liebe zu ihrem Volke im Herzen aufgeklärter Kinder zu wecken — das vermag einzig eine durchdachte Kenntnis vom Wesen des Volksgeistes und dem Weg seiner historischen Entwicklung. Und aus demselben Grund sind unsere Bedürfnisse auch in bezug auf die Zahl der Kenner größer als die unserer Ahnen. Denn da ein innerer Zusammenhang mit dem Judentum nur durch Vermittlung der Werkfrömmigkeit oder der Kenntnis der Thora entsteht, so müssen wir, je mehr die Zahl der Werkfrommen abnimmt — und sie nimmt ständig vor unsern Augen ab — unsere Bemühungen verstärken, damit die Zahl der Thorakenner um so größer werde.

2. Und in dem Maße, wie unsere Bedürfnisse in dieser Beziehung gesteigert sind, haben demgegenüber die nötigen Mittel zu ihrer Befriedigung in der Gegenwart abgenommen. In den früheren Generationen wurden der Schüler immer weniger, nur weil „eine Not der andern folgte". Im Innern des Volkes aber war die Sehnsucht nach dem Thorastudium sehr stark; die Erwachsenen eilten besonders gern ins Lehrhaus, und die Kleinen waren sich der Pflicht bewußt, bei ihrem Lehrer die Thora zu studieren, da sie sahen, daß den Eltern kein Opfer für

diesen Zweck zu groß schien. Heute ist das nicht mehr so. Die Liebe zum Studium, die wir von unseren Eltern geerbt, ist zwar auch heute noch stark in uns, aber der Gegenstand dieser Liebe ist ein ganz anderer. Jene Wissenschaften, die unsere Ahnen „extern" zu nennen pflegten und mit denen sich zu befassen sie nur zur Zeit der Dämmerung zwischen Tag und Nacht gestatteten — sie sind heute in das intimste Innere eingedrungen, nehmen die Jugend Tag und Nacht in Beschlag und lassen für das Studium des Judentums nur einen geringen Zeitrest übrig, gezählte und verstreute Augenblicke, die kaum zur Erlernung des Hebräischen in dem geringen Maße hinreichen, das zum Verständnis eines Abschnittes in der Bibel oder zu leichter Lektüre der modernen Literatur erforderlich ist. Aber auch dieses durchführbare Minimum kann nicht ohne ernstes Wollen seitens der Söhne und ihrer Eltern erreicht werden, und dieser Wille wird, wie wir sehen, in beider Herzen immer schwächer. Die Ursache davon ist, wie mir scheint, daß diese beschränkte Kenntnis dem Betreffenden nichts gibt, was ihm als genügender Gegenwert der zu ihrer Erreichung erforderlichen Zeit und Arbeit erscheinen mag. Schüler, die gewöhnt sind, für den Aufwand an Zeit und Mühe zuverlässige Kenntnisse in irgendeiner Wissenschaft einzutauschen, die ihren Gesichtskreis erweitert, oder in irgendeiner Sprache, die ihnen eine reiche Literatur erschließt — sie werden notwendig auch vom hebräischen Unterrichte, dem sie einen Teil ihrer Zeit und Mühe widmen, verlangen, daß er ihnen dafür irgendeine neue Erfahrung für ihren Verstand und ihr Gemüt gebe. Und was gibt ihnen jene Kenntnis der hebräischen Sprache, die zu erreichen ihnen möglich ist? Von der Bibel glauben sie, daß man sie in jeder Sprache lesen könne, zum Verständnis des Talmuds und unserer übrigen alten Literatur werden sie niemals gelangen, und die neue Literatur — kann bei ihrer Armut gewiß ihre Herzen nicht in dem Maße fesseln, daß sie sich gutwillig mit der Erlernung einer schweren Sprache abmühten. Und darum finden wir, daß selbst viele von den jungen Menschen, die auf diese Weise hebräisch gelernt haben, bis sie zu einem oberflächlichen Verständnis der

Bibel und der hebräischen Literatur gelangt sind, es bedauern, ihre Zeit mit der Erlernung dieser Sprache vergeudet zu haben, wenn sie nachher sehen, daß diese ihre Kenntnis nicht einmal hinreicht, ihnen auch nur die Pforten zum Verständnis des Judentums selbst in genügendem Maße zu erschließen. Und sie schlagen sich sie nach und nach aus dem Kopfe, bis sie das Wenige vergessen, was sie gelernt haben. Kurz — „Stroh gibt man uns nicht, und Ziegel sollen wir machen". Einerseits verlangt unsere Lage dringend die Erweiterung der Kenntnis des Judentums und die Vermehrung der Zahl seiner Kenner, und andererseits erlauben die Lebensbedingungen nicht, dieser Kenntnis mehr als kurze Augenblicke zu widmen, die höchstens für eine oberflächliche Kenntnis der Sprache hinreichen. Und auch zu diesem wenigen — eben deshalb, weil es wenig ist — fehlt der Wille bei den Kindern, und fehlt der Antrieb seitens der Eltern.

Dieser furchtbare Zustand beschäftigt meine Gedanken unablässig und stimmt mein Herz traurig, so oft ich unsere Idealisten triumphieren sehe ob des Fortschritts der nationalen Idee in unserer Zeit. Für wen mühen wir uns? frage ich mich immer und immer wieder. Die hebräische Literatur entfaltet und vervollkommnet sich nach und nach, und man darf hoffen, daß sie im Verlauf von ein bis zwei Generationen etwas bedeuten wird. Wer weiß aber, ob sie dann, wenn diese Glücksstunde schlagen wird, noch wird auf Leser rechnen können! Auch die „Zionsliebe" macht langsam Fortschritte, legt nach und nach die Merkmale der Übereiltheit ab und nähert sich immer mehr jener Form, die einem schwierigen und langwierigen, für die Ewigkeit bestimmten Unternehmen ziemt. Ehe aber diese Tätigkeit bis zu einem greifbaren Ziel fortgeschritten sein wird, können Generationen vergehen, und wer weiß, ob sie mittlerweile nicht von selbst abgebrochen wird, da jene, die jetzt unentwegt mitarbeiten, sterben, ohne daß andere ihre Stelle einnehmen. Und wie soll in das Herz unserer Kinder der Wunsch dringen, ihr Leben dieser Aufgabe des Volkes zu weihen, wenn sie seinen Geist nicht kennen, seinen Wert nicht erfassen? — Und so sehe ich, wohin ich mich wende, immer

die „verdammte" Frage vor mir: Wie geben wir unseren Kindern eine durchgeistigte und eindringliche Kenntnis des Judentums, so daß sie es lieben und schätzen und ihr Leben dafür einsetzen?

Und damit, sehr geehrter Herr, sind wir zum eigentlichen Gegenstand meines Vorschlages gekommen. Denn nach vielem Grübeln über diese Frage bin ich zur Erkenntnis gelangt, daß, wenn es einen Weg zu ihrer Lösung gibt, es nur der sein kann, den Rabbi Jehuda Hanassi, Maimonides und R. Joseph Karo eingeschlagen haben, um die religiöse Frage für ihre Zeit zu lösen: wieder einmal brauchen wir ein neues Buch, geschrieben in leichtem Hebräisch, das das Judentum mit allen seinen Verzweigungen umfassen soll, jedes Gebiet in der Bearbeitung zuständiger Gelehrter, so daß wir, ähnlich wie einst Maimonides von seinem Buche, von ihm sagen können: wer zuerst hebräisch gelernt hat, braucht nur dieses Buch zu lesen, um daraus das Judentum in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. In zwei Punkten aber muß sich unser Buch von dem des Maimonides und anderen dieser Art unterscheiden, entsprechend dem Unterschiede zwischen unserer und ihrer Zeit. Erstens können wir in einer Generation wie der unseren, deren Liebe zum Thora-Studium gering ist und deren Zeit und Interesse anderen Studien gewidmet sind, nichts durch ein Studienbuch erreichen, das — in systematischer Ordnung angelegt — nur in langer Zeit und mit großer Geduld, der Reihe nach, Abschnitt für Abschnitt, durchstudiert werden kann; wir brauchen vielmehr eine alphabetisch geordnete Enzyklopädie, in der jeder Zweig der Kenntnis des Judentums in kleine und in sich geschlossene Themen zerlegt ist, deren jedes für sich in einem eigenen, nach ihm benannten Artikel auf kurze, leichtfaßliche und fesselnde Weise so dargestellt wird, daß kein Thema ein langwieriges und systematisches Studium zu festen, täglich fortgesetzten Stunden erfordert. Vielmehr greift man zum Buche, so oft man eben Lust hat, und was einen im gegebenen Moment gerade interessiert, findet man leicht faßlich und klar dargestellt und liest es ohne weitere Vorbereitungen durch. — Und zweitens können wir uns, wie oben bemerkt,

heute nicht mit der Kenntnis der festgelegten Vorschriften allein begnügen; das Volk muß vielmehr in einer dem Geiste unserer Zeit entsprechenden Betrachtungsweise sich selbst von allen Seiten kennen lernen; und darum kann ich, ohne mich hier ausführlich über das Programm im einzelnen zu äußern (dies werden Berufenere dann zu tun haben, wenn nichts sonst mehr zu schaffen bleibt, als das Programm), im allgemeinen sagen, daß die erwähnte Enzyklopädie, soll sie ihr Ziel erreichen, folgende Hauptzweige umfassen muß: 1. Jüdische Religionswissenschaft mit allen ihren Unterabteilungen (Religionsphilosophie, religiöse und sittliche Vorschriften, Gesetze und Gebräuche usw.) in ihrer geschichtlichen Entwicklung seit dem grauen Altertum bis auf den heutigen Tag; 2. Jüdische Geschichte im Lande und in der Diaspora, nach innen hin und nach Israels Beziehungen zu anderen Völkern und dem Verhältnis der Völker zu uns; 3. Israels große Männer, ihr Leben und ihre Werke in Literatur und Wissenschaft; 4. Jüdische Literatur von der Bibel bis zum heutigen Tage, Charakteristik der wichtigsten Bücher und deren Geschichte im Leben des Volkes. — Außerdem gibt es noch Nebenzweige, die in unserer Enzyklopädie Platz finden müssen, wie Geographie und Geschichte Palästinas, ausgewählte Abschnitte aus dem babylonischen, assyrischen und ägyptischen Altertum usw. Gleichermaßen wird noch viel über die wissenschaftlichen und literarischen Methoden zu reden sein, denen die Enzyklopädie zu folgen hat. So wird es z. B. meines Erachtens nötig sein, die vergleichende Methode anzuwenden, d. h. jede Erscheinung im Leben der Juden und des Judentums mit den ihr verwandten Erscheinungen im Leben anderer Völker zu vergleichen, damit jeder Punkt aus seinen allgemeinen Ursachen verstanden werde, die in der menschlichen Natur begründet sind, und das Judentum uns nicht mehr wie eine auf den Kopf gestellte Zauberwelt erscheine, in der die allgemeinen Gesetze des Lebens keine Geltung haben. — Ich lasse mich aber, wie gesagt, hier nicht darauf ein, ein Programm zu verfassen, und meine Absicht beschränkt sich darauf, ein ungefähres Bild zu geben, aus dem wir schließen können, wie groß die erziehe-

rische Wirkung eines solchen Werkes auf das Volk im allgemeinen und auf die Jugend im besonderen sein müßte. Wenn dann eine oberflächliche Kenntnis der hebräischen Sprache schon die Schlüssel zu den Pforten des ganzen Judentums böte und diese Pforten sich leicht jedem öffneten, der wo immer einzutreten wünscht, dann dürften wir mit Recht hoffen, daß einerseits der Wert der hebräischen Sprache in den Augen aller stiege und immer mehr Juden sie studieren würden, andererseits aber alle, die hebräisch zu lesen verstehen, nicht werden umhin können, auch hier und da in unsere Enzyklopädie zu blicken — und sei es auch nur gelegentlich. Und so würden sie sich unmerklich eine umfassende und durchdachte Anschauung über einzelne Abschnitte aus dem Leben unseres Volkes, sein Tun und Denken aneignen, die sie allmählich auch Schätzung und liebevolles Verständnis dafür lehren würde . . .

Ich hoffe, sehr geehrter Herr, daß dieser erzieherische Nutzen, den ich bisher zu erklären mich bemühte, auch Ihnen, wie mir, wichtiger erscheinen wird, als alles andere. Und dennoch halte ich es nicht für überflüssig, Sie auch auf einen anderen, wissenschaftlichen Nutzen aufmerksam zu machen, den diese Tat im Gefolge haben würde. Nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge teilen sich die Thorabeflissenen und die Forscher des Judentums in zwei getrennte Lager. Die ersteren machen es wie ihre Väter, diskutieren über die Halacha nach den alten Methoden und haben keinen Begriff von der reichen Arbeit, die die letzteren seit etwa 100 Jahren in den Sprachen der Völker geleistet haben; einer Arbeit, die bereits reichen Ertrag gebracht hat und alljährlich neue Früchte trägt. Demgegenüber können wieder jene, da sie genötigt sind, einen großen Teil ihrer Zeit anderen Kenntnissen zu widmen, die für Erforscher des Judentums nötig sind, sich nicht jene große Belesenheit in unserer alten Literatur aneignen, die die ersteren auszeichnet, und irren zuweilen in kleinen Einzelheiten, weil sie eben nicht die Zeit hatten, aus verschiedenen Quellen das für jenen Punkt nötige Material zusammenzutragen. Beiden Lagern würde mithin unsere Enzyklopädie unermeßlichen

Nutzen bringen, da sie jedem das gäbe, was ihm fehlt: den einen — eine wissenschaftlich-historische Anschauung über den innersten Geist des Judentums, und den anderen — ein Handbuch, das ihnen die Belesenheit ersetzen kann und sie der Mühe des Suchens nach irgendeiner im Laufe der Untersuchung nötigen Einzelheit entheben soll. Und wenn die Lernenden nicht fühlen, daß ihnen etwas fehlt und sich zufriedengeben, so empfinden doch die Forscher die große Notwendigkeit einer solchen Enzyklopädie seit langem sehr stark. Als vor einigen Jahren H. Singer in Paris mit dem Plane der Herausgabe einer jüdischen Enzyklopädie in einer europäischen Sprache hervortrat, begrüßten alle Gelehrten, die sich mit diesbezüglichen Forschungen befassen, dies mit Freude und sicherten ihm ihre Unterstützung zu. Die Sache ist nachher im Sand verlaufen, aber anscheinend nur aus materiellen Gründen, an der Sache selbst hat es nicht gelegen. Zweifellos wird der erzieherische Zweck, auf den wir das Hauptgewicht legen, notwendig auch auf die Form des Werkes Einfluß nehmen, weshalb wir in den meisten Artikeln uns nicht mit jenem trockenen Stile begnügen können, in dem solche Bücher, die nur als Nachschlagewerke dienen sollen, gewöhnlich geschrieben werden. Wird es aber gleichzeitig den Resultaten der modernen wissenschaftlichen Forschung Rechnung tragen, so kann die veränderte Form auch bei seiner Benützung für wissenschaftliche Zwecke kein ernstliches Hindernis bilden. Und darum glaube ich: wenn nur die wichtigsten Mitarbeiter Gelehrte von Namen sein werden, wird die Enzyklopädie bei allen Freunden der Wissenschaft des Judentums und denen, die sich damit beschäftigen, ihren Weg machen, bis zu den großen Lehranstalten in Europa, die der Erforschung des Judentums gewidmet sind. Ich freue mich im vorhinein, wenn ich mir die Lehrer mit den Schülern vorstelle, die sich durch Benützung dieser Enzyklopädie an die Lektüre des Neu-Hebräischen gewöhnen werden, und meine Freude verdoppelt sich, wenn ich an die Achtung denke, die dann die Herzen jener Söhne unseres Volkes für unsere Sprache empfinden werden, die nur das ehren, was bei den anderen in Ehren steht...

Es bleibt noch die Möglichkeit der Ausführung nach der geistigen und materiellen Seite ins Auge zu fassen, d. h. die Frage, ob sich Gelehrte und Schriftsteller in genügender Zahl finden werden, durch deren Arbeit die Enzyklopädie zustande kommen soll, und ob ihre Herausgabe nicht allzu große materielle Opfer erheischt.

Auf die erste Frage habe ich zur Hälfte oben schon im vorhinein geantwortet. Denn da wir sahen, daß die jüdischen Gelehrten den Mangel einer solchen Enzyklopädie zugeben und bereit sind, jedem, der diesem Mangel zu steuern unternimmt, ihre Mitarbeit zu leihen, haben wir keinen Grund, anzunehmen, daß sie sie etwa unserer jüdischen Enzyklopädie verweigern werden. Zwar ist der größte Teil von ihnen an den Gebrauch der hebräischen Sprache nicht gewöhnt, obgleich sie sie verstehen, und sie pflegen ihre jeweiligen Aufsätze in der Landessprache zu schreiben; aber dieses Hindernis gilt nicht nur für das Hebräische allein. Auch in irgendeiner anderen europäischen Sprache könnte die Enzyklopädie nicht ohne Mitarbeit von Gelehrten erscheinen, die in anderen europäischen Sprachen schreiben, und dennoch kann das nicht als Hindernis in Betracht kommen; denn heute, wo alle Völker und Sprachen gemeinsam an der Schaffung der Wissenschaft und Literatur mitarbeiten, ist die Übertragung aus einer Sprache in die andere eine unvermeidliche und alltägliche Tatsache, weshalb es nicht schaden wird, wenn auch für unsere hebräische Enzyklopädie Artikel in jeder Sprache angenommen und durch tüchtige Übersetzer ins Hebräische übertragen werden, womöglich unter der Kontrolle der Autoren selbst.

Und was die materielle Seite anlangt, so glaube ich, wie ich Ihnen mündlich sagte, daß, wenn Sie bereit sind, für diesen Zweck 20000 Rubel zu widmen, das Werk ohne Hindernis im Laufe von 7—8 Jahren vollständig erscheinen kann (ich nehme an, daß es etwa 12 bis 15 Bände von je zirka 40 Bogen umfassen soll) und man hoffen darf, daß es ohne Verlust abgeschlossen werden kann.[1]

[1] Hier folgte eine detaillierte Berechnung der Ausgaben und Einnahmen, deren Veröffentlichung ich nicht für nötig hielt (in diese Rechnung habe ich

Ich fühle mich aber verpflichtet, hinzuzufügen, daß diese Berechnung nur auf meiner persönlichen Vermutung beruht, die freilich viel für sich zu haben scheint; eine Verantwortung kann und will ich indes dafür nicht übernehmen. Vielleicht irre ich mich in meiner Rechnung gründlich und das Defizit wird so groß, daß mit der Fertigstellung der Enzyklopädie das Geld aufgezehrt ist. Darum habe ich Ihnen von vornherein erklärt, daß ich Ihnen dies nicht als risikoloses Geschäft vorschlage, sondern als ein großes und wichtiges nationales Bedürfnis ...

* * *

Auf diesen Vorschlag erwiderte mir Herr Wissotzki folgendes:

„Ihren werten Brief vom 3. Sivan habe ich rechtzeitig erhalten und, wenn ich Ihnen auch erklärt habe, daß ich mir eine so wichtige Sache gründlich überlegen müsse ... so habe ich, nachdem ich Ihren Vorschlag mehrmals mit großer Aufmerksamkeit durchgelesen, geglaubt, diese wichtige Sache nicht ablehnen zu sollen. Ich erkläre Ihnen, daß ich Ihrem Vorschlag im Prinzip zustimme und bereit bin, diesem Zwecke 20000 Rubel zu widmen ... und von nun an können Sie damit beginnen, den richtigen Weg in allen für ein so großes Werk nötigen Einzelheiten zu suchen."

Und so wurde durch diese wenigen Worte dieses ausgezeichneten Mannes die materielle Basis für einen großen und erhabenen Bau gelegt, dessen wichtige Folgen man nicht sämtlich vorhersehen kann. Ich verhehle mir freilich nicht, wie vielen Hindernissen die Sache noch von der geistigen Seite begegnen mag; ich weiß, daß es nicht leicht sein wird, heil durchzukommen zwischen „dem Feuer und dem Frost", die heute von zwei Seiten unser Volk verzehren, daß große Mühe und außerordentliche Vorsicht, besonders bei den ersten Schritten, bei der Abfassung des detaillierten Programms, der Wahl der Mitarbeiter und der Aufteilung der Arbeit usw. nötig

auch die Einkünfte aus dem Verkauf des Werkes einbezogen, der nach Erscheinen der ersten Lieferungen beginnen kann, und darum forderte ich nur 20000 Rubel für die Kosten dieser ersten allein).

sind. Trotz alledem aber dürfen wir, wenn wir bedenken, daß bisher die Schwäche der materiellen Fundierung immer die Hauptursache war, die jede wichtige Tat in unserer Literatur zum Untergang verurteilte, hoffen, daß, nachdem es unserem Werke einmal gelungen ist, dieses Hindernis zu beseitigen, es auch der anderen Hindernisse wird Herr werden können; und daß wir endlich in der Lage sein werden, den „schönen Traum" einer Enzyklopädie des Judentums in seiner Sprache in Gestalt eines vielbändigen Werkes Wirklichkeit werden zu sehen, das die Quintessenz jahrtausendelanger Arbeit eines armen und bedrückten Volkes enthält und uns gleichzeitig zum Zeugnis dienen soll, daß auch wir noch, wie einst unsere Väter, die Kraft besitzen, uns über die Leiden der Zeit zu erheben und mitten in all den körperlichen Bedrängnissen für unser geistiges Leben zu sorgen.

Selbstverständlich wird noch viel Zeit vergehen, bis es möglich sein wird, an die Herausgabe heranzutreten, und unterdes werden nach Einsetzung der Leitung des Unternehmens die an seiner Spitze Stehenden auch noch in persönliche direkte Verhandlungen mit den Gelehrten und Schriftstellern einzutreten haben, deren Unterstützung nötig ist. Gleichwohl aber habe ich es für richtig gehalten, die Sache schon heute, bevor noch das Geringste geschehen ist, zu veröffentlichen, nicht nur damit alle, die ihren Wert erkennen, sich darüber freuen, sondern noch mehr darum, damit alle, die auf irgendeinem Gebiete zuständig sind, dieser schweren Arbeit ihre Aufmerksamkeit widmen und sich ihr in ihren ersten Anfängen mit praktischen Winken in irgendeiner Hinsicht nützlich erweisen.

Im Interesse der Sache aber bitte ich alle Kundigen, die auf irgendetwas aufmerksam zu machen haben, uns ihre Mitteilung in privaten Briefen zuzuschicken und daraus nicht „Artikel" in den Zeitschriften zu machen. Denn andernfalls fürchte ich, daß auch unsere Angelegenheit zu einer der „Fragen" werden könnte, die haarspalterische Diskussionen und Geschwätz ohne Ende verursachen, die statt Nutzen uns nur Unordnung und Begriffsverwirrung bringen werden.

25. Sivan 5654.

ZWEITER AUFSATZ

Im Verlaufe der wenigen Jahre, da ich mich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftige und Anteil nehme an unserer Literatur, haben verschiedene Zufälle mich des öfteren genötigt, mich mit meinen Gegnern in bezug auf verschiedene Fragen schriftlich und mündlich auseinanderzusetzen; und diese meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß bei den meisten Diskussionen über eine spezielle Angelegenheit die beiden Seiten zu keiner Übereinstimmung gelangen können, weil in Wahrheit die Argumente beider berechtigt sind, je nach dem allgemeinen Standpunkte, von dem aus sie die Einzelheiten beurteilen. Wenn beispielsweise dem einen irgendeine Idee oder Tat an sich wertvoll erscheint, dem anderen aber nur als ein Mittel zu einem anderen Zwecke, werden sie notwendig zu Differenzen über irgendeine Einzelheit gelangen, wobei jeder von ihnen Gründe für die Berechtigung seiner Ansicht von seinem Standpunkte aus anführen wird, und der schlichte Zuhörer, der die Argumente des einen hört, wird geneigt sein, ihm recht zu geben. Hört er aber auch die Argumentation des anderen, so scheint ihm dieser im Rechte zu sein, und so wird er in Verlegenheit geraten und nicht verstehen können, wie es möglich ist, daß beide im Rechte sind. — Aus diesem Grunde habe ich, als ich meinen Vorschlag betreffs einer jüdischen Enzyklopädie veröffentlichte, an die Schriftsteller das Ersuchen gerichtet, die Sache nicht zum Gegenstande von Artikeln in Zeitschriften zu machen, weil ich von vornherein wußte, daß man eine so vielseitige Sache von vielen verschiedenen Standpunkten aus betrachten und durch Diskussionen der erwähnten Art die öffentliche Meinung nur zu leicht in Verwirrung bringen kann. Zu meinem Bedauern aber ist mir dieser Wunsch nicht erfüllt worden. Einer unserer russischen Schriftsteller, dessen Stil schon den Gelehrten verrät, fand es für nötig, einen umfangreichen Aufsatz gegen meinen Vorschlag zu veröffentlichen, in dem er sich zu zeigen bemüht, daß eine Enzyklopädie des Judentums uns unerwünscht sein

muß. Der Artikel baut sich von Anfang bis zu Ende auf einer Voraussetzung auf, die grundverschieden ist von jener, die ich meinem Vorschlag zugrunde gelegt habe, aber da dieser prinzipielle Unterschied den schlichten Lesern nicht so sehr deutlich ist, zweifle ich nicht, daß viele von ihnen sich durch die berechtigt scheinenden Argumente haben in Verwirrung bringen lassen. Und darum fühle ich mich, trotz meines Wunsches, darüber nicht öffentlich zu diskutieren, verpflichtet, diesen Unterschied zwischen unseren beiderseitigen prinzipiellen Standpunkten klarzulegen, ohne mit dem Verfasser über die Einzelheiten seines Aufsatzes zu streiten und zu prüfen, wie weit sie auch von seinem Standpunkte aus berechtigt sind — eine Diskussion, die viel zu weit führen würde, ohne besonderen Nutzen zu versprechen.

* * *

„Zweifellos" — sagt der Verfasser des Aufsatzes im Verlaufe seiner Ausführungen — „muß der Bestand des Judentums und die Verbreitung seiner Kenntnis eines unserer wichtigsten Ziele sein." Und in diesem kurzen Satze liegt jener prinzipielle Unterschied, von dem ich gesprochen habe. Er sieht im Bestande des Judentums nur eines unserer Hauptziele und die jüdische Gemeinschaft hat mithin nach seiner Ansicht noch andere oberste, selbständige, dem Ziele der Erhaltung nicht untergeordnete Ziele; während nach meiner Anschauung die Erhaltung des Judentums in würdiger Form das einzige oberste Ziel unserer Tätigkeit für die Gemeinschaft ist, alle anderen Ziele aber, die wir uns als Juden stecken können, in zweiter Reihe stehen und nur in dem Maße erwünscht sind, so weit sie als Mittel zur Erreichung dieses ersten Zieles gelten können. Von seinem Standpunkte aus kann der Verfasser darum (wie aus allen seinen Ausführungen hervorzugehen scheint) die Erforschung der Geschichte der Juden und des Judentums als ein oberstes Ziel betrachten: um ihre Ausgestaltung und Vervollkommnung müssen wir uns auf jede zweckdienliche Weise bemühen und ihr zuliebe müssen wir uns von allem, was ihr irgendwie schaden kann, fernhalten,

ohne jede Bezugnahme auf die Frage des Bestandes des Judentums. Es ist hier nicht der Ort, diese Anschauung (zugleich die Anschauung der meisten, die sich mit der „Wissenschaft des Judentums" befassen) zu zergliedern und vorzubringen, was sich gegen sie einwenden läßt. Worauf es ankommt, ist, daß der Verfasser seine Ausführungen nur von diesem Gesichtspunkt aus schrieb, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß mein Vorschlag zur Herausgabe einer Enzyklopädie des Judentums gänzlich auf der Anschauung jener Richtung basiert, die in der Erhaltung und Entwicklung des Judentums das oberste Ziel für alle Bestrebungen und Aktionen innerhalb unseres Volkes sieht und der natürlicherweise auch die „Wissenschaft des Judentums" nicht als eine theoretische Disziplin lieb ist, sondern nur als einer der Wege, die zu jenem praktischen Ziele führen. Daß es eine solche Richtung unter uns gibt, daß sowohl ich als auch der sehr geehrte Spender, an den ich mich wendete, uns zu ihrer Fahne bekennen, und daß der Gedanke der „Enzyklopädie" nur aus dieser Voraussetzung hervorgegangen ist, — dies kann der Verfasser jenes Aufsatzes fast aus jeder Zeile meines Vorschlages herauslesen und, da er gegen uns auftreten wollte, hätte er vor allem diese unsere fundamentale Voraussetzung widerlegen müssen; oder aber, da dies nicht geschah, hätte er die Pflicht gehabt, sich mit uns auf die Grundlage unserer Anschauung zu stellen und von da aus uns unseren Irrtum nachzuweisen. Aber auch das hat er nicht getan. Da er, wie es scheint, ein Berufsgelehrter ist, der seine Welt nur in den Spezialpunkten jener Wissenschaften sieht, mit denen er sich befaßt, kann er die Höhe der wissenschaftlichen Theorie auch nicht für einen Augenblick verlassen, um zu uns herabzusteigen und zu versuchen, die Psychologie schlichter Menschen unseresgleichen zu verstehen, denen praktische Fragen, die die Erhaltung und geistige Entwicklung der Nation betreffen, weit mehr am Herzen liegen als der Fortschritt der theoretischen Erforschung von Einzelheiten unserer Geschichte, so daß wir bereit sind, selbst diese letztere zum Werkzeug herabzuwürdigen, dessen wir uns als Mittel zur Erreichung unseres obersten Zieles be-

dienen wollen. Und während darum in meinem Vorschlage der Hauptteil der Darstellung dem Stande der Erziehung bei uns und dem großen pädagogischen Nutzen gewidmet war, den uns die „Enzyklopädie des Judentums" bringen könnte, und ich nur am Ende meiner Worte in einigen Zeilen den wissenschaftlichen Nutzen bedachte, der meines Erachtens dem anderen nur untergeordnet sein kann, — hat der Verfasser jenes Artikels das Gegenteil getan; seine Ausführungen gelten fast zur Gänze der wissenschaftlichen Seite: ob die Wissenschaft des Judentums eine solche Enzyklopädie benötige, ob diese jener Nutzen oder Schaden bringen könne — als ob unser Wunsch in der Hauptsache darauf gerichtet wäre, in diesem Sinne Nutzen zu stiften — während er die pädagogische Seite als etwas Nebensächliches in wenigen Worten abtut.

* * *

Lassen wir somit dem Verfasser seine weitläufige Einleitung über den anspruchsvollen Charakter der russischen Juden hingehen und seine wohlgemeinte Zurechtweisung darüber, daß wir (d. h. die russischen Juden) daran denken, eine umfassende Enzyklopädie für die Wissenschaft des Judentums herauszugeben, während wir an deren Aufbau durch Erforschung der Einzelheiten gar nicht beteiligt sind. Alle diese Ausführungen und Vorwürfe gehören gar nicht hierher, nachdem wir (d. h. nicht die russischen Juden, sondern Herr Wissotzki und ich) unseren Plan der Herausgabe einer Enzyklopädie für die Kenntnis des Judentums gar nicht aus Besorgnis um die Förderung der Wissenschaft des Judentums als Selbstzweck gefaßt haben, sondern unser eigentliches Ziel in der Verbreitung der Kenntnis des Judentums im Volke bestand, um das Band zwischen Volk und Judentum fester zu knüpfen. Zu diesem unserem Zwecke benötigen wir just eine umfassende Enzyklopädie, aus der jeder Jude richtige Begriffe über den Geist des Judentums, den Charakter unseres Volkes und den Verlauf seines geschichtlichen Lebens holen kann; nichts aber gehen uns die Untersuchungen über die kleinsten Details an, die sich an Forscher von Profession richten und gar keinen er-

zieherischen Wert für das Volk besitzen. Ob nun der Verfasser mit seiner Klage über den Mangel an Gelehrten unter den russischen Juden im Rechte ist oder nicht, ob er die wahren Ursachen dafür gefunden oder nicht — jedenfalls hatte er kein Recht, diese Klagen an Männer wie uns zu richten; ebenso wie Männer unseresgleichen kein Recht haben, sich darüber zu beklagen, daß die Gelehrten ihre Zeit im Staub der Bibliotheken verbringen, um irgendwelche Einzelheit in der Geschichte berühmter Männer festzustellen und dergleichen, während sie in unserer gegenwärtigen Lage unserem Volke weit größeren Nutzen bringen könnten, wenn sie gute Lehrbücher schrieben, die uns sehr abgehen. Vorwürfe dieser Art sind zwecklos. Jeder Mensch und jede Gruppe hat das Recht, sich ein bestimmtes theoretisches oder praktisches Ziel zu setzen, und alles, was andere verlangen können, ist nur das eine, daß die Taten des Menschen oder der Gruppe mit dem Ziel, das sie selbst sich gewählt, im Einklang stehen.

Die Grundfragen, von denen der Verfasser hätte ausgehen sollen, waren mithin: erstens, ob die Enzyklopädie in der Tat als ein sicheres Mittel für unseren erzieherischen Zweck gelten kann; zweitens, ob wir nicht vielleicht andere Mittel finden könnten, die uns auf kürzerem und leichterem Wege zu unserem Ziele führen. Wie gesagt, hat aber der Verfasser dieser Doppelfrage nur einige Worte zu Ende seines Aufsatzes gewidmet, in denen er unsere Ansicht leichthin mit der zweifachen Erwägung abtut: einerseits glaube er, daß die Enzyklopädie zwar zur Verbreitung der Kenntnis unter den Kenntnissuchenden viel beitragen könne, aber doch nicht stark genug sein werde, um das Streben nach dieser Kenntnis selbst zu wecken; und andererseits findet er, daß es „zur Erreichung dieses Zieles andere, einfachere und sicherere Mittel gibt. Um unserem Volke treue Söhne zu erziehen und in ihren Herzen die Liebe zum Judentum im allgemeinen und zur hebräischen Sprache im besonderen zu wecken, müsse man die Erziehung bei uns im Ganzen reformieren und auf eine richtigere Basis stellen. Man müsse gute und nützliche Lehrbücher herausgeben, erstklassige Schulen gründen, sachkundige, fähige Lehrer heran-

bilden, eine leichtfaßliche und ansprechende Literatur schaffen usw. Das sind die Dinge, die überall als die sichersten Mittel zur Erreichung der erzieherischen Zwecke dienen und überall reiche Frucht tragen."

Braucht man diese beiden Argumente erst ausführlich zu widerlegen? — Was das erste betrifft, so gibt der Verfasser ja zu, daß das Vorhandensein einer solchen Enzyklopädie den Kenntnissuchenden dieses Suchen erleichtern wird, und er kann mithin die Wirkung dieser Erleichterung auf die Erweckung des Willens nicht mehr in Abrede stellen; er wollte denn vorher jene in allen Lebenszweigen zutage tretende psychologische Wahrheit leugnen, daß die Schaffung eines leichten Weges zur Erreichung irgendeines Zieles ein bewährtes Mittel zur Stärkung des Strebens nach jenem Ziele ist und damit natürlich auch zur Vermehrung derer, die sich bemühen, es zu erreichen. Das ist so selbstverständlich, daß es keiner Belege und Beispiele bedarf. Und hinsichtlich des zweiten Arguments betreffs einfacherer Mittel will ich nicht verhehlen, daß ich den Verfasser im Verdacht habe, er hätte unser nur spotten wollen; denn es fällt mir schwer, zu glauben, daß ein kluger Mensch, der seine Worte nicht von einem Mondberge aus an uns richtet, sondern mitten unter seinem Volke lebt und unsere gegenwärtige Kraft und Lage kennt, — daß ein solcher Mann derlei Dinge allen Ernstes für „näherliegende" oder auch nur für mögliche Mittel hält. Auf einen so seltsamen Einwand wird es genügen, zu erwidern, daß wir von Herzen gern bereit sind, die Idee der Enzyklopädie fallen zu lassen, wenn uns unser Verfasser nur angibt, wie wir mit unseren ärmlichen Kräften alle jene schönen Dinge zur Ausführung bringen sollen, die er aufzählt: die Erziehung in ihrer Gänze auf eine richtigere Basis zu stellen, erstklassige Schulen im Geiste des Judentums zu gründen, treffliche Lehrer für die jüdischen Fächer heranzubilden, eine schöne hebräische Literatur zu schaffen usw.; und obendrein noch — den Weg zum Herzen der Eltern und Kinder zu finden, damit sie diese Schulen den anderen vorziehen, obwohl ihr persönlicher Vorteil das Gegenteil verlangt; ferner, daß diese Kinder aus dem Munde der Lehrer so viel

lernen, um das Judentum (nicht nur die hebräische Sprache) in ausreichendem Maße zu kennen, obwohl sie darob den Unterricht in den allgemeinen Schulen versäumen; daß sie in ihren freien Stunden gute hebräische Erzählungen lesen, obgleich irgendeine Erzählung in einer anderen Sprache ihnen besser gefällt usw. Wenn aber der Verfasser uns all das nicht zeigen kann, so spottet er nur unserer Armut, wenn er uns derlei „naheliegende" Mittel vorschlägt; gleichsam als ob er nicht wüßte, daß wir (wie ich Punkt für Punkt in meinem Vorschlage erklärt habe) nur wegen unserer furchtbaren Armut nach jeder Richtung gezwungen sind, uns den Kopf zu zerbrechen und neue Wege ausfindig zu machen, die unseren beschränkten Kräften entsprechen, wo andere in der Tat naheliegende und bewährte Mittel zur Verfügung haben. Nicht umsonst sagt man: Not macht erfinderisch.

* * *

Das ist alles, was der Verfasser nach der pädagogischen Seite zu bemerken fand. Seine sonstigen Ausführungen betreffen ausschließlich die wissenschaftliche Seite unseres Gegenstandes und enthalten in der Hauptsache nur ein Argument, das kurz gefaßt auf folgendes hinausläuft. Die Kenntnis des Judentums ist in vielen ihrer Zweige noch lückenhaft und unvollständig und wird erst nach und nach durch die Arbeit der Forscher auf den verschiedenen Gebieten ergänzt. Diese Ergänzung wird sicherlich bewirken, daß die heute zu verfassende Enzyklopädie im Laufe der Zeit veralten und die in ihr enthaltenen Angaben in vielen Einzelheiten den Forschungsergebnissen ihrer Zeit nicht entsprechen werden. Das trifft freilich auch auf alle Enzyklopädien, die in den Sprachen der anderen Völker erscheinen, gleichermaßen zu. Diese aber besitzen reiche Verleger, die von Zeit zu Zeit neue, nach dem jeweiligen Stande der Wissenschaft verbesserte Auflagen herausgeben, während wir nicht hoffen können, daß uns jederzeit ein Wohltäter erstehen wird, der die Möglichkeit zur Neubearbeitung der Enzyklopädie in einer neuen Auflage schaffen wird; und darum befürchtet unser Autor, daß unsere Enzyklo-

pädie immer ihre erste Gestalt behalten, durch Jahrhunderte als unumstößliche Autorität, als „das letzte Wort" auf dem Gebiete der jüdischen Wissenschaft gelten und die stete Quelle bilden wird, aus der verschiedene „Dilettanten" ihre „Gelehrsamkeit" holen werden; so wie sie es heute mit der Geschichte von Grätz machen, dessen Behauptungen sie mit allen Irrtümern abschreiben und dessen Vermutungen sie sämtlich für bare Münze nehmen, ohne sich um die Fortschritte der Forschung nach ihm zu bekümmern.

Auf dieses Argument könnte ich nun freilich auch vom Standpunkte des Autors kurz erwidern: Wenn es unmöglich sein sollte, in jeder Generation die Enzyklopädie in ihrem ganzen Umfange in neuer Auflage erscheinen zu lassen, so wird es doch gewiß möglich sein, von Zeit zu Zeit einen oder zwei Bände mit Nachträgen und Verbesserungen herauszugeben und sie so einige Generationen hindurch auf der Höhe der Forderungen der Wissenschaft zu erhalten. Und sollte auch dann die Arbeit gänzlich zum Stillstand kommen, so werden jene Ergänzungen und Berichtigungen allen Benützern des Werkes gleichsam eine Art Warnung sein, die den Glauben an seine Ewigkeit und Unfehlbarkeit nicht aufkommen lassen werden, so daß die Benützer sich bemühen werden, ihre Kenntnisse aus neueren Quellen zu ergänzen. Wie ich aber oben sagte, liegt es nicht in meiner Absicht, hier über Einzelheiten zu disputieren, sondern nur den prinzipiellen Gesichtspunkt herauszuheben, der uns von jenem Herrn unterscheidet. Und darum wollen wir einmal einräumen, daß es sich so verhält, wie er behauptet, daß die Enzyklopädie in Wirklichkeit ohne jede Korrektur durch Jahrhunderte als Autorität gelten und so im Laufe der Zeit die Veranlassung zur Verbreitung irriger Ansichten in vielen Einzelheiten sein wird — ist das aber ein genügender Grund, heute ihre Herausgabe zu unterlassen? Wenn wir einen Spezialforscher auf irgendeinem Wissenschaftsgebiet fragen: was ist besser, absolute Unkenntnis oder eine mit großen Irrtümern durchsetzte Kenntnis? — so ist es mir wahrscheinlich, daß er der Unkenntnis den Vorzug geben wird. Ein Naturforscher wird beispielsweise glauben, daß es im Inter-

esse der Wissenschaft besser ist, wenn der Mensch gar keine Naturlehre kennt, als daß er sie aus dem Buche des Aristoteles studiert, weil er im ersteren Fall wenigstens weiß, daß er nichts weiß, während er im letzteren der Masse als Gelehrter erscheinen wird, der leicht seine falschen Begriffe verbreiten könnte. Anders aber urteilen der Politiker und der Ethiker. Ihnen steht höher als die Theorie die Praxis, d. h. nicht die theoretische Kenntnis an sich, sondern ihre Wirkung auf die Entwicklung des Menschengeistes und auf sein Tun und Treiben im Leben. Und weil auch die Naturlehre des Aristoteles bei allen ihren Irrtümern hinreicht, um dem Menschen den allgemeinen Begriff der Einheit der Natur, eines festen Systems im Leben der Welt einzuprägen und dadurch aus seinem Herzen verschiedene phantastische Vorstellungen zu bannen, die ihn sonst auf Abwege geführt hätten, darum werden sie es vorziehen, sich in Ermangelung eines bessern dieses trüben Lichtes zu bedienen, um die absolute Finsternis zu verscheuchen. Auch auf unserem Gebiete sehen wir den Autor als Spezialgelehrten ängstlich um jene ihm teuere „Wissenschaft" besorgt, die man später einmal, Gott behüte, in ungehöriger Weise aus einem veralteten Buche studieren könnte. Er findet es darum im Interesse der Wissenschaft für richtiger, daß dieses in der Gegenwart nützliche Buch nicht verfaßt werde, damit es nicht in der Zukunft schade. Wir aber haben von unserem praktischen Standpunkte aus das Recht zu denken, daß es auch dann, wenn unsere Enzyklopädie vielleicht veraltet sein und in vielen Einzelheiten kleinere und selbst größere Irrtümer verbreiten wird, für die Erhaltung des Judentums besser sein wird, wenn unsere Kinder sich dessen Kenntnis in solch mangelhafter Gestalt aneignen können, als daß sie ihnen ganz und gar unzugänglich wird.

Der Autor macht uns damit bange, daß es heute in verschiedenen Ländern Gesellschaften gibt, die mit Fleiß an der Sammlung neuen Stoffes zum Aufbau einer „Wissenschaft des Judentums" arbeiten, und die gewiß manch tiefes Geheimnis der Finsternis entreißen und „neues Licht über die jüdische Geschichte verbreiten werden". Wenn wir aber auf Grund der

vielen Bände, die bis jetzt die französische Gesellschaft, die älteste von allen, herausgegeben hat, einen Schluß ziehen wollen, so dürfen wir glauben, daß dieses „neue Licht" nur verschiedene Einzelheiten betreffen wird, ohne unsere gesamte Anschauung über die Haupterscheinungen in der Geschichte der Juden und über die Entwicklung des Judentums wesentlich zu modifizieren. Wenn es beispielsweise in Deutschland oder Frankreich noch andere Ausschreitungen gegen die Juden gegeben hat als die uns bereits bekannten, wenn dieser oder jener mittelalterliche Schriftsteller noch einige uns bisher unbekannte Bücher oder Gedichte verfaßt hat, so können diese und andere Neuigkeiten dergleichen nicht viel zur Verbreitung neuen Lichtes über die Ursachen des Hasses zwischen Juden und Nichtjuden oder über den Charakter unserer Literatur im Mittelalter im allgemeinen beitragen. Und so ist es auch in anderen Dingen. Und für unseren erzieherischen Zweck sind ja eben die Ursachen und allgemeinen Charakterzüge vor allem wichtig.

Zur völligen Klärung wollen wir hier noch ein anderes hervorstechendes Beispiel anführen. Bekanntlich finden sich auch heute noch, besonders in den kleinen Städten, viele jüdische Jünglinge, die sich in die Bücher des Maimonides und die andere Literatur der Spanier versenken und darin „das letzte Wort auf dem Gebiete der Wissenschaft des Judentums" sehen. Nun wissen wir aber, wie sehr alle diese Bücher bereits veraltet und wie weit entfernt die modernen wissenschaftlichen Begriffe von all den „Untersuchungen" im Moreh, den Ikkarim, der Akedah usw. sind; so daß wohl auch unser Autor, wie mir scheint, zugeben wird, daß auch unsere Enzyklopädie in 200 Jahren vom Stande der Forschung zu jener Zeit so weit nicht entfernt sein kann. Somit wäre es nach der Anschauung des Autors besser, diese vorsintflutliche Philosophie auszurotten, auch dort, wo wir nicht imstande sind, ihren Lesern eine richtigere Kenntnis in Fragen des Judentums zu vermitteln. Nach unserer Anschauung aber, vom Standpunkte der Erhaltung des Judentums, ist uns ein solcher Philosoph, der vom Moreh Nebuchim lebt und das Judentum so kennt, wie es die

Besten unseres Volkes vor 20 Generationen verstanden, wertvoller, als hundert im Geiste der Zeit erzogene Jünglinge, die vom Judentum nur das wissen, was in einem hochmodernen, von wissenschaftlichen Fehlern vollkommen freien Katechismus steht...

* * *

Das ist es, was ich sagte: Es kommt einzig auf den prinzipiellen Standpunkt an. Und weil von unserem Gesichtspunkte aus die Argumente des Verfassers nichts beweisen, könnte ich hier schließen, wenn es mich am Ende meines ersten Aufsatzes nicht gereizt hätte, einige Zeilen auch über den wissenschaftlichen Nutzen der Enzyklopädie hinzuzufügen. Diesen Nutzen fand ich in zwei Richtungen. Einerseits haben wir bekanntlich viel Lomdim,[1] deren Beschlagenheit in unserer alten Literatur sehr groß ist, vielleicht größer als die vieler Forscher, und denen, damit sie auch ihrerseits Geschichtsforscher seien, nur einige äußere Kenntnisse fehlen, die die jüdische Geschichte betreffen, zugleich mit der wissenschaftlichen Methode, die dem trockenen Stoffe Leben zu geben vermag; und wenn sie die Möglichkeit erhalten werden, mit Hilfe der Enzyklopädie diesem Mangel zu steuern, so wird auch die Wissenschaft des Judentums in ihnen eine Menge neuer Mitarbeiter gewinnen, deren Nutzen sich nicht bestreiten läßt. Und zum zweiten werden ja auch die Forscher selbst unsere Enzyklopädie gelegentlich als Handbuch benützen können, „das ihnen die Beschlagenheit ersetzen und sie der Mühe des Nachsuchens irgendeiner nötigen Einzelheit im Verlaufe der Untersuchung entheben wird".

Und hier, d. h. in bezug auf den zweiten Punkt — auf den ersten erwidert er nichts — fand der Autor mich schuldig, daß ich es gewagt, so despektierlich von den Forschern zu denken, als ob sie zuweilen Nachschlagebücher benützten! „Gott behüte die Wissenschaft des Judentums" — ruft der Autor aus — „vor derlei ‚Forschern', die mit einer Enzyklopädie in der Hand arbeiten!" — Und ich zweifle gar nicht,

[1] (Thora- und Talmudkenner alten Schlages.)

daß viele Forscher in diesen Wunsch mit einstimmen; aber nicht alle. Die sogenannte Wissenschaft des Judentums ist in Wahrheit eine Gruppe verschiedener Spezialgebiete, deren jedes besondere Bearbeiter hat, die auf diesem allein gründlich beschlagen sind und alles andere nur oberflächlich kennen. Forscher wie Geiger, Grätz usw., deren Arbeitsfeld das ganze Judentum bildet, sind eine sehr seltene Erscheinung und es ist ein offenkundiges Geheimnis, daß viele von den jüdischen wissenschaftlichen Forschern, die beispielsweise auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte arbeiten, im Talmud nicht sonderlich beschlagen sind; ebenso verhält es sich mit den Bibelforschern, die fast alle Christen sind und nur mit großer Mühe den Talmud und die auf ihn folgende Literatur lesen können. Derlei Forscher auf einem Spezialgebiet, deren Forschungen sich sämtlich um die Einzelheiten auf ihrem Gebiete drehen, haben es nicht nötig, über ihre Grenzen hinauszugehen; darum genügt ihnen ihre Beschlagenheit, darum halten sie es für eine Schande, sich eines Nachschlagewerkes zu bedienen, und sie sind es, von denen ich sagte, daß sie in den Wunsch des Autors mit einstimmen werden. Es gibt aber noch eine andere Art von Forschern, denen die Kenntnis einer Menge von Einzeltatsachen selbst mit allen ihren feinsten Details noch nicht als Wissenschaft gilt, wenn es nicht möglich ist, aus allen diesen Einzelheiten eine Kette von Ursachen und Wirkungen zu gestalten, deren Ringe auf Grund allgemeiner historischer Gesetze ineinandergreifen; und solche Forscher, deren Untersuchungen nicht darauf gerichtet sind, neue Einzelheiten zu entdecken, sondern die bereits entdeckten zu verstehen, können nicht immer in den engen Grenzen ihres Themas bleiben, sondern ziehen von Zeit zu Zeit aus, um auf einem anderen Gebiete Beispiele und Einzelheiten zu suchen, die imstande sind, über den Gegenstand ihrer Untersuchung Licht zu verbreiten; darum sind sie notwendig hier und da auf die Benützung eines Nachschlagewerkes angewiesen, das ihnen die „Belesenheit" auf einem Gebiete, das nicht in den Kreis ihrer eigentlichen Forschung fällt, „ersetzen kann". So findet z. B. ein Forscher wie Renan bei seiner Beschäftigung mit

biblischen Dingen es öfter nötig, Stützen im Talmud zu suchen, und wir finden dann in seinen Anmerkungen den Hinweis auf die talmudische Quelle, den Traktat und die Seite, genau notiert. Weil aber seine Kenntnis des Talmud sehr gering war, entstammen diese Anmerkungen zweifellos anderen Quellen, die er indes namentlich anzuführen nicht verpflichtet war, weil er mit ihrer Unterstützung nachher im Talmud selbst die Dinge hatte nachlesen können und so das Recht hatte, die erste Quelle zu notieren. Auf solche Weise kann bisweilen ein Nachschlagewerk die Belesenheit ersetzen, ohne im Buche des Forschers irgendeine Spur zu hinterlassen und der Tiefe seiner Forschung irgendwie zu schaden. Und darum glaube ich auch heute noch, daß Forscher mit zusammenfassendem Blick die Enzyklopädie des Judentums mit Freuden begrüßen und sich auch nicht schämen würden, zu bekennen, daß sie bisweilen daraus Nutzen ziehen können. Und ob in Wirklichkeit das Judentum darum flehen muß, daß Gott seine „Wissenschaft" vor solchen Forschern behüte, weiß ich nicht: auch das hängt vom Standpunkt ab.

28. Tamus 5654.

DRITTER AUFSATZ[1]

Ich weiß nicht, wie sich Freunde und Gegner mein langes Schweigen in Sachen der „Enzyklopädie des Judentums" erklärt haben. Es mag freilich sein, daß viele darin überhaupt kein Rätsel sahen, das eine Erklärung erheischt, sondern nur den natürlichen „Lauf der Welt". Ist es ja in Wahrheit so unsere Art bei jedem großen Projekte: unter Donner und Blitz tritt es in die Welt, gebiert eine ganze Literatur von überkluger Polemik, um dann nach und nach wieder in Vergessenheit zu geraten und irgendeinem anderen Vorschlage Platz zu machen, der am Ende ebenso vergessen wird, ohne zu irgend-

[1] Hier sind viele Stellen weggelassen, die sich auf einzelne Personen beziehen.

einer Tat zu führen. Aber auf Grund verschiedener Zuschriften, die ich im Laufe der letzten Monate erhielt, habe ich das Recht, zu glauben, daß hier und da, sowohl unter den Lesern wie unter den Schriftstellern, sich einzelne finden, deren Herzen sich an diesen Gedanken so sehr gewöhnt haben, daß sie ihn nicht so rasch vergessen können und nicht glauben wollen, daß es auch mit diesem Projekt so sein wird wie mit allen anderen. Diese Einzelnen ließen nicht ab, mich mit Fragen zu bestürmen nach dem Wann, Wie, Wer usw. Zu meinem Bedauern war ich aber bisher genötigt, alle diese Fragen mit Stillschweigen zu übergehen oder allgemeine, unvollständige Antworten zu geben, die, wie ich im vorhinein wußte, die Fragesteller nicht befriedigen konnten. Und dies darum, weil auch ich selbst, obwohl ich an der Sache nicht verzweifelt, und nicht aufgehört hätte, mich um sie zu bemühen, nicht wissen konnte, was aus meiner Bemühung werden wird.

Nun ist endlich die Stunde gekommen, wo ich glauben kann, nicht umsonst gearbeitet zu haben, die Stunde, da ich dem Publikum der Leser gegenüber — d. h. denen von ihnen, die sich für die Sache interessieren, — meine Pflicht erfüllen kann, indem ich ihnen das Resultat der Sache mitteile, wie einst ihre Entstehung. Und wie seinerzeit, so lege ich auch heute, statt einen eigenen Artikel zu schreiben, ihnen meinen Brief an Herrn Wissotzki (vom 26. Marcheschwan) vor, auf Grund von dessen Ausführungen die Sache eine neue Gestalt angenommen hat. Aus diesem Briefe werden die Leser den gegenwärtigen Stand der Sache ersehen und die Verkettung der Umstände verfolgen können, durch die es dazu gekommen ist...

* * *

Sehr geehrter Herr! Als ich vor fünf Monaten meinen ersten Brief an Sie betreffs der Enzyklopädie des Judentums und Ihre Zustimmung zu meinem Vorschlage veröffentlichte, wußte ich zwar von vornherein und habe dies auch ausdrücklich gesagt, daß „die Sache Verwunderung und auch Unzufriedenheit bei vielen erregen werde". Nicht im Traum aber

ist mir damals eingefallen, daß sie einen so großen Sturm hervorrufen werde, als ob von ihrer Annahme oder Ablehnung das ganze Schicksal unseres Volkes in der Zukunft abhinge. Ist es nicht seltsam, die religiösen Fanatiker einerseits und Schriftsteller und Gelehrte andererseits in einträchtigem Bunde zu sehen, um geschlossen, Hand in Hand, gegen ein literarisches Projekt zu kämpfen? Die ersteren kämpfen nach ihrer Weise mit Hilfe von Pamphleten, die im Dunkeln verbreitet werden, und auch die letzteren kämpfen nach ihrer Weise mit literarischen Waffen nach dem Geschmack der Polemik unserer Zeit... Da sie wohl wissen, daß auch kaum einer von tausend Lesern sich die Mühe geben wird, meinen Aufsatz nochmals zu lesen, um zu sehen, ob es dort so oder so heißt, haben es diese Schriftsteller dort, wo sie den Lesern den Inhalt meiner Worte vermittelten, nicht allzugenau nehmen zu müssen geglaubt und mir Äußerungen unterstellt, an die ich niemals gedacht habe und die kein Mensch, der ordentlich Hebräisch lesen kann, in meinem Aufsatz finden wird. Und dies alles zu dem edlen Zwecke, unseren Plan betreffs der Enzyklopädie zu vereiteln.

Zu meiner Freude habe ich aber aus unserem persönlichen Gespräch ersehen, daß alle Taktik der Gegner nicht vermochte, Ihre Ansicht in der Sache selbst zu ändern, zumal nachdem Sie gelegentlich eines Aufenthaltes im Auslande von vielen großen westlichen Gelehrten (von denen die Schriftsteller prophezeit hatten, daß auch sie gegen uns sein oder sich abseits stellen werden) persönlich hörten, daß sie mit Freuden bereit sind, die Arbeit zu übernehmen und in ihr gleich uns eine große und wichtige Sache im Interesse des Volkes erblicken. Gleichzeitig hat aber angesichts dieser Gegnerschaft eine große Sorge Ihr Herz beschlichen, nämlich: vielleicht werden unsere Gegner sich mit dem, was sie bisher taten, nicht begnügen, sondern werden sich bemühen, uns auch in Zukunft, wenn wir an die Ausführung schreiten, in verschiedener Weise Steine in den Weg zu legen. Und da die Sache an sich schon sehr schwierig ist und die Mitarbeit vieler Kräfte und die moralische Unterstützung der Besten des Volkes erheischt, so könnte es fraglich erscheinen, ob wir, wenn wir statt werktätiger Unterstützung

auf jedem Schritt noch über jene Hindernisse hinaus, die die Natur der Sache notwendig macht, künstlichen Störungen begegnen sollten, bei einer solchen Sachlage stark genug sein werden, die Arbeit ununterbrochen zu Ende zu führen und etwas Vollkommenes zu schaffen. Und wenn wir, was Gott verhüte, nicht durchhalten könnten und etwa genötigt wären, in der Mitte abzubrechen oder vom Wege abzugehen, den wir uns unserem Zwecke entsprechend gesteckt haben, so wäre es besser, nicht zu beginnen, als zu beginnen ohne zu vollenden, oder als etwas zu schaffen, das uns keine Befriedigung gewährt.

Nun habe ich Ihnen bereits mündlich erklärt, daß mein fester Glaube an die Kraft des Wahren und Guten mich in der zuversichtlichen Hoffnung bestärkt, daß es uns gelingen wird und wir uns durchsetzen werden trotz aller Gegner unseres Werkes. Aber ich bin nicht in der Lage, Ihnen heute, bevor wir ans Werk schreiten, einen handgreiflichen Beweis dafür zu geben, daß meine Hoffnung sich erfüllen wird, und Sie sind um unsere Ehre und die Ehre der ganzen Sache recht besorgt... Darum will ich Ihnen, mein Herr, hier einen neuen Weg vorschlagen, der uns mit Vorsicht und Geduld zu unserem Ziele führen und uns auch die Möglichkeit geben wird, zurückzutreten, wenn wir nach einiger Zeit sehen, daß Sie mit Ihren Bedenken recht behalten.

Vor allem finde ich es aber für nötig, Ihnen wieder den Hauptgedanken ins Gedächtnis zu rufen, der der ganzen Sache gleichsam zugrunde gelegt wurde. Dieser Gedanke war, wie Sie sicherlich aus meinem ersten Schreiben in Erinnerung haben, der, dem Volke ein neues Buch zu geben, „geschrieben in leichtem Hebräisch, das die Kenntnis des Judentums nach allen seinen Verzweigungen umfassen soll, jedes Gebiet in der Bearbeitung zuständiger Gelehrter, so daß wir — ähnlich wie einst Maimonides von seinem Buche — von ihm sagen können, daß, wer nur zuerst hebräisch gelernt, nur dieses Buch zu lesen brauche, um daraus das Judentum in seinem ganzen Umfange zu kennen". Nur daß wir nach den Forderungen unserer Zeit es für nötig halten, das Buch nicht systematisch

geordnet herauszugeben, sondern in einzelnen Artikeln, von denen jeder als ein eigenes Thema in sich verständlich ist, „so daß kein Gegenstand ein systematisches und langwieriges Studium zu festen, täglich fortgesetzten Stunden erfordert. Vielmehr greift man zu dem Buche, so oft man eben Lust hat, und was einen im gegebenen Moment interessiert, findet man leichtfaßlich und klar dargestellt, und liest es ohne weitere Vorbereitung einfach durch." — Aber ein solches Buch, das in vielen Bänden eine Menge einzelner Gegenstände umfaßt, die nicht durch logische Zusammenhänge miteinander verknüpft sind, bedarf notwendig einer äußeren Anordnung, die dem Leser das Aufsuchen des gewünschten Gegenstandes stets leicht ermöglicht. Darum hielt ich es für richtig, es nach dem Alphabet zu ordnen, und dadurch würde es noch an Wert gewinnen, indem es neben seinem erzieherischen Nutzen für das ganze Volk auch denen, die sich mit der Wissenschaft des Judentums befassen, den Nutzen eines Nachschlagebuches böte. „Zweifellos" — so sagte ich dabei ausdrücklich — „wird der erzieherische Zweck, auf den wir das Hauptgewicht legen, notwendig auch auf die Form des Buches Einfluß nehmen, weshalb wir uns in den meisten Artikeln mit jenem trockenen Stil nicht begnügen können, in dem solche Bücher gewöhnlich geschrieben werden, die nur als Nachschlagewerke dienen sollen. Wird es aber gleichzeitig den Resultaten der modernen wissenschaftlichen Forschung unserer Zeit Rechnung tragen, so kann die veränderte Form auch bei seiner Benützung für wissenschaftliche Zwecke kein ernstliches Hindernis bilden." Damit habe ich erkannt und ausgesprochen, daß unsere Enzyklopädie in ihrer Form den anderen Enzyklopädien nicht gleichen soll, und daß die Verschiedenheit dieser Form für ihre Benützung als Nachschlagebuch einen, wenn auch unwesentlichen, Nachteil bilden würde. Unsere Gegner aber haben diese ausdrückliche Feststellung nicht sehen wollen und mit lautem Lärm haben sie die tiefgründige Entdeckung ans Tageslicht gefördert, daß alle anderen Enzyklopädien nur Nachschlagewerke für Kenner und nicht Lehrbücher für Anfänger seien und dergleichen mehr. Und zur selben Zeit, da sie

dieses Geheimnis entdeckten, befanden sich in meiner Hand bereits die Umrisse eines allgemeinen Programms für unsere Enzyklopädie, worin ich mich bemühte, den Zweck zu definieren, der unsere Enzyklopädie von allen anderen unterscheidet, und die Änderungen, die darum sowohl in stofflicher als auch in formaler Hinsicht am Werke selbst nötig sind. Denn nicht alles, was in das philosophische Gebiet der Wissenschaft des Judentums gehört, kann gleichmäßig in unsere Enzyklopädie aufgenommen werden, sondern jeder spezielle Zweig nur in dem Maße, als er einen bestimmten Wert für das Verständnis des jüdischen Volksgeistes und dessen historischer Entwicklung besitzt. Und ferner erklärte ich, warum es nötig sein wird, den Stoff in einer besonderen Art einzuteilen, „so daß jeder Aufsatz als ein in sich geschlossenes Ganze erscheinen muß, das von irgendeinem wichtigen Gegenstande eine klare Anschauung gibt, ohne diesen Gegenstand (nach Art der Enzyklopädien zu Nachschlagezwecken) in seine kleinsten Teile zu zerreißen und diese in eine Menge einzelner ‚Artikelchen' zu verstreuen, deren jedes nur Wissenssplitter enthält, die den Leser nicht befriedigen können". Und andere Einzelheiten dieser Art habe ich erwähnt, die sich notwendig aus dem Begriffe des Werkes ergeben, das einem solchen Ziele dient und das in Wahrheit mit den anderen Enzyklopädien nichts als die äußere Ähnlichkeit gemein hat."

Dies alles habe ich vorausgeschickt, um Ihnen zu zeigen, daß allein die alphabetische Anordnung, die für unseren Hauptzweck nur eine nebensächliche Äußerlichkeit ist, es unseren Gegnern ermöglicht hat, das Publikum durch Heranziehung von Analogien mit anderen Enzyklopädien zu blenden — als ob diese Anordnung uns verpflichten würde, ihr auch in allen anderen Punkten zu folgen. Und sie allein läßt auch Sie beim Beginn für das Ende fürchten: ob wir nach unserer gegenwärtigen Lage das Recht haben, mit dem Aleph den Anfang zu machen, der uns verpflichtet, bis zum Thaw zu gehen.

Beginnen wir also nicht mit Aleph! Das ist, sehr geehrter Herr, mein neuer Vorschlag. Wenn Ihnen das Herz pocht bei dem Gedanken, heute eine große Verpflichtung für viele Jahre

auf sich zu nehmen, mitten unter einer Menge von Feinden, die mißgünstig auf unser Unternehmen blicken, so wollen wir die Herausgabe der Enzyklopädie in alphabetischer Ordnung für einige Zeit hinausschieben und vorläufig damit beginnen, ohne besondere Ordnung, nur in gesonderten Sammelbänden, jene Abschnitte aus der Wissenschaft des Judentums herauszuheben, die für unseren Zweck besonders wichtig sind. In diesen Sammelbänden, die ein- oder zweimal in jedem Jahre unter dem Sammelnamen „Enzyklopädie des Judentums" erscheinen werden, sollen nur Aufsätze über die wichtigsten auf das Judentum bezüglichen Themen veröffentlicht werden, die von vornherein durch Fachleute ausgewählt werden sollen. Alle diese Aufsätze sollen in leichtfaßlicher Sprache geschrieben sein und in jeder Einzelheit die letzten Ergebnisse der Forschung unserer Zeit bieten mit Angabe der Hauptquellen, aus denen der Leser sich weiter informieren kann, ohne Untersuchungen und Polemiken über Einzelheiten, die nur für Spezialisten von Wert sein können; kurz, Aufsätze von der Art, wie sie die Gesamt-Enzyklopädie enthalten soll, wenn ihre Zeit gekommen sein wird, aber ohne Übernahme irgendeiner Verpflichtung, wie sie mit der alphabetischen Reihenfolge verknüpft ist. Diese alljährliche Enzyklopädie wird einerseits gleichsam eine Vorstufe für die allgemeine Enzyklopädie sein, da sich darin viel wichtiger Stoff ansammelt, der die Arbeit später sehr erleichtern könnte, und andererseits wird sie uns gleichsam als Schule dienen, uns an die Arbeit zu gewöhnen und experimentell die Kräfte, die wir zur Verfügung haben, und das Verhalten des Volkes einer solchen Arbeit gegenüber festzustellen. Und wenn nach einigen (sagen wir fünf) Jahren bereits viele Bücher dieser Art durch uns erschienen sein werden, wir mit den Gelehrten, Schriftstellern, Lesern usw. in festen Beziehungen stehen und ihren Charakter und ihren verschiedenen Geschmack kennen,— dann werden wir es nicht mehr nötig haben, uns auf gläubige Hoffnung allein zu verlassen; wir werden vielmehr auf Grund von Erfahrungsbeweisen behaupten können, ob die Möglichkeit einer Verwirklichung des Gedankens der allgemeinen Enzyklopädie vorhanden ist

oder nicht. Im ersten Falle werden wir dann unverzagt ans Werk schreiten können, da wir von vornherein wissen werden, daß wir Erfolg haben müssen. Im zweiten Falle werden wir wenigstens wissen, daß wir nicht aus Ängstlichkeit allein zurückgetreten sind, sondern einem wirklichen Zwang folgend. Und selbst wenn dieses letztere das Resultat sein sollte, brauchten wir den Anfang nicht zu bedauern; denn die jährliche Enzyklopädie wird auch an sich eine Quelle reichen Segens sein und viel zur Verbreitung der Kenntnis des Judentums im Volke beitragen, was ja allein unser ganzes Ziel ist. Und es ist leicht möglich, daß wir es dann für gut befinden werden, sie auch weiterhin alljährlich als selbständiges Werk herauszugeben, nicht nur als Einleitung zu der großen Enzyklopädie oder als deren Anhängsel.

Wenn nun dieser Weg Ihnen richtig scheint, so obliegt es Ihnen, eine ständige Leitung zu wählen, die allein das ganze Werk verwaltet, in deren Auftrag alles Geld ein- und ausgehen, und die alle Fragen lösen soll, die heute sich daran knüpfen oder später einmal diesbezüglich auftauchen werden. Unter den Mitgliedern der Leitung sollen auch einige Schriftsteller sein, die sich mit der Redaktion der Enzyklopädie zu befassen haben. Diese sollen von Zeit zu Zeit ein Verzeichnis der Aufsatzthemen abfassen, deren Aufnahme in die Enzyklopädie sie für nötig finden, und die Arbeit unter die Fachleute verteilen. Außerdem soll die Leitung auch einen ständigen Sekretär anstellen, einen sachkundigen Mann, der unter ihrer Aufsicht alle Einzelheiten der Herausgabe, Redaktion und Korrespondenz führen soll. Und nach Ablauf von fünf Jahren nach Beginn der Arbeit soll die Leitung auf Grund ihrer Erfahrungen feststellen, ob die Möglichkeit einer Verwirklichung des Gedankens der allgemeinen Enzyklopädie besteht, oder nicht, und ferner, ob die Notwendigkeit zur Fortführung der jährlichen Enzyklopädie gegeben ist. Und nach ihrem Beschlusse soll dann vorgegangen werden.

* * *

Zu diesem Schreiben bleibt mir nur noch hinzuzufügen, daß Herr Wissotzki meinem Vorschlage zugestimmt und bereits eine aus sieben Mitgliedern bestehende Leitung gewählt hat, in deren Händen nun das Schicksal der Sache und die Verantwortung dafür ruht. Die Leitung wird sicherlich zur gegebenen Zeit mitteilen, was sie zu tun gedenkt; und ich habe damit mein Wort eingelöst und meine Pflicht, so weit dies nur in meiner Macht stand, erfüllt...

Und so ist aus der „Enzyklopädie des Judentums" vorläufig eine jährliche Enzyklopädie geworden...[1]

Manche meinen, auch das sei zum Guten. Und ihrer Ansicht nach ist dieser Weg, der der längere scheint, der richtigere, und wir hätten ihn von vornherein einschlagen müssen, noch bevor unsere Gegner auftraten, um alles gegen uns in Bewegung zu setzen. Was aber mich persönlich betrifft, so schäme ich mich nicht, öffentlich zu bekennen, daß ohne die hitzige Gegnerschaft von rechts und links, die den Gründer des Werkes bedenklich gemacht hat, es mir nicht eingefallen wäre, solche Wege zu suchen. Wenn somit der neue Weg gut ist, so müssen wir unseren Gegnern unseren Dank abstatten für den Segen, den sie unabsichtlich unserer Sache gebracht; ob er nun aber gut oder schlecht ist, — jedenfalls werden die von „Rechts" und von „Links" den Triumph haben, daß ihre Worte einen gewissen Eindruck gemacht haben.

21. Tebeth 5655.

NACHTRAG

Nachdem die Herausgabe der Enzyklopädie auf lange hinaus zurückgestellt ist und niemand heute zu sagen vermag, welchen Weg ihre Herausgeber seinerzeit einmal einschlagen werden, halte ich es für richtig, zur Festhaltung der Erinnerung aus jenem „allgemeinen Programm", das ich oben (im dritten Aufsatz) erwähnt habe, die auf die Auswahl des Stoffes bezüglichen Ausführungen hier wiederzugeben; auf Grund

[1] [Auch dieser Plan ist nachher zunichte geworden und die jährliche Enzyklopädie nicht erschienen.]

deren wird sich der Leser einen klareren Begriff vom Inhalt der Enzyklopädie, wie ich sie im Auge hatte, machen können, so daß er dann vielleicht besser verstehen wird, welchem Zweck ich soviel Mühe widmete.

* * *

Im Begriff des Judentums schließen wir alles ein, was uns das jüdische Volk und das Wesen des Volksgeistes verstehen lehrt. — Wie das Individuum, so ist auch das Volk an drei Dingen zu erkennen: erstens an seinen wesentlichen Ideen und Anschauungen, sowohl nach ihrem Inhalt als nach ihrer Form. Zweitens an seinen ständigen Sitten und Gebräuchen in allen Lebenszweigen. Drittens an der Art der Beeinflussung durch plötzliche Ereignisse und deren Folgen. Und da alle diese Dinge beim Individuum wie beim Volke sich von Zeit zu Zeit auf Grund innerer und äußerer Ursachen immer wieder verändern, ist eine vollkommene und wahre Erkenntnis nicht möglich, ohne daß wir das Werden jeder Sache von ihren ersten Anfängen an mit all den Wandlungen, die sie im Laufe der Zeit durchgemacht, und deren Ursachen überschauen. Eine Enzyklopädie des Judentums muß mithin nicht den ganzen gewaltigen Stoff umfassen, der irgendwie mit dem Namen Israels verknüpft ist, sondern nur das, was in den Umfang des so definierten Begriffes des Judentums hineingehört, d. h. die historischen, ideellen wie materiellen, stetigen und temporären Erscheinungen, in denen der jüdische Volksgeist von der Urzeit bis heute sich dokumentiert hat. Und auch in bezug auf diese Erscheinungen soll die obige Definition den Maßstab zur Bestimmung ihrer Wichtigkeit in ihren verschiedenen Abteilungen bilden, wonach zu entscheiden sein wird, was mehr und was minder ausführlich zu behandeln ist.

Die Sprache ist in vielen Dingen der zuverlässigste Schlüssel zum Verständnis des Volksgeistes. Darum soll die Enzyklopädie neben einer Generalübersicht über die Eigentümlichkeiten und die Geschichte der hebräischen Sprache auch spezielle Aufsätze über die wichtigsten Erscheinungen

der Wortbildung und Satzlehre, Schriftgeschichte und Vokalisation, Poetik und Stilistik und besonders über jene die Bedeutungen der Wurzel und der stehenden Redensarten betreffenden sprachlichen Erscheinungen bieten, die ein helles Licht auf die Entwicklung der Gedanken und Lebensformen werfen. Und all dies nach historischer Methode auf Grund von Vergleichung mit den anderen semitischen und sonstigen Sprachen und mit besonderer Berücksichtigung auch der Sprache der Mischna und der späteren Literatur.

Die Literatur stellt eine Klasse eigenartiger Erscheinungen dar: die Gesamtheit aller verschiedenen Formen, in die der Volksgeist den Inhalt seiner innersten Gedanken, da sie nach außen traten, zu kleiden bemüht war. Außerdem ist sie auch die Hauptquelle zur Erkenntnis all der übrigen verschiedenartigen Erscheinungen. Darum gebührt ihr ein Ehrenplatz in unserer Enzyklopädie. Ein Unterschied aber besteht zwischen der alten Literatur in hebräischer, aramäischer und griechischer Sprache, und der späteren, vom Mittelalter bis zum heutigen Tage, in der hebräischen und in anderen Sprachen. Die erste — voran die Bibel, nach ihr die Mischna, Baraithoth, Talmude, Midraschim, Targume, Apokryphen usw. — die in der Hauptsache das Ergebnis freier Arbeit des Volksgeistes ist, muß darum im einzelnen erklärt werden, jede wichtige Erscheinung für sich in ihrem Werdegang und ihrer Entwicklung mit all ihren wesentlichen Eigenschaften. Die letztere aber, die zumeist nur aus der Nachahmung der älteren Literatur oder fremder Literaturen hervorgegangen ist, braucht nur allgemeine Übersichten über die Entstehung jedes ihrer Hauptzweige (Dichtungen, Erzählungen, Forschung, Kritik, Ethik, Auslegung, Dezisoren, Polemik usw.) mit besonderen Aufsätzen über jene Bücher zu geben, die durch ihre Originalität oder durch ihre Wirkung besonders hervorragen.

Die Thora, d. h. die Summe aller Glaubensanschauungen und Überzeugungen nebst den gesetzlichen Vorschriften, die im Volke als Basis seines religiösen, sittlichen und sozialen Lebens gelten, ist in erster Linie geeignet, uns den Geist des Volkes nach seinem inneren Gehalt zu erschließen, nach

seinen Anschauungen über Welt und Menschen, wie sie sind und wie sie sein sollen. Darum soll die Enzyklopädie alle ihre wichtigsten Gegenstände aufnehmen, nicht um daraus Folgerungen für die Handlungen oder den Glauben abzuleiten, sondern nur, um den Volksgeist, der sich darin dokumentiert, zu betrachten. Indem sie darum die Masse nebensächlicher Einzelheiten übergehen wird, die nur rein dogmatischen Wert haben, wird sie sich um so eifriger bemühen, die allgemeinen Prinzipien nach Quellen und Ursachen und ihrem Entwicklungsgang im Laufe der Zeiten klarzulegen, wobei sie bei jedem Punkt alle sich bietenden Analogien bei anderen Völkern berücksichtigt. Dazu gehören selbstverständlich auch die verschiedenen Richtungen in der Erklärung der religiösen Begriffe (Kabbalah, Religionsphilosophie usw.), die zu verschiedenen Zeiten herrschend waren.

Die stehenden Lebensformen in ihrer tatsächlichen Gestalt zeigen uns den Volksgeist in seiner Bemühung, seinen inneren Gehalt in greifbaren Taten zu verkörpern, und zugleich die Art, wie er mit der ihm entgegenstehenden Außenwelt sich abfindet. Auch dieses Gebiet bildet mithin einen Hauptteil unserer Enzyklopädie und soll im Detail nach allen seinen Erscheinungen erklärt werden: häusliche Sitten, Jugenderziehung, öffentliche Institutionen, wirtschaftliche Verhältnisse, sittliche Eigenschaften usw., jede Erscheinung in ihrem Werdegang von ihren Anfängen an, mit all den verschiedenen Formen, die sie in den verschiedenen Ländern und Zeiten angenommen.

Die Geschichte des Volkes umfaßt Ereignisse von ungleichem Wert. An dem Verlauf mancher von ihnen hat der Volksgeist als wirkende Ursache Anteil genommen. Das sind erstens alle inneren, religiösen und sozialen Bewegungen, die irgendeinmal in Israel stattgefunden haben, zweitens die meisten äußeren Vorfälle seit den Anfängen der Volksgeschichte bis zum Ende seines staatlichen Lebens. Andere beruhen ausschließlich auf der Einwirkung anderer Völker auf Israel: Verfolgungen, Beschränkungen, Beschuldigungen usw., die bis heute beinahe gleichförmig in allen Ländern immer wieder-

kehren, seit wir unser Land verlassen mußten. Die ersteren, die an sich zum Kern des Judentums gehören, müssen in unserer Enzyklopädie vollständig und detailliert dargelegt werden, während die letzteren, die auf das Judentum nur so weit Bezug haben, als sie äußere Ursachen für irgendwelche inneren Erscheinungen bilden, nur in großen Umrissen erzählt zu werden brauchen: die Geschichte jedes einzelnen Ereignisses in allen Ländern und die Geschichte aller in jedem Lande für sich, so weit das für ein ausreichendes Verständnis ihrer Wirkung auf Geist und Leben des Volkes erforderlich ist.

Die berühmten Männer, die in der Geschichte des Judentums in irgendeiner Hinsicht einen Ehrenplatz errungen haben, gehören gleicherweise zwei Arten an. Einige von ihnen können in der Tat als historische Erscheinungen an sich gelten, da in ihnen der Volksgeist in eigenartiger Gestalt zutage trat, oder sie ihrerseits diesen in merklicher Weise beeinflußt haben. Andere stellen nur wichtige Einzelpunkte irgendeiner umfassenden Erscheinung dar, an der viele gemeinsam teilgenommen haben. Demgemäß muß die Enzyklopädie den ersteren besondere Aufsätze widmen, die ihr Leben und Schaffen im einzelnen darstellen, die letzteren nur kurz je an den Stellen erwähnen, wo von jener allgemeinen Erscheinung die Rede ist, in die sie als Teilfaktoren gehören.

Die „äußeren" Wissenschaften und schönen Künste haben im nationalen Leben unseres Volkes zumeist keine große Rolle gespielt; darum kann die Enzyklopädie sich mit allgemeinen Übersichten über ihre Geschichte innerhalb des Volkes und den Anteil der Juden an ihrer Ausgestaltung bei den anderen Völkern begnügen.

Palästina ist an sich einer der Hauptfaktoren, die den jüdischen Geist in seiner Eigenart gestaltet und seinem Entwicklungsgang in seiner ältesten Epoche die Wege gewiesen haben. Darum wird die Enzyklopädie die detaillierte Kenntnis seiner Natur und Geschichte mit den nötigen Karten und Abbildungen aufnehmen.

Die alten Völker, von den Ägyptern und Babyloniern

bis zu den Griechen und Römern, und ebenso die auf das Judentum zurückzuführenden Religionen, das Christentum und der Islam, standen zu gewissen Zeiten in stetiger tiefgehender Beziehung zum jüdischen Geiste, beeinflußten ihn oder wurden von ihm auf verschiedene Weise beeinflußt. Es empfiehlt sich daher, daß die Enzyklopädie ihrer Geschichte und der Darlegung ihres Grundcharakters besondere Artikel widmet, soweit dies für das Verständnis jener Wechselbeziehung notwendig ist, die auf so manche Erscheinung im Judentum ein Licht wirft.

Die Archäologie braucht in unserer Enzyklopädie nur in dem Maße Aufnahme zu finden, als ihre Entdeckungen als Illustrationen für die uns wichtigen historischen Erscheinungen in Betracht kommen.

Vergilbte Blätter[1]

Aus der Mappe eines gewesenen Schriftstellers.

I.

„Aller Anfang ist schwer." Aber am allerschwierigsten ist der Anfang der Laufbahn eines hebräischen Schriftstellers, wenn er es zum ersten Male unternehmen soll, zu seinen Volksgenossen zu sprechen, ganz gleichgültig ob milde oder streng, schmeichelhaft oder rügend. Weiß er doch von vornherein, daß den hebräischen Lesern das „Wer?" vor dem „Was?" kommt, weshalb er ihnen, will er seinen Worten Gehör schaffen, gleich zu Anfang über seine Person Aufschluß geben, seinen Beruf und seine Ehrenstellungen in Israel und ganz besonders — die Partei angeben muß, zu der er sich bekennt. Und die Schriftsteller, die es mit ihrer Pflicht ganz genau nehmen, pflegen auch ihren Adelsbrief bis zum zehnten Geschlecht vorzubringen und nur so nebenher zu erwähnen, welche Rabbiner ihre Lehrer, welche weisen Männer ihre Freunde sind, ad captandam benevolentiam der Leser, wie es unser Volk eben liebt.

Als daher auch in mir der literarische Ehrgeiz rege wurde, und auch ich zu denen gehören wollte, die sich Verdienste um die Allgemeinheit erwerben und den „Boden" der hebräischen Sprache „bebauen", war ich in großer Verlegenheit und wußte nicht, wie ich dem geehrten Publikum meine Würdigkeit erweisen könnte. Hat mir ja Gott berühmte Lehrer und Freunde versagt, auf die ich mich berufen könnte; und ich

[1] Diese Geschichte ist zuerst im Sammelband Kawweret (Odessa 5650) erschienen und war damals in der Tat schon ein „vergilbtes Blatt", da sie ursprünglich schon einige Jahre früher geschrieben war. Weil sie auch einige Fragen berührt, denen der Großteil dieser Sammlung gewidmet ist, fand ich es für richtig, sie hier aufzunehmen, wenngleich sie in der Form von allen anderen abweicht.

allein, was bin ich? Ein einfacher Krämer, oder richtiger, der Mann einer Krämerin, denn meine Frau war ja die eigentliche Geschäftsführerin; wie also könnte ich vor dem ganzen Volke Ehre finden? — Aber zugegeben, daß ich gar nicht verpflichtet war, meinen Lesern just nur reinen Wein einzuschenken; und daß ich ja den Gelehrten N. N. als meinen Busenfreund hätte nennen können, den ich einmal, auf seiner Durchreise durch unsere Stadt, begrüßt und der meinen Gruß auch erwidert hatte; oder daß ich vielleicht auch das Recht habe, mich zu den Schülern des Rabbi X. Y. zu zählen, in dessen Beth Midrasch ich zwei Tage und eine Nacht geweilt. Und obgleich es mir nicht gegönnt war, ihn auch nur ein einziges Mal zu sehen, weil er damals eben auf dem Sterbebette lag, so schläft er ja heute längst den Schlaf der Gerechten, und wie könnte der Tote den Lebenden Lügen strafen? Und weist mich jemand auf das Bibelwort hin: „Von der Lüge halte dich fern!" — so haben ja doch die jüdischen Schriftsteller bereits das Übereinkommen getroffen, daß sich das nur auf gesprochene, nicht auf geschriebene Worte beziehen kann, und ohne Zweifel haben sie dafür auch Anhaltspunkte in den Schriften von Autoritäten auf gesetzlichem Gebiete gefunden... Mit einem Worte: zugegeben, daß von dieser Seite verschiedene Mittelchen sich finden ließen, um sich aus der Affäre zu ziehen. Was aber sollte ich meinen Lesern auf die andere Frage erwidern, zu welcher Partei ich mich rechne? Eine Frage, auf die ich keine Antwort weiß, nicht nur anderen gegenüber, sondern auch für mich. Ich weiß wohl, daß ich in meiner Jugend in chassidischer Umgebung aufgewachsen bin, Scherajim (Speisereste) geklaubt und Lechajim getrunken habe wie nur einer von ihnen; später, nach meiner Heirat, als ich bei meinem Schwiegervater Kost aß, der ein großer Gelehrter und ein halber Mißnaged[1] war, machte ich es wie er, kaufte mir ein Gebetbuch nach aschkenasischem Ritus und betete mit Tagesgrauen ein kurzes Gebet, um mich dann den ganzen Tag mit Talmudstudium zu beschäftigen; noch später, als der Geist des Zweifels in mir stärker wurde, ging ich nicht

[1] [Gegner der Chassidim.]

dorthin, wo man mich nicht kannte,[1] sondern zog ein schwarzes Gewand über weiße Wäsche, ein kurzes über das lange an und ward ein Freigeist; — das alles wußte ich, aber was war ich jetzt? Ein Maskil (Aufgeklärter)? Das konnte ich nicht so absolut behaupten. Liebe ich es ja noch heute, beim Sabbathausgang, wenn die Sonne untergegangen und das Licht noch nicht angezündet ist, im Dunkel in einem Winkel zu sitzen und mich in das Meer meiner Empfindungen zu versenken. Da fühle ich, wie wenn meine Seele emporgetragen würde, wie wenn meine „Neschamah jetherah“[2] mit lautem Donner aus meinem Innern emporstiege, und allerlei Bilder aus meiner Jugendzeit werden in meinem Herzen wach, Erinnerungen, die mir ein Lächeln abnötigen, dennoch aber mir sehr, sehr lieb sind ... Manchmal öffnen sich da meine Lippen gleichsam von selbst und die traute Weise eines bekannten aramäischen Singsangs entsteigt leise und doch deutlich meinem Munde, mein ganzer Körper bebt mit in Freude, und Tränen fallen aus meinen Augen, ohne daß ich weiß, weshalb und warum ... Und wenn ich an den langen Tebethabenden im Kreise aufgeklärter Männer und Frauen am grünen Tische sitze und Karten spiele, und mein Herz sich freut und mein Antlitz leuchtet, weil mir das Glück hold ist, da steigt plötzlich — ohne daß ich weiß, wie es geschah — vor meinen Augen ein krummbeiniger, uralter Tisch auf, über und über bedeckt mit vergilbten, zerrissenen und geklebten Schriften, riesigen dickleibigen Folianten; ich aber sitze allein zwischen ihnen und lese darin laut beim Lichte einer trüben Lampe, schlage eines nach dem anderen auf und wieder zu, und mein Auge wird gar nicht müde, auf die feinen Buchstaben zu blicken, meine Seele nicht satt, sich an den tiefen Rechtssprüchen zu ergötzen, und die ganze Welt scheint mir ein Paradies. Da vergesse ich mit einem Schlage den „König“ und die „Königin“ und meine guten Spielchancen, mein Gesicht leuchtet, meine Augen strahlen und

[1] [Anspielung auf den talmudischen Satz: „Wer eine Übertretung begehen muß, lege schwarze Kleider und schwarzes Übergewand an, und gehe dorthin, wo man ihn nicht kennt.“]

[2] [„Höhere Seele“, die nach chassidischer Anschauung mit dem Sabbath ihren Einzug in den Menschen hält.]

meinem Munde entschlüpfen fremdartige Worte und Weisen aus einem anderen Lande, einer anderen Sprache und einer anderen Zeit, die keiner der Leute am Tische versteht. Die Gesellschaft blickt erstaunt auf mich, und das Fräulein mir gegenüber lacht hell auf — mir aber ist unbeschreiblich wohl!...

Sollte das ein Freigeist sein nach euerem Wunsche, meine freidenkenden Leser?!...

Wenn ich also die Wahrheit sagen soll, so kenne ich mich selbst nicht. Wenn ich aber mir auch mit jenem Ausweg behelfen wollte, den ich aus der Literatur erschließen konnte, mir nämlich eine Maske anzuziehen und das Mäntelchen irgendeiner Partei umzuhängen, — so bliebe dann doch noch die Frage bestehen, ob ich mir ein ganz chassidisches, ganz misnagdisches oder freigeistiges Mäntelchen umhängen soll? In jedem Falle hätte ich mir dann selbst zwei Drittel der Leser abwendig gemacht, wo es doch mein Wunsch war, daß meine Artikel bei allen ohne Unterschied der Partei Anklang fänden; oder sollte ich es wagen, ein vielfarbiges Mäntelchen anzulegen, so daß keine Partei sagen könnte: er ist ganz unser!? Dann mußte ich fürchten, es mir mit allen zu verderben. Es ist mir freilich nicht unbekannt, daß viele es mit Erfolg so gemacht haben, ich aber bin von Natur aus ein wenig schüchtern und fand nicht genug Mut, meine Ehre dem Zufall zu überlassen.

So stand ich lange Zeit an der Schwelle der hebräischen Literatur und sann vergebens auf Mittel und Wege, um in ihre Tore einzugehen; schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, mir literarische Lorbeeren in Israel zu erwerben, als sich plötzlich, ungesucht, mein Wunsch erfüllte. Denn als ich eines Tages in das Haus eines meiner Bekannten, eines streng frommen Mannes, kam, fand ich ihn so sehr in die Lektüre eines Buches vertieft, daß er mein Hinzutreten gar nicht bemerkte. Ich warf einen Blick in das aufgeschlagene Buch und sah die Aufschrift: „Buch eines Freundes des jüdischen Volkes". Wie ein Blitz tauchte sogleich ein neuer Gedanke in meinem Herzen auf und wie einst Archimedes rief ich jubelnd aus: „Heureka! Ein Freund des jüdischen Volkes, das ist die Lösung des Rätsels."

Und ohne mich weiter um meinen Bekannten zu kümmern, der beim Klange meiner Stimme auffuhr, eilte ich pfeilschnell nach Hause an meinen Schreibtisch und ergriff die Feder, um mir selbst die Priesterweihe im Heiligtum der Literatur zu verleihen. Wußte ich ja jetzt, was ich meinen Lesern sein sollte und wie ich im Handumdrehen alle ihre Fragen erledigen konnte. „Ein Freund des jüdischen Volkes bin ich, lieber Leser!" — so werde ich dem Hause Jakobs sagen. Diese Würde wird mir Schild und Wehr vor allen Parteien sein, und niemand wird sich fürder erdreisten, mir verfängliche Fragen zu stellen. Ist es ja eine der schönsten Eigenschaften, die unser Volk auszeichnet — daß es die ehrt, die es lieben, und ihnen Dank weiß, ob sie nun Juden sind oder nicht, oder ob sie es waren und nicht mehr sind. — Ich will zwar nicht leugnen, daß nach dem ersten Freudenrausch noch einmal Kleinmut mein Herz beschlich, und ich fürchtete, daß meine Leser fragen könnten: „Worin besteht deine Liebe, womit hast du deinem Volke Gutes getan, da du dich rühmst, es zu lieben?" — Aber als ich die Sache wieder mit klarem Kopf betrachtete, sah ich ein, daß diese meine Furcht unbegründet war; besitzt ja die geliebte jüdische Nation ein gutes Herz und wird an ihren Freund nicht erst die schwere Forderung stellen, daß er sich selbst und sein Hab und Gut auf dem Altar der Liebe zu ihr opfere. Sie begnügt sich vielmehr mit dem bloßen Kusse, mit einem zärtlichen Lächeln der Liebessehnsucht... Man bedenke nur, wie viele Liebhaber dieser Ärmsten erstanden sind, seit sie aus ihrem Erbbesitz in die Verbannung zog, wie viele Rabbiner, die um ihr Heil bekümmert waren und sie um Gesetze und Vorschriften bereichert haben, wie viele Fromme, denen um ihr Geld leid war, und die es darum in großem Erbarmen gesammelt haben, wie viele Wehklagende, die über ihren Zusammenbruch weinten und bitterlich klagend ausriefen: „Wehe, Tochter Jakobs!" Wie viele Anwälte, die ihre Schönheit und Weisheit rühmten in offener Liebe, und wie viele Ankläger, die mit Schimpf ihre Wangen schlugen aus heimlicher Freundschaft; hat sie jemals von einem von ihnen einen Beweis seiner Liebe, eine wirkliche greifbare Tat für sie verlangt? Sie hat ja niemals irgend etwas

sonst gefordert als die Liebe allein und hat ihnen diese ihre Liebe als Verdienst angerechnet... Und wer könnte mithin mir verwehren, auch meinerseits ein Judenfreund zu sein und von vornherein die Erklärung abzugeben, daß, was ich auch künftig zu meinem Volke sagen werde, sei es Lob oder Tadel, ich dies nur aus Liebe zu ihm tue?

Öffne deine Tore, verlassene Literatur, daß ein neuer Judenfreund darin einziehe, ein neuer Berater und Mahner! . . .

* * *

II.

Seit jener Stunde, da in mir der Gedanke wach geworden war, daß ich ein Judenfreund bin, fühlte ich in meinem Herzen, daß ich nun als ein Vater und Lehrer meines Volkes das Recht habe, es zu rügen und zurechtzuweisen wie ein Vater seinen Sohn, wie der Lehrer seinen Schüler, da ich doch sein Freund bin... Ich fühlte auch die Pflicht, ihm den Weg zu weisen, den es gehen sollte, und mit seinen anderen schriftstellerischen Freunden gemeinsam Rat zu pflegen, was zu tun wäre zur Hebung seiner Ehre, zur Abwehr böswilliger Verleumdungen und zur Unterstützung seiner Armen. Ich begann daher, unter dem Sammeltitel „Lösung der Judenfrage" von Zeit zu Zeit verschiedene Artikel in den hebräischen Blättern zu publizieren. Vor allem ging ich darauf aus, unseren Volksgenossen Moral zu predigen und zählte ihnen einzeln ihre Sünden auf: daß sie Wucherer seien, verächtliche Makler, Betrüger und schwarze Fanatiker. „Und da erhebt ihr noch Anspruch auf die Liebe der zivilisierten Welt!" — rief ich begeistert aus — „auf diese habt ihr keinen Anspruch, ehe ihr nicht die Lumpen entfernt, die ihr als Überbleibsel aus dem dunklen Mittelalter traget, und wie andere Menschen werdet; dann erst wird es euch gelingen, die Liebe der Landesbevölkerung und der Regierung zu gewinnen, die ja nur euer Heil und Wohl wünschen." — Aber um diese meine bitteren Worte ein wenig zu

versüßen, wendete ich mich gelegentlich gegen die Bedränger und ließ Feuer und Schwefel regnen über Bismarck und Stöcker und die anderen Antisemiten und Judenfeinde, „die uns grundlos verfolgen . . ."

Und obwohl ich wußte, daß die meisten Antisemiten Nichtjuden sind und hebräisch nicht lesen können, hoffte ich dennoch, daß meine Worte durch Vermittlung ihrer jüdischen Genossen ihnen bekannt werden würden; und so war ich hoch befriedigt, mein Volk an ihnen gerächt zu haben. Und nicht nur ich allein, sondern auch der Herr Redakteur war damit sehr zufrieden und fügte meinem Artikel eine freundschaftliche Bemerkung bei, in der er mich mit dem Titel „Unser geehrter Mitarbeiter" auszeichnete und seiner Hoffnung Ausdruck gab, daß dieser erste Artikel nicht der letzte sein werde, „da es Pflicht und Schuldigkeit eines Mannes von so ausgezeichneter Begabung ist, die hebräischen Zeitschriften zu unterstützen", sowie daß meine „so wertvollen geschätzten Beiträge stets gern aufgenommen würden".

Und die Hoffnung des Herausgebers sollte ihn nicht trügen. Denn als ich sah, daß ein so großer Mann für mich und mein Talent zeugte, glaubte ich in Wahrheit an mein außerordentliches Talent und beeilte mich, sogleich einen zweiten Artikel abzufassen, der den ersten sowohl an Umfang als auch an Inhalt übertraf. Denn ich wußte damals noch nicht, daß es für den Herausgeber zwei Arten von Schriftstellern gab: solche, die nur an die Liebe zum Volke dachten, wie ich, und solche, denen es um etwas anderes zu tun war; und daß er jene vorzog und es mit ihnen nicht so ganz genau nahm. Während ich den ersten Artikel allgemein gehalten hatte, ohne auf Einzelheiten einzugehen, versuchte ich im zweiten, verschiedene Vorschläge zu formulieren, durch die Israel gerettet und vom Mangel befreit werden und Ehre bei den Völkern erlangen sollte. Und obgleich ich wußte, daß, ehe meine scharfsinnigen Gedanken in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnten, vorher erst der Prophet Elijahn kommen mußte, um die auseinanderstrebenden Parteien zu einigen und Feuer vom Himmel herabzubringen zur Erwärmung der Herzen unserer Reichen

und Mächtigen, so hielt ich dennoch nicht mit meinen Vorschlägen an die öffentliche Meinung zurück, weil ich mir im Herzen sagte: Meine Vorschläge sind ja an sich gut und richtig; und wenn sie nun aus Ursachen, die nicht von mir abhängen, nicht zur Tat werden können, — was liegt mir daran? Ich habe meine Seele gerettet und meine Pflicht als Volksfreund getan. — Es ist selbstverständlich, daß ich das alles nur bei mir im Herzen dachte und nicht so töricht war, es offen in einem Artikel zu sagen; vielmehr bemühte ich mich dort, nachzuweisen, daß alle meine Vorschläge nur schwierig scheinen, in Wirklichkeit aber so leicht auszuführen sind, „wie man ein Haar aus der Milch zieht", und das alles nur von unserem guten Willen abhänge. Darum erhob ich meine Stimme und rief: „Wohlan, laßt uns unter der Fahne der Liebe zum Volke uns zusammenschließen, und Arm in Arm wollen wir ausziehen zur Rettung unserer Volksgenossen, denn die Erfüllung unserer Wünsche liegt vor uns!" ...

Als dieser zweite Artikel erschien, konnte ich mir den Bauch klopfen und ausrufen: „Jetzt darf ich mich freuen! Von nun an bin ich ein geehrter Mitarbeiter für alle Zeiten, und meinen Ruhm können alle Stürme der Welt nicht mehr verwehen." Und als ein Rezensent sich erdreistete, Bedenken gegen mich und meine Vorschläge vorzubringen, fühlte der Herausgeber sich verpflichtet, mich tausendmal um Entschuldigung zu bitten, daß er die Ausführungen meines Gegners aufgenommen habe; aber „eine Zeitschrift sei Gemeingut und jeder sei darin für sich selbst verantwortlich, ohne daß der Herausgeber das Recht hätte, irgendjemandem, der öffentlich seine Ansicht sagen will, das Wort zu verweigern."

Der Gute! Er wußte in seiner Einfalt nicht, daß ich mich über diese Kritik gefreut hatte wie über einen seltenen Schatz. Denn durch sie konnte ich noch einmal aus meinem Versteck hervorkommen, und wie ein Held, der das Wehen des Krieges verspürt, rüttelte ich mich auf, um dem Rezensenten auf seine Torheit zu erwidern. Da kannte meine Satire keine Grenzen mehr, und ich glich einem sprudelnden Quell in der Erfindung weislich zugespitzter Worte, die meines Erachtens meinen Geg-

ner bis in den Staub erniedrigen und zur Schmach der Lächerlichkeit vor der ganzen Lesergemeinde verdammen mußten. So rief ich aus: „Ein Rezensent, der die Lüge vor der Wahrheit bekennt und der Leser Augen blend't! Darf der an Kritik sich wagen? Such er sich ein ander Metier; werd' er Schneider, Schmied oder Holzfäller, niemals aber nenn' er sich Schriftsteller!" — Es ist leicht einzusehen, daß auch mein Kritiker nicht zu denen gehören wollte, die Beleidigungen nur ruhig einzustecken, aber nicht selbst auszuteilen verstehen, und daß er mir meinen Schimpf bei Heller und Pfennig heimzahlte. Aber auch ich stellte mein Licht nicht unter den Scheffel und mit dem Talent, das mir Gott geschenkt, fuhr ich fort, als mit meinem Pfunde zu wuchern und ihm reichlich Schmähungen und Beschimpfungen zuteil werden zu lassen; und so entstand eine heftige Polemik, die unsere Literatur auf das wertvollste bereichert hat. Denn im Laufe eines halben Jahres gab es kein Blatt jener Zeitschrift, in dem sich nicht ein Artikel von mir oder von meinem Gegner fand, und bisweilen auch noch eine Bemerkung seitens des Herausgebers, in der er sich den Schein gab, als wolle er zwischen uns Frieden stiften und als könne er unseren lästigen Streit nicht mehr ertragen; wer aber zwischen den Zeilen zu lesen verstand, erkannte sogleich, daß der geehrte Herausgeber sich ins Fäustchen lachte und im Gegenteil nur Öl ins Feuer gießen wollte ... und wer weiß, bis wann der Streit gedauert hätte, wenn nicht der Todesengel dazwischen gekommen wäre und zwischen uns Frieden gestiftet hätte, indem mein Rezensent plötzlich erkrankte und kurz darauf starb. Sein Andenken sei gesegnet, denn alles in allem war doch auch er ein „geehrter Mitarbeiter".

* * *

III.

Gar viel Mühe habe ich seitdem aus Liebe zu meinem Volke zu dessen Wohle aufgewendet, viele Artikel geschrieben, viele Ratschläge erteilt, mit vielen Kritikern mich herumgezankt;

besonders aber ist mir jene Zeit im Gedächtnis geblieben, da in der Hauptstadt die bekannte „Gesellschaft zur Förderung des Ackerbaues unter den Juden" gegründet wurde. Hurra! dachte ich damals, Gott hat mir da eine milchgebende Kuh beschert, die meiner Feder für lange Zeit Nahrung bieten soll, ohne daß ich fürder erst mit viel Mühe irgendein Thema zu einem Artikel suchen muß. Als daher die Kunde von dieser Gesellschaft mir zu Ohren kam, beeilte ich mich, unverzüglich einen großangelegten, umfangreichen Artikel vorzubereiten, worin ich in lebhaften Farben das Heil ausmalte, das unseren Volksgenossen aus dieser Gesellschaft ersprießen und das Glück, das sie mit sich bringen sollte. „Das goldene Zeitalter für Israel ist gekommen!" — rief ich bewegt aus — „Nun wird das Gedeihen unseres Volkes auf festen Grund gestellt werden. Ziehen ja unsere Vornehmen und Mächtigen, die starken Säulen, auf die ganz Israel sich stützt, jetzt zur Hilfe ihres Volkes aus, und wer könnte dies sehen, ohne sich sogleich ihnen anzuschließen und an dem edlen Werke sich zu beteiligen, jeder nach den Mitteln, die ihm Gott gewährt? Beeilt euch also, legt, Brüder, eure Krämerkleidung ab und ihr Frauen euren Schmuck, denn bald, bald sollen wir ausziehen auf die Felder, um zu pflügen und zu säen!"

Aber als ich meinen Artikel kaum an den Herausgeber geschickt und dieser ihn eben gedruckt hatte und mir die Abzüge zuschickte — war seine Zeit eigentlich schon vorüber und er kam in meine Hand wie ein Ethrog nach Sukkoth. Denn unterdessen war mir bekannt geworden, daß die meisten „starken Säulen" nicht „ausgezogen" waren, der Gesellschaft auch nur mit dem kleinen Finger zu helfen; und die Wenigen, die sich aus Respekt vor dem geistigen Oberhaupte der Stadt, das sie mit der Bitte um einen Beitrag in ihrem Hause aufsuchte, der Sache nicht entziehen konnten, fanden es für notwendig, vorher mit ihm darüber zu diskutieren, ob diese Gesellschaft wirklich Israel irgendeinen Nutzen bringen werde; und nachdem sie ihre Meinung dahin ausgesprochen hatten, daß alles leeres Geschwätz sei, gaben sie, was sie eben gaben, gezwungen und mit scheelem Auge. Und andererseits zeigte sich auch gar

kein Zeichen der Freude bei der Masse des Volkes, für die diese ganze große Sache ins Werk gesetzt worden war. Die kleinen Krämer fanden gar keine Befriedigung darin, die falsche Wage mit dem Pflug zu vertauschen, die vielen Agenten und Faktoren wollten ihre gütigen Herren nicht verlassen, von denen sie auf mehr oder minder anständige Weise ihren Unterhalt bezogen; und die, die von eigener oder von anderer Leute Schnorrerei lebten, wußten aus Erfahrung, daß Israel milde und barmherzig ist und fanden expressis verbis geschrieben, „daß der Arme niemals aus dem Lande schwinden werde". Sie hatten darum keinen Anlaß, ihren bequemen Lebensunterhalt anderen zu überlassen und selbst hinzugehen und schwere Arbeiten zu verrichten. Und gilt das von den Männern, so gilt es erst recht von den Töchtern Israels, deren Schönheit auch die Armut keinen Abbruch tut, und die lieber nur einmal im Tage Brot mit Salz essen, als ungeziert und ungeschminkt auf die Straße zu gehen — können sie Feldarbeiten verrichten wie die Mädchen der „Gojim"?

Es ist selbstverständlich, daß ich als ein Schriftsteller, der sein Volk liebt, nicht abseits stehen konnte. Schreckliches geschah in Israel und ich sollte stumm bleiben? — Sogleich griff ich zur Feder und gedachte zuerst eine lange Philippika gegen beide Seiten auf einmal zu verfassen: gegen die Reichen, die ihre Hände vor der Not ihres Bruders verschließen, und gegen die Masse, die essen, aber nicht arbeiten will. Nachher aber überlegte ich es mir und beschloß, das Volk lieber nicht aus seiner Ruhe zu stören, denn was sollte ich machen — so sagte ich mir — wenn mein Artikel dem Krämer Ruben zur Hand käme, dessen Laden an den meiner Frau stößt, und der sich mit ihr Tag für Tag wegen irgendeiner Kundschaft herumzankt, die sie ihm oder er ihr abwendig gemacht hat. Wenn er nun hören wird, wie ich laut ausrufe, daß alle kleinen Krämer ihren Handel verlassen und in die Kolonien ziehen sollen, um den Boden zu bestellen, wird er gewiß glauben, daß ich das als einer der ersten tun werde; und was könnte ich ihm antworten, wenn er kommt und mich fragt: „Wann wirst du eigentlich deinen Laden verkaufen, um in die Kolonie zu

ziehen?“ Zwar ich und du, gebildeter Leser, wir wissen, daß uns, den „Volksfreunden“, Gott eine andere, intellektuelle Tätigkeit zugewiesen hat, dem Hause Israel Seher zu sein, und daß wir darum keine physische Arbeit tun können; denn wer selbst arbeitet, kann andere nicht beaufsichtigen. Aber Ruben als einfacher Mensch wird diese Antwort nicht verstehen können, und ich werde ihm wie einer erscheinen, der Wasser predigt und Wein trinkt. Darum fand ich es für richtiger, die Masse des Volkes sich selbst zu überlassen und mich mit einer Moralpredigt an die Reichen zu wenden, die die Mittel haben und nicht wollen, weil ich mich dadurch selbst nicht in Gefahr bringe; denn wer kann wissen, ob ich nicht will, da ich doch nichts habe . . .?

Obgleich nun diese große Moralpredigt keine sichtbare Wirkung auf die gehabt hat, um derentwillen sie gehalten wurde, hat sie sich doch meinem Gedächtnisse gut eingeprägt und ist mir siebenmal teurer als alles, was ich vorher schrieb, wie ein Kind des Alters der Mutter von sieben Kindern. War ja dies der letzte Schößling, den ich im Garten unserer Literatur gepflanzt, und seither ist mein Platz darin verwaist. Denn damals teilte mir meine Frau im Geheimen mit, daß ihre Geschäfte arg verwickelt seien und sie meiner Hilfe bedürfe. Auch fand sich kein geeignetes Thema zur Behandlung, und so beschloß ich bei mir, für unbestimmte Zeit die Krone des Schriftstellers beiseite zu legen und wieder ein einfacher Handelsmann zu sein wie einst. Dieser Entschluß war mir anfangs so schwer wie die Spaltung des Schilfmeeres. In meiner Phantasie sah ich die unglückliche Literatur sitzen und über den Verlust ihres Lieblingssohnes weinen, den unglücklichen Herausgeber seine Kleider zerreißen ob eines solchen Streiters, der das Schlachtfeld verlassen, und jedem Trost sich verschließen; und ich sah die Leser mich umringen wie Bienen und hörte sie einstimmig rufen: „Erbarmen! Erbarmen! Laß uns weiter deine Leckerbissen zukommen!“ Darum regte sich heißes Mitgefühl in mir und mit schmachtenden Augen harrte ich der Stunde, da ich mich von meinen Berufsgeschäften frei machen und sie in ihrem Kummer trösten würde. Als aber

einige Zeit verstrich und ich sah, daß die Welt weiter ihren Gang ging und niemand sich den großen Verlust zu Herzen nahm, — da wallte in mir der Zorn auf, und ich beschloß, sowohl an der Literatur wie an dem Herausgeber und den undankbaren Lesern ein für allemal Rache zu nehmen, indem ich ihnen für alle Zukunft die süße Frucht meines Geistes entzog.

* * *

IV.

Während ich mich aber noch umtat, um die Wunden und Risse meines Ladens zu flicken, da erhob sich laut brausender Lärm im jüdischen Lager. Aus vielen Städten kam erschütternde Kunde, daß die Juden schutzlos Plünderungen und Räubereien ausgesetzt seien, und wohin die Nachricht drang, versetzte sie alle Juden in tiefe Trauer. Aller Handel in der Stadt erstarb, die Läden wurden geschlossen und verriegelt, mit Blicken voll Angst und Schrecken blickte einer auf den anderen gleich Fischen, die im Netze zappeln. Damals habe ich meine Frau und ihren Laden vergessen und war wie vor den Kopf geschlagen, wie einer, der aus langem, tiefen Schlaf erwacht, nicht weiß, wo er ist, und ratlos auf das blickt, was um ihn vorgeht. Wie, ist das Mittelalter mit allen Schrecken zurückgekehrt? Das Mittelalter am Ende des 19. Jahrhunderts? Wozu dann alle Wissenschaft? Wo ist der Fortschritt, und weshalb eigentlich habe ich mich vergebens abgemüht, mein Volk zu überreden, europäische Sitten anzunehmen und mit im Lichte der Zivilisation zu wandeln, wenn dieses Licht nur ein Irrlicht war und die ganze Zivilisation nichts als eine Seifenblase, die beim ersten leisen Windhauch von selbst zerplatzt? — Diese ratlosen Fragen drückten wie ein schwerer Stein auf meine Brust, und ich konnte mich ihnen auch nicht zeitweilig entziehen.

Indes, die Gewohnheit macht viel! Als der erste Eindruck vorüber war und ich die Erscheinungen ruhig beurteilen und betrachten konnte, fand ich, daß die antisemitischen Blätter

in der Tat recht hätten mit ihrem Urteil, daß zwischen den Kreuzzügen von einst und der „antisemitischen Bewegung" unserer Zeit keine Spur von Ähnlichkeit bestehe. Denn damals, im Mittelalter, in der Zeit des Dunkels und der Unbildung, schlug und beraubte man die Juden, weil sie Juden, Bekenner eines dem herrschenden entgegengesetzten Glaubens waren; jetzt aber, in der Ära der Bildung und Freiheit, schlägt und beraubt man die Juden nicht ihres Glaubens, sondern ihrer Nahrung wegen: wenn sie nämlich nicht auch wie andere Menschen essen und trinken wollten, so bliebe ihr Anteil ihren Nachbarn, und die Plünderung würde sich gegen diese richten. Und obgleich Schläge und Raub, aus welchem Grunde immer, nicht gutzuheißen sind, so läßt sich immerhin doch nicht leugnen, daß es aufgeklärten Völkern eher ziemt, unter dem Titel der Ausbeutung und des Kampfes ums Dasein zu morden und zu plündern, welche Argumente in den Gesetzen der Ökonomie und Naturwissenschaft ihre Stütze haben, als unschuldige Menschen im Namen des religiösen Fanatismus zu verfolgen, was der Freiheit und Toleranz widerspricht.

Diese Antwort beruhigte mich ein wenig, und ich beschloß (trotz meines Entschlusses, nie mehr zur Feder zu greifen), sie in Israel zu verbreiten, um meine Volksgenossen zu beschwichtigen, damit sie doch erkennen, warum sie geschlagen werden, und nicht etwa denken, daß die Tage der Finsternis wiedergekommen seien und ihr Gut und Blut einfach ohne jeden Grund für vogelfrei erklärt würde; denn das könnte sie etwa dahin führen, an den Vorzügen unserer kultivierten Zeit zu zweifeln und ihre Bildung zu verwerfen. Kaum aber hatte ich die Feder zur Hand genommen, da drang lautes Wehgeschrei aus allen Enden der Stadt an mein Ohr. Rasch lief ich auf die Straße, um die Ursachen festzustellen, und da erblickte ich „den Kampf ums Dasein" in seiner ganzen stolzen Pracht!... Vom Hörensagen hatte ich ihn bis dahin gekannt, jetzt sollte ich ihn mit meinen eigenen Augen sehen. —

Im großen Schrecken verlor ich meine Fassung, und entgegen meiner Absicht, zu rufen: „Still, Brüder, so bestimmt es einmal die Natur, daß einer den anderen lebend verschlingt,

und ihr habt nicht das Recht, darüber ungehalten zu werden" — rief ich schmerzlich aus „Wehe! Was ist aus meinem Laden geworden!" Wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil lief ich eilends an den Ort, der mir bisher Brot gegeben; aber ich fand dort nichts mehr als meine Frau, die jammernd wehklagte ob ihrer Waren, die die Plünderer geraubt und, um nichts davon übrig zu lassen, zertreten hatten.

Ich will nicht ausführlich alle Einzelheiten erzählen: in welcher Armut und Dürftigkeit wir zurückblieben, wie die Großen unseres Volkes uns zu Hilfe eilten . . ., denn all das ist aus den Blättern bekannt.

Es ist selbstverständlich, daß ich nicht mehr daran dachte, einen Aufsatz zur Rechtfertigung des 19. Jahrhunderts zu schreiben. Denn nun, da die Sache mich selbst an Leib und Leben berührte, konnte ich mich nicht mehr mit jener Antwort begnügen, die mich einst beruhigt hatte, da nach allen Argumenten der antisemitischen Schriftsteller vor meinen Augen die große, furchtbare Frage stand, die Frage der Zukunft: Was tun mit meinem Hause und meinem Geschäfte? Woher von nun an Nahrung und Kleidung nehmen?

* * *

V.

„Was sollte ich tun?" — Ich, der „geehrte Mitarbeiter", der ich einst alle möglichen Ratschläge ersinnen konnte, um 3 Millionen Juden zu erhalten — ich fand, als es darauf ankam, nicht aus noch ein, um mich selbst und mein Haus vor schmählichem Verhungern zu retten! Ich kam mir vor wie König Krösus in dem Augenblicke, da er auf den Scheiterhaufen geschleppt wurde, und gleich ihm rief ich: „Ach Solon, Solon! wie recht hattest du damit, daß wir uns selbst nicht kennen, so lange noch ein Atemzug in uns ist!"

Aber solche Ausrufe konnten weder meinen Magen satt, noch meine und meiner Frau zerrissene Kleider ganz machen. Ich mußte irgendwelche praktischen Schritte tun und mich mit

Energie aus meiner Lage reißen. — Das wußte ich wohl, aber schwer fiel es mir, den richtigen Weg zu finden, und wohin ich mich wandte, stand immer wieder die Frage vor mir: „Was tun?"

Zwar war zugleich mit dem Glauben an mich und meine Weisheit auch mein Vertrauen zu Weisen und Schriftstellern überhaupt vollständig geschwunden, und alle Aufsätze der jüdischen Schriftsteller schienen mir wertlos und nur aus Lust am Theoretisieren ersonnen; aber wenn einem einmal das Wasser an die Kehle reicht, hört man nicht mehr auf Vernunft und Logik, und vor der nahen Gefahr endet die Herrschaft der Überlegung, und die Phantasie tritt an ihre Stelle. Was hat nicht König Saul all den Zauberern und Totenbeschwörern angetan, da er wußte, daß all dies eitel Blendwerk ist; und doch, welche Mühe gab er sich nicht in seiner Bedrängnis, bis er jene Betrügerin fand, die ihn mit Lug und Trug umgarnte, während er ihr dennoch glaubte! — Als ich daher alle möglichen Auswege erwogen hatte, ohne den Schatten einer Hoffnung zu finden und nun ganz ratlos war, verfiel ich trotz alledem auf die Zeitschriften und ihre Mitarbeiter und vertiefte mich mit großem Fleiß in alle ihre Rat- und Vorschläge, um vielleicht doch darin einen für mich passenden Weg zu finden. Was wäre aber der passende Weg für einen Menschen wie mich, für einen Denker und Volksfreund, oder — wie meine Frau es nennt — für einen Müßiggänger? Kein Handwerk, wie man leicht begreift, das schwere Arbeit im Schweiße des Angesichts erfordert — war ich doch nie an dergleichen gewöhnt worden; sondern ein reinlicher und einträglicher Erwerb, der seinen Mann in Ruhe und Ehren ernährt. Aber es gelang mir nicht, einen solchen passenden Weg in den hebräischen Blättern zu finden, und all mein fleißiges Bemühen bei der Lektüre ihrer haarspalterischen Aufsätze hatte nur die Wirkung, mir den Kopf mit Plänen und Phantasien verschiedenster Art zu verwirren, bis ich beinahe den Verstand verlor und furchtbare Verzweiflung mein Herz erfüllte. Damals gedachte ich des ebenso guten als einfachen Rates R. Simon ben Gamaliels an die Kinder der Diaspora,

keine Frauen zu nehmen und keine Kinder zu zeugen, damit der Same Abrahams von selbst vergehe; und sogleich stieg heftiger Grimm in mir auf gegen sein ganzes Geschlecht und alle nach ihm, Väter und Mütter gleicherweise, die des Weisen prophetischen Rat nicht befolgt und wie andere Menschen sich fortgepflanzt hatten. Der ganz absonderliche Gedanke ward in mir wach, mich von meiner Frau zu scheiden, damit ich keine Kinder hätte und nicht durch mich der Same Abrahams sich fortpflanze, und zugleich auch meine Volksgenossen an allen Orten mündlich und durch Artikel in den Zeitschriften zu ermahnen, auch ihrerseits so zu handeln, um das Ende zu beschleunigen ...

Während ich aber noch über dieses große Werk nachdachte, das ich zu tun beabsichtigte, fiel mir zufällig ein Blatt der Zeitschrift „Neue Not", des führenden antisemitischen Organs, in die Hand. Und zu meinem Erstaunen sah ich, daß es, statt wie sonst immer die Juden zu beschimpfen, heute einen ganz anderen Geist zur Schau trug und auch seinerseits ihnen Rat erteilte, trotz einem unserer bestbewährten volksfreundlichen Schriftsteller! Ja noch mehr, sein Rat — wenn ihm auch schon Bileam ben Beor darin zuvorgekommen war und beide die gleiche Absicht hatten, Israel mit freundlichen Mienen zu verschlingen und den Tod des Kusses sterben zu lassen — war gleichwohl, sowohl was Originalität als auch was Möglichkeit der Ausführung betrifft, nicht schlechter, als alle Vorschläge der andern ... zumal in meinen Augen, der ich mich damals mit dem Gedanken trug, die ganze Diaspora einer Zwangsmaßregel zu unterwerfen, der das Gros des Volkes nicht nachkommen konnte,[1] damit der Same Abrahams aussterbe. In meinen Augen übertraf dieser Vorschlag alle anderen, auch jenen des R. Simon ben Gamaliel, weil wir dadurch unser Ziel auf weit leichtere Weise erreichen konnten: alle Juden könnten Frauen nehmen und Kinder zeugen, und gleichwohl würde der Same Abrahams von selbst aussterben.—

[1] [Anspielung auf die talmudische Regel: Man legt dem Gemeinwesen keine Zwangsmaßregel auf, der das Gros des Volkes nicht nachkommen kann.]

Und so bekenne ich reumütig vor dir, werter Leser, wie ein Sohn, der dem Vater seine Schuld gesteht, daß in jenen Stunden die Versuchung über mich Gewalt bekam, der Lebenswille in mir sich mit aller Macht regte und verschiedene Hoffnungen noch einmal in mir wach wurden: das Land ist ja groß und weit, und wenige Menschen wohnen darin; Dörfer, klein und groß, umgeben rings meine Geburtsstadt, alle voll vom Segen Gottes, reich an Korn, Most und Öl; der Krämer aber fehlt... Das Auge sieht, das Herz begehrt, nur ist mir die Türe verschlossen. Jetzt aber kommt dieser da und gibt mir den guten Rat, eine vollberechtigte Bürgerin zur Frau zu nehmen, und dann wird zweifellos das Recht meiner vollbürtigen Frau auch mich beschützen. Ist es ja nur recht und billig, daß die Frau nicht mehr Rechte besitze als ihr Mann, und wie wäre es denn auch möglich, daß sie im Dorfe, er aber in der Stadt wohnt? Und so könnte ich dann auf leichte Art jenen reinlichen und einträglichen Erwerb finden, den ich bisher vergebens gesucht hatte.

Ich will nun freilich nicht leugnen, daß es mir zunächst sehr schwer ankam, die Grenze zu überschreiten, die die Altvordern gesetzt, obwohl ich verschiedene Entschuldigungen für die Sache fand, wie daß die Thora nur die Verschwägerung mit den sieben Völkern verboten; und wenn das Rechtskollegium des Sem oder der Hasmonäer sich dagegen gewendet hatte, so versteht ja der Kundige von selbst, daß sie nur die alten Völker im Auge hatten, aber „die Völker unserer Zeit sind keine Götzendiener". Auch ist nicht alles, was für ihre Zeit paßte, unserer Zeit angemessen usw. Aber trotz alledem wagte ich doch nicht, mich in einer so wichtigen Sache ganz auf mich selbst zu verlassen und ging aus, mir Stützen in unserer Literatur zu suchen. Und weil ich von vornherein wußte, daß es aussichtslos wäre, in unserer alten Literatur danach zu suchen und daß, wenn ich an einen der Frommen mich wendete, er mich mit der Maurerkelle fortjagen würde, wandte ich mich geradeswegs der neuen Literatur zu und fand dort immerhin hier und da leichte Andeutungen, die mich verstehen ließen, daß, wendete ich mich an einen dieser Schriftsteller mit meiner Frage,

er mir freundliche Mienen zeigen, mit der linken Hand mich zurückweisen, mit der rechten aber heranziehen würde, als wollte er sagen: Es mag ja so sein, aber man kann es nicht öffentlich sagen ... Gleichwohl konnte ich mich mit solchen Andeutungen nicht zufriedengeben und zürnte den hebräischen Schriftstellern, daß sie solche Hasenfüße waren und aus lauter Angst die Gedanken ihres Herzens nicht auszusprechen wagten, während es doch ihre Pflicht war, für die „Wahrheit" ihr Leben einzusetzen und als Helden der Aufklärung den „Kampf des Lichtes mit der Finsternis" durchzufechten ...

Aber da kam mir rechtzeitig Hilfe von einer anderen Seite — aus der Literatur jener jüdischen Schriftsteller, die in der Landessprache schreiben. Diese Literatur verteilt ihre mütterliche Fürsorge auf zwei Völker, und ihre Schriftsteller, die zu Juden in einer ihren Bedrängern verständlichen Sprache sprechen, die, wenn sie sich an die eine Seite wenden, immer die andere im Auge haben, waren mir immer wie Männer erschienen, die mit lauter Stimme flüstern, damit es die anderen hören, ihre Absicht nicht merken und zu ihnen Vertrauen fassen; die „anderen" aber, die es hören, durchschauen den frommen Betrug und haben für sie nur Spott und Hohn statt des Glaubens ... Diese meine Anschauung war die Ursache davon, daß ich ihre Schriften bis dahin nicht weiter beachtet hatte. Nun aber sagte mir mein Herz, daß ich bei ihnen Rettung finden werde, und darum versenkte ich mich in die Lektüre ihrer Aufsätze und Bücher mit angestrengtem Fleiß. Und fürwahr, meine Hoffnung sollte mich nicht trügen, denn ich fand darin genug und übergenug, um meinen inneren Entschluß zu festigen; nicht nur Hinterpförtchen, schmal wie Nadelöhre, sondern breite, weit aufgetane Flügeltüren ... Selbstverständlich freute ich mich über diesen Fund wie über einen Schatz, und meine Freude vervielfachte sich noch, als ich einige Tage später in der Zeitschrift des antisemitischen Ratgebers den offenen Brief eines der bedeutendsten dieser Schriftsteller fand, eine Art Erwiderung auf den Rat des Herausgebers, worin er mit unwiderleglichen Beweisen dartat, daß die Sache in jeder Beziehung ohne Anstoß sei, ja daß ganz

Israel eigentlich nur eben auf die Gelegenheit zu diesem frommen Werke warte . . .

„Hurra," rief ich aus, „wenn nun auch Autoritäten die Sache für erlaubt erklären, was will ich dann noch mehr?!"

Aber meine Freude sollte nur von kurzer Dauer sein, denn gleich anschließend unternahm es der antisemitische Berater, seine Worte dahin zu kommentieren, daß es nicht, wie ich und jener Schriftsteller gemeint hatten, seiner Absicht entspreche, daß der jüdische Ehegatte die Vorrechte seiner Frau genieße, daß er sich vielmehr wie jeder Knecht, dem sein Herr eine Freigeborene zur Frau gibt, schon mit der bloßen Ehre, die sie ihm einbringt, begnügen müsse und nicht das Recht hätte, von ihr auch noch eine Mitgift zu verlangen.

Ich weiß nicht, welchen Eindruck dieser Kommentar im Herzen jenes Schriftstellers und seiner ganzen Gefolgschaft hinterließ. Ich aber, trotz meines guten Willens, den Samen unseres Vaters Abraham aus reinster Judenliebe aussterben zu lassen, konnte dennoch in meiner damaligen Lage mich nicht mit Fragen der Allgemeinheit allein befassen, ohne die schöne Aussicht auf einen reinlichen und leichten Erwerb, und als ich daher diesen Kommentar hörte, schrak ich zurück, und wieder einmal stand die Frage vor mir: Was tun?

* * *

VI.

Nach vielem Sinnen und Trachten fand ich, daß es für mich keinen anderen Ausweg gebe, als nach Palästina zu ziehen, um dort den Boden zu bebauen. Schon lange, ehe ich zu diesem Entschluß gekommen war, hatten die Blätter sich häufig mit der Frage der Kolonisation Palästinas befaßt und die wunderbare Zukunft unseres Volkes daselbst in anmutigen und herzerfreuenden Farben ausgemalt. Ich aber hatte mich um all das aus drei Gründen nicht gekümmert: Erstens, weil die landwirtschaftliche Arbeit viel Mühe im Schweiße des Angesichtes erfordert und mithin kein meiner Ehre angemessener, reinlicher

und leichter Erwerb sein kann; zweitens, weil ich wußte, daß der einzige Weg in das Land unserer Väter durch die „goldene Pforte" führt und diese für die ganze große Masse einfach verschlossen ist, und die vereinzelten Glücklichen, die den Schlüssel zu ihr haben, ihn von Gottes Gnaden besitzen und anderen nicht überlassen; drittens, weil die Furcht vor den Juden Jerusalems mich drückte und ich besorgte, daß sie mir das Messer an die Kehle setzen und ohne jeden Respekt vor meiner Aufklärung von mir verlangen werden, daß ich meinen Hals unter das Joch der Gebote beuge und jede kleinste Vorschrift gleich der wichtigsten beobachte wie ein dummer Chassid, der niemals das Licht erblickt ... Aber als ich nach und nach mehr darüber in den Zeitschriften las, und weil ich keine andere Hoffnung besaß, an die ich mich klammern konnte; da ich ferner einsah, daß ich am Ende auch hier der schweren Arbeit nicht würde entgehen können, daß es mithin besser sei, diese Arbeit im Namen der Judenliebe auf Israels Bergen zu tun; und da zugleich auch die frohe Kunde zu mir drang, daß unsere aufgeklärten Brüder, die aus der Diaspora nach Palästina gezogen waren, ihre Furcht vor den Juden Jerusalems verloren hätten, daß sie in den Straßen Judas und Jerusalems tun, was ihr Herz begehrt, und keiner ihnen wehrt — änderte ich aus allen diesen Gründen nach und nach mein Urteil über den „Kolonisationsgedanken" und begann, an seine Möglichkeit sowohl an sich als auch in bezug auf die Mittel zu glauben. Und der Glaube erweckte die Liebe und die Liebe die Phantasie, bis ich mir in der Tat vorstellte, daß binnen kurzem Israel für alle Zeit von allen Leiden endgültig erlöst sein werde. Dieser liebliche Traum nahm mit seiner Pracht und Schönheit mein ganzes Herz gefangen, ich vergaß meine furchtbare Lage und gab mich ganz der Freude hin. — Zuweilen freilich, wenn der kühle Verstand die Oberhand über die Phantasie bekam, erwachte in mir noch einmal der alte Zweifel betreffs der „Pforte" und ich zog für mich folgenden Schluß a majori: Wenn schon die Kolonisationsgesellschaft, an deren Spitze „Staatsräte" standen, deren Namen allein genügen sollten, Ehrfurcht in den Herzen der Finanz-

gewaltigen ersten und zweiten Ranges zu wecken, dennoch ihr Ziel nicht erreichen konnte, — wie sollte man da erst von der Siedlung in Palästina, die, wie ich wußte, nicht nach dem Herzen der „Räte" war, erhoffen, daß die Masse der Reichen, der Kaufleute zweiter Gilde, es wagen würde, hier gegen das Gutachten der Räte einen Finger zu rühren? ... Aber solche pessimistische Gedanken suchte ich rasch zu verscheuchen, da ich es nicht über mich bringen konnte, meiner Seele letzten Halt zu zerstören und ihr mitleidslos die letzte Hoffnung zu rauben, die ihr geblieben war; darum gab ich mir wenigstens Mühe, an alle die schönen Versprechungen zu glauben, die die Schriftsteller in den Blättern freigebig ausstreuten, und forschte weiter nicht viel nach; so daß selbst die Versammlung, die unsere Elite in der Hauptstadt veranstaltete — obgleich man leicht voraussehen konnte, daß hier nur viel Lärm um nichts gemacht werden würde — mein Herz mit Freude erfüllte und in mir neue Hoffnung wachrief, daß endlich einmal auch ihre Augen sich öffnen, auch sie sehen und hören werden, und daß am Ende auch in ihrer Brust das warme Herz ihrer Ahnen Abraham, Isaak und Jakob sich regen werde. —

Aber es sollte nicht lange währen, bis diese meine lieblichen Träume einer nach dem anderen verflogen. Die Räte und ihre Schildknappen schoben den Gedanken, dem mein Sehnen galt, mit beiden Händen von sich und führten gute Gründe dafür an: daß nämlich ihre Liebe zum Volke des Landes größer sei als der Haß, den jenes ihnen entgegenbrächte, und daß sie ihrerseits echte Russen seien, mehr noch als die „echten" selbst, und wenn diese letzteren nicht dieser Meinung wären, so müßten sie dafür Beweise erbringen, nicht mit dem Faustrecht des Stärkeren, sondern mit verständlichen logischen Argumenten, wie es sich für Männer der Wissenschaft ziemt ...

Ich erinnere mich, wie ich einst als Kind bei meinem Lehrer meine Kameraden eine Geschichte vom närrischen Abraham (einem bekannten Tölpel in unserer Stadt) erzählen hörte, den man einmal in größter Eile, einen Stock in der Hand, dahinlaufen sah. Ein kluger Mann, der ihm begegnete, fragte ihn: „Woher und wohin, Abraham?"

— „Ich laufe, um N. N. blutig zu schlagen, weil er mich verleumdet hat", — erwiderte Abraham und wollte weiter laufen.

— „Aber", fuhr der Fragende fort, „bist du auch sicher, daß jener sich wird schlagen lassen? Er ist ja größer und stärker als du; und hast du denn gar keine Angst, daß auch er seinen Stock nehmen und dir den Schädel zerschlagen wird?"

Ratlos blieb Abraham stehen. Nach kurzem Nachdenken sagte er: „Es ist wahr, du hast recht!" — und ging wieder nach Hause.

Ich war ein kleines Kind, als ich dies erzählen hörte, begriff aber doch, daß Abraham ein großer Dummkopf war, da er nur seinem Willen allein folgte, ohne auch den Willen des ihm überlegenen Gegners in Betracht zu ziehen, und darum lachte ich damals herzlich. Jetzt aber, — jetzt lachte ich nicht, da mir gar nicht zum Lachen war . . .

Ich lachte nicht, aber ich weinte auch nicht, weil ich meine Hoffnung noch nicht ganz aufgab. Was ist das Wollen dieser Einzelnen gegenüber dem Willen des Volkes? Das Volk ist weiser und stärker als alle Weisen, riesenkräftig und reich, und trotz all der Schläge, die seine äußeren Feinde ihm versetzten, hat es doch noch so viel Kraft, um auch seinen Freunden im Innern zu trotzen, und seine Weisheit reicht hin, um trotz aller Hindernisse seinen Wunsch im Lande seiner Ahnen zur Tat werden zu lassen. Haben ja auch andere Völker solches vermocht, nicht durch ihre große Kraft und Macht, sondern durch festen Willen und politische Klugheit; und wir Juden, berühmt durch unsere gesunde Logik, unsere Begabung und zähe Ausdauer — wir sollten das nicht vermögen? Ist das denkbar? Und obgleich ich wußte, daß in unserer Zeit der Wunder zwischen Möglich und Unmöglich kaum mehr unterschieden werden kann, da ja vieles, das für unmöglich gehalten worden war, vor unseren Augen wirklich eingetreten ist, brachte ich es dennoch nicht über mich, zu glauben, daß es auch damit sich so verhalten könnte, bis . . . bis plötzlich die schmerzliche Botschaft kam, die auch ihre tragikomische Seite hat, daß die türkische Regierung den Juden die Ansiedlung im Lande ihrer Väter verbiete. Wie ein gewaltiger Donner-

schlag, wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug diese Botschaft tausende Herzen nieder, ich aber ward durch sie doppelt getroffen: denn nicht nur, daß dadurch im Augenblick alle meine Luftschlösser, die ich mir in meiner Phantasie errichtet, zerstört waren, so schien mir das auch ein Todesurteil für den Geist meines Volkes... War es möglich? — fragte ich mich mit tiefer Beschämung — ein volles Jahr sprechen und beraten wir, bauen Welten auf und zerstören sie, ein volles Jahr schon schwebt beständig der Name Palästinas auf den Lippen einer Menge von Weisen und Schriftstellern; wie viele schöne Hoffnungen, wieviel Begeisterung regte sich bereits im Herzen des Volkes, und bisher — war es zu glauben? — war es niemandem von uns eingefallen, daß es vor allem nötig sei, zu wissen, ob der Besitzer des Landes einwilligt, daß wir uns darin ansiedeln oder sich darum zu bemühen, daß er es tut?!

Wieder einmal der dumme Abraham. Diesmal aber waren es nicht Einzelmenschen, nicht vornehme Räte, die mit einem Fuß schon drüben stehen, sondern Tausende aus Israel, mit Weisen und Schriftstellern, das Volk, auf dessen Kraft und Weisheit ich all meine Hoffnung gesetzt, es war diesmal zum dummen Abraham geworden; worauf sollte ich noch harren?—

* * *

Damit enden diese Blätter...

„Meine letzte Frage" — so heißt es noch in einer Anmerkung von der Hand des Verfassers — „war eine Frage an die Zukunft. Antwort auf sie könnte ich weder von der Literatur und den Schriftstellern noch vom Volke und seinen Weisen, sondern nur von der Zeit erhoffen, die allein große Wunder tut... Und mit einem tiefen Seufzer aus zerrissenem und müdem Herzen warf ich meine Feder zur Erde und diese meine Schriften in die Mappe wertloser Papiere."

Ich aber, Achad Haam, da ich das Vergangene der Erinnerung wiedergebe und aus dem Abgrunde des Vergessens solche Schriften hervorziehe, die im Dämmern, in einer Periode des Überganges, entstanden sind, um sie heute, lang

nach ihrer Zeit, den Lesern vorzulegen, — ich tue dies weder ihnen noch ihrem Verfasser zuliebe, sondern zu Ehren jener ereignisreichen Zeit, in der sie entstanden sind. Solche Zeiten, Tage der Verwirrung und Bewegung, großer Ideen und starker Empfindungen sind im Leben jedes Volkes wertvoll, weil sie vielen folgenden Generationen zur Lehre dienen. Darum ist uns jeder kleinste Gedanke aus ihnen von Wert, weil jeder dazu beiträgt, Licht über ihre geistige Verfassung zu verbreiten. Eine solche Zeit war es, die wir Juden in unserer Generation selbst miterlebten; „war — und ist es nicht mehr" ... Mit den Zeiten änderten sich die Menschen und mit ihnen auch der Verfasser dieser Blätter. Ich kann freilich über ihn, seine seitherigen Erlebnisse, Gedanken und Gefühle nicht ausführlich berichten; aber das kann ich in seinem Namen sagen, daß die Ereignisse, die er seit damals erlebte, ihm Erfahrung, seinen Ansichten und Empfindungen eine neue Gestalt gegeben und sein Urteil in vielen Dingen geändert haben, — auch in bezug auf den dummen Abraham. Dieser Mann, der ihn damals wie ein gespenstischer Schatten verfolgte und Tag und Nacht, im Wachen wie im Traum wie lebend vor seinem Auge stand, — dieser Mann ward ihm im Laufe der Zeit zu einem großen Ideal im Reiche des Willens und der Tat, weil er aus der Betrachtung des Weltlaufes die Überzeugung gewann, daß der Dumme, so lange er seiner Dummheit folgte, in seiner Naivität den Kampf des Lebens dennoch gut bestand; und wenn nicht jener Kluge ihn auf halbem Wege angehalten und mit seiner Klugheit ihn nicht entmutigt hätte; wenn Abraham weiter vorwärtsgelaufen wäre, wie er begonnen, voll Hoffnung und Zuversicht, ohne viel Überlegungen anzustellen, — dann hätte sein Weg wahrscheinlich zum Erfolg geführt, da seine Narrheit ihm genützt und er sein Vorhaben zu Ende gebracht hätte, eben durch die Kraft dieses Vertrauens selbst ...

Und in der Tat ist dem so, und manches Beispiel hierfür wird jeder einsichtige Leser leicht entdecken können, jeder auf seinem Gebiet, der Gelehrte im Buch der Natur, der Mann der Praxis auf dem Markt des Lebens. Denn hier wie dort gilt

die Regel: Der Klugheit die Ehre, dem Vertrauen die Kraft; die Weisen wägen auf der Wage ihrer Weisheit das Pro und Kontra jeder Sache gegeneinander ab und rühren sich nicht vom Fleck, ehe ihr Verstand nicht das letzte Endresultat vorausberechnet hat; und während sie noch dasitzen, in weise Beratung vertieft, — siehe, da sprechen die Männer des Vertrauens ihr veni vidi vici . . .

Ausführliches Inhaltsverzeichnis[1]

Vorrede zur ersten Auflage *(5655)* 7

Die Frage nach dem Daseinszweck unseres Volkes. „Israels Mission". „Wissenschaft des Judentums" [7, 8]. — „Zionsliebe" als geistiger Mittelpunkt. Was wir unter „Konzentration des Geistes" verstehen. „Konzentration des Volksgeistes auf die Liebe zu Zion" ist Vorbereitungsarbeit für die „Konzentration des Volkes in Zion" [9 bis 15]. Der Unterschied beider Forderungen in der Anwendung auf die Praxis. Wie der Verfasser seine schriftstellerische Tätigkeit begann und wie er auf den Gedanken kam, seine Aufsätze in einer Sammlung zu vereinigen [15—17].

Vorrede zur zweiten Auflage *(5662)* 18

Die Ideen dieser Aufsatzsammlung finden allmählich Eingang in viele Herzen, gleichzeitig aber wächst ständig der Widerstand gegen den Verfasser. Eine derartige Verschiedenheit der Einstellung zu gewissen Meinungen und deren Urheber ist keine ungewöhnliche Erscheinung. Beispiele aus der Geschichte [18—22]. Die Juden und das Judentum. Ward dies für jene oder jene für dieses geschaffen? Wir und unsere Vorfahren. Ohne geistiges Nationalideal ist es unmöglich, die Leiden des Galuth zu ertragen. „Untergang des nationalen Ideals" macht darum einen „Hauptteil der Judennot" aus. Zionismus als Antwort auf die Frage des Judentums [22—28].

Vorrede zur neuen Auflage *(5680)* 29

Die großen Veränderungen, die unsere nationale Arbeit infolge des Krieges erlitten hat. Der Verfasser entschuldigt sich, hier infolge seiner Krankheit nicht auseinandersetzen zu können, „worin sich — durch jene Veränderungen — seine Anschauungen geändert haben und worin nicht." Nur auf einen Hauptpunkt will der Verfasser hier hinweisen: auf die weiteren Horizonte, die sich unserer Arbeit in Palästina durch die Deklaration der britischen Regierung eröffnen, die seither in San Remo bestätigt worden und zu einer internationalen Verpflichtung geworden ist [29—32]. — Arbeitsmethode auf Basis des „Wunder"glaubens [32, 33]. — Zwei Fassungen der Deklaration. Die Fassung der Regierung und ihre richtige Deutung. Zwei „nationale Heimstätten" in Palästina. Die durch die Deklaration wachgerufenen übertriebenen Hoffnungen haben zu bedenklichen Folgen geführt. Man muß die Arbeit nach der Grenze des Möglichen einrichten und nicht das Ende herbeizwingen wollen [33—37].

Nicht dies ist der Weg!

Erster Aufsatz *(Erschien im „Hameliz" vom 12. Adar II. 5649.)* . 41

Die Idee der „Zionsliebe" und ihre Verwirklichung in der Kolonisation Palästinas. Warum verlor die Idee an Wert von dem Zeitpunkt ihrer praktischen Verwirklichung [41—44]. — Der Weg der Verwirk-

[1] Was hier zwischen Anführungszeichen gestellt ist, ist wörtlich den betreffenden Aufsätzen entnommen.

lichung von Glauben und Anschauung im praktischen Leben. Der Weg des Verstandes und der der Gefühle. Wann schlägt man den einen und wenn den anderen ein? [44—47]. — Das nationale Empfinden Israels im Altertum. Erstarken des Individualgefühls seit der Zeit des babylonischen Exils. Die Religion, die sich im Anfang auf das Nationalgefühl stützte, findet sich mit dem Individualgefühl ab. Der Glaube an die Auferstehung der Toten. Kräftigung des nationalen Gefühls über das individuelle ist eine Vorbedingung der praktischen Verwirklichung der Zionsliebe [47—53].

Zweiter Aufsatz *(5649)* 54

Gegenwärtige Kolonisation Palästinas als Mittel zur Kräftigung des Nationalgefühls. Auf der Grundlage des persönlichen Vorteils allein ist kein Aufbau möglich. „Nicht die Quantität sondern die Qualität ist die Hauptsache" [54—59]. — Die Forschungen über den Charakter der einzelnen Völker fußen nicht auf festem wissenschaftlichem Grund. Widersprechende Meinungen über die Eigentümlichkeiten der Semiten. Die Behauptung, das Nationalgefühl vertrüge sich mit unserem Volkscharakter nicht, ist unhaltbar. [59—63].

Priester und Volk *(5650)* 65

„Die früheren Zionsfreunde" und die Gesellschaft zur Unterstützung der Kolonisation Palästinas. Der Unterschied beider. Die ethischen Voraussetzungen, ohne die die Ansiedler Palästinas, auch wenn sie vermögend sind, keinen Erfolg haben können. Das Bedürfnis nach einer Priesterschar, die dem Volke Führer sein soll [65—73].

Wunden von Freundeshand *(Erschien im „Hameliz" vom 13. Kislew 5651 als Erwiderung auf einen gegen die „Chowewe Zion" gerichteten Artikel, der unter der Überschrift „Ewiges und zeitliches Leben" in derselben Zeitung vorher erschienen war)* . . . 74

Ewiges und zeitliches Leben. Der Kampf ums Dasein und seine Waffen. Die Frage unserer nationalen Existenz und die Probleme unseres Lebens in der Gegenwart. Die Liebe zum jüdischen Volk und zu den Juden. Der Mittelpunkt eines Kreises und die Punkte seiner Peripherie. Die Zionsliebe soll nicht den Nöten der Juden abhelfen, sondern durch Erneuerung des „Mittelpunktes" das jüd. Volk vor dem Untergang retten [74—83].

Die Wahrheit aus Palästina

Erster Aufsatz *(Erschien im „Hameliz" vom 24. Sivan 5651)* . . 84

Ist das Land noch imstande, sich zu neuem Leben aufzuraffen, und das jüdische Volk, jenes wieder zu beleben? Amerika und Palästina. Die gegenwärtigen und künftigen Hindernisse der Kolonisation Palästinas (88). „In einen schweren Kampf ziehen wir aus". Ein derartiger Kampf bedarf einer Rüstung. Die für diesen Kampf nötige Rüstung, ohn die kein Erfolg möglich ist [84—90]. Die erfundenen Freudenbotschaften und die gefälschten Berechnungen locken nach Palästina Menschen, die für unser Ziel nicht erwünscht sind. Die Gefahr der Vermehrung der Weinberge, bevor die Qualität des Weins und sein Wert auf dem Weltmarkt feststeht. Die Pflan-

zungsgesellschaften werden ohne Sachkenntnis, nur aus Nachahmungstrieb gegründet. Die Bodenspekulation. Das laute Echo, das alle Vorgänge in Palästina begleitet. Dies alles muß eine Reaktion von innen und Hemmnisse von seiten der Regierung hervorrufen [90—102]. — Der Mangel gründlicher Sachkenntnis in allen Kolonisationsfragen. Was man aus den Erfahrungen der bereits vorhandenen Siedlungen lernen kann. Die Arbeiterfrage. Das Verhältnis der Ansiedler zu den Arabern [102—108]. — „Statt einfür allemal eine absolute Antwort auf die Frage des Judentums zu erhalten, werden wir — bei einer derartigen Arbeit auch in Palästina — eine neue Judenfrage schaffen." Die Notwendigkeit einer großen Gesellschaft zur Kolonisation Palästinas mit dem Zentrum in Westeuropa zu gründen. Allgemeines Programm einer solchen Organisation. Schluß: Zerstörung des Landes und Zerstörung des Volkes [108—112].

Zweiter Aufsatz *(Erschien im „Hameliz" vom 3.—5. Elul 5653)* . 113

Die allgemeinen Grundlinien der Siedlungsarbeit, wie sie sich ergeben haben. Das Verhältnis zur Regierung. Die Weinberge. Der Getreidebau. Die Vereine. Die Unterstützung. Handel und Gewerbe. Die nationale Erziehung [113—122]. — Das Kolonisationswerk jetzt weiter auszubauen, ist ohne eine große Organisation in den Ländern des Westens unmöglich. Wie man die Lage der bereits bestehenden Kolonien verbessern kann [123—126]. — Die Notwendigkeit einer Erziehungstätte für hebräische Lehrer in Palästina. Schluß [126—129].

Ergänzungen zu „Die Wahrheit aus Palästina"

I. Zum ersten Aufsatz *(Erschien im „Hameliz" vom 14. Ab 5651 unter dem Titel „Begriffsverwirrung")* 130

Entgegnung an die Kritiker meines ersten Aufsatzes. „Verwirrung im Denken wie im Handeln" [130—137].

II. Die Schule in Jaffa und die Arbeiterfrage *(5663)* . . . 138

Die Schule in Jaffa als Experiment, welches über das Wesen der nationalen hebr. Erziehung und die Kraft ihres Einflusses auf die Juden der Diaspora Aufschluß geben soll. Die Quantität und die Qualität. Jede gegenwärtige Arbeit der Zionsfreunde befindet sich vorläufig im Stadium des Experiments, und bei jedem Experiment ist die Qualität wichtiger als die Quantität [138—143]. — Gründung einer Musterkolonie von Arbeitern. Auch bei diesem Experiment muß die Qualität die Hauptsache sein [143—145].

III. Zum zweiten Aufsatz *(Erschien im „Hameliz" vom fünften 8. Cheschwan 5654 unter dem Titel „Kurze Antwort")* 145

Entgegnung an die Kritiker meines zweiten Aufsatzes. Logische und psychologische Wahrheit. Die Hindernisse und die Kraft des gläubigen Vertrauens. Nur wissendes Vertrauen kann aller Hindernisse Herr werden — und nicht ein Vertrauen aus Unkenntnis. „Alle müssen die Wahrheit kennen." In der Frage des Hebräischsprechens zeigt sich wahres Vertrauen [145—152].

Der Weg des Geistes

I. Rabbi Mordechai Eliasberg *(Erschien im Sammelbuch „Kawweret" Odessa 5650, unter dem Titel „Am Sarge eines Gelehrten")* . 153

Tod des Rabbiners R. M. Eliasberg. Das Verhältnis der Aufgeklärten zu ihm. Text eines Briefes an Dr. Pinsker. „Religiöse" und „natürliche" Nationale. Fanatismus und Toleranz. Möglichkeit des Zusammenschlusses der beiden Arten von Nationalen in gemeinsamer nationaler Arbeit [153—163].

II. Dr. Pinsker und seine Broschüre *(Erschien im Jahrbuch Bd. I. „Pardes" Odessa 5652)* 163

Tod Pinskers. P. war anfangs nur „national" ohne Bindung an Palästina. „Emanzipation" und „Autoemanzipation". „Nationaler Entschluß" und Nationalgefühl. „Wir bilden keine Nation, sondern sind bloß Juden". Woher das Nationalgefühl nehmen, das uns verloren gegangen ist? Pinsker wußte keine Antwort darauf, und hatte deshalb mit seiner Broschüre keinen Erfolg [163—169]. — Sein Anschluß an die Zionsfreunde und seine Arbeit an der Kolonisation Palästinas. „Fäulnis." Die Erkenntnis seines Alters: „In Palästina müssen wir uns ein geistiges und nationales Zentrum schaffen". Erläuterung dieses Gedankens durch ein Phantasiebild. Schluß: Palästina zuerst für das Judentum, die Judenheit wird nachkommen [169—181].

III. Der Mensch drinnen *(Erschien im Jahrbuch „Pardes" Bd. I. Odessa 5652. Der Titel ist die Nachahmung einer bekannten talmudischen Redensart)* 183

Die gegenwärtige Aufgabe der Literatur bei uns. Die Literatur und das Leben. „Universalismus" und „Nationalismus". Die Aufgabe der Literaten ist die Verbesserung des „Universellen", die der Praktiker die Verbesserung des „Nationalen". Unsere moderne Literatur hat dies nicht verstanden. Anfangs lehrte sie „Sei ein Mensch draußen und ein Jude drinnen"und jetzt: „Sei Jude draußen". Aber die Hauptsache „Sei Mensch drinnen" fehlt bis jetzt [182—195].

IV. „Die Lehre des Herzens" *(Erschien im Jahrbuch „Pardes", Bd. II. Odessa 5654)* 195

„Volk des Schrifttums" und „Volk der Schrift". Der Unterschied zwischen beidem. „Ein Volk der Schrift ist ein Sklave der Schrift", dessen „Herz nicht mehr durch eigene Kraft lebt und wirkt". Zur Zeit des zweiten Tempels waren wir noch kein „Volk der Schrift". „Was dir selber verhaßt ist, das füge auch deinem Nächsten nicht zu." „Auge um Auge." Die mündliche Lehre war damals „Lehre des Herzens". Später wurde das anders. Alles erstarrte in schriftlichen Urkunden. Die Rabbinen und die Schrift. J. L. Gordon. Zangwill [195—203]. — Die Wiederbelebung des Herzens. „Zionsliebe ist weder ein Teil des Judentums noch eine Beigabe zu demselben, sondern das Judentum selbst in seiner Totalität, aber mit Verlegung des Mittelpunktes." Erziehung des Volkes auf Grundlage der „Zionsliebe" ist „der einzige Weg zur Befreiung des jüd.

Herzens". Ohne diese Befreiung fehlt die Grundlage für die praktische nationale Arbeit. Ein Beispiel aus dem Leben. Der Begriff der „Arbeit". „Der Friedensbund." Körperliche und geistige Arbeit [203—210].

V. Toleranz *(Erschien im „Hameliz" vom 5. Schewat 5654 gelegentlich des Neuerscheinens dieser Zeitschrift nach der zeitweisen Einstellung des Blattes infolge des Ablebens des Gründers „Eres" (Cederbaum) unter ihrem gegenwärtigen Herausgeber und Redakteur)* 210

Die Zeitschrift „Hameliz". Einigkeit und Toleranz in den Anschauungen. Der Wert der „uns nahen Vergangenheit". Das Judentum und die Wissenschaft [210—215].

VI. Worte des Friedens *(Erschien im „Hameliz" vom 30. Tischri — 2. Cheschwan 5655)* 215

Der geistige Umschwung im Lager der „Zionsfreunde". Der Sieg des Fanatismus über die Toleranz, die bisher zwischen den „Gesetzestreuen" und den „Natürlichen" geherrscht hat [215—221]. — Die „Lehre des Herzens" verlangt keine künstlichen Reformen in der Religion, im Gegenteil, sie ist gegen diese. Der Gegensatz zwischen künstlicher Reform und natürlicher Entwicklung. Entwicklungsverlauf des Grundsatzes „Auge um Auge". Die Entwicklung der „Schrift" hängt von der Entwicklung des „Herzens" ab. Die Krankheit der „Versteinerung" und die Zionsliebe als ihre Arznei [221—235].

Eine Seelenanalyse *(Erschien im Sammelbuch „Kawwerei" Odessa 5650)* 236

Der Trieb nach Selbsterhaltung und sein Einfluß auf die Entwicklung von Glauben und Wissen. Verstand und Phantasie in ihrem Verhältnis zum Kampfe ums Dasein. Zu Beginn der Menschheitsgeschichte war das Verhältnis des Menschen zum Leben einfach und natürlich. Die Entwicklung der Kultur bringt zwei extreme Anschauungen über das Leben und den Tod hervor [236—243]. — Ähnliche Erscheinung in der Geschichte des jüdischen Volkes [243—245].

Äussere Freiheit und innere Knechtschaft *(Erschien im „Hameliz" vom 2.—4. Adar I. 5651)* 246

Die Juden in Frankreich und ihre heimliche Furcht vor dem Erwachen des Judenhasses daselbst. „Innere Knechtschaft, die sich unter äußerer Freiheit verbirgt." Die weh- und demütigen Beweise, daß die Verfolgung der Juden auch für die anderen von Nachteil sei. Die Furcht, die Einheit des jüdischen Volkes und seine nationale Verbundenheit mit Erez Israel einzugestehen [246—256]. — Außer dieser moralischen Knechtschaft „birgt sich unter der äußeren politischen Freiheit" der westlichen Juden auch „eine intellektuelle Knechtschaft". Die Verleugnung der jüdischen Nationalität der Gleichberechtigung wegen zwingt sie, an der Lehre von der „Mission" festzuhalten, die mit den Prinzipien der ganzen modernen Wissenschaft im Widerspruch steht. Analyse dieser Lehre. Schluß: Diese zwiefache Knechtschaft wiegt alle Rechte der Welt auf [256—266].

Ein halber Trost *(Erschien im „Hameliz" vom 14. Tischri 5653)* 267

Die „Blutbeschuldigung". Das Moment der „allgemeinen Übereinstimmung" im gesellschaftlichen Leben. Das frühere negative Verhalten unseres Volkes zu der „allgemeinen Übereinstimmung" der Völker hinsichtlich seines moralischen Wertes. Jetzt beeinflußt diese „Übereinstimmung" die Juden selbst. Die „Blutbeschuldigung" als Heilmittel gegen diesen Einfluß [267—274].

Brocken *(Die ersten fünf Aufsätze sind im „Pardes" Band I Odessa 5652, die letzten drei in Band II Odessa 5654 erschienen).*

I. Heiliges und Profanes 275

In profanen Dingen kommt es weniger auf das Gefäß als auf den Inhalt an, umgekehrt in religiösen Dingen. Religiöse und profane Schriften. Die Erhaltung des Weines und des Kruges in der Religion [275—278].

II. Gesetzlichkeit und Barmherzigkeit 278

Der Unterschied zwischen beiden Prinzipien. Im ethischen Entwicklungsverlaufe geht die Gesetzlichkeit der Barmherzigkeit voran. Die Entwicklung des Gewissens aus der Gesetzlichkeit heraus. Die Lehre der Barmherzigkeit führt in ihrer extremen Ausbildung zur Zerstörung der sittlichen Weltordnung. Die Lehre der Gerechtigkeit und der sittliche Fortschritt [278—284].

III. Zur Geschichte des Positiven und Negativen . . . 284

Krieg und Frieden in der Welt des Geistes. Der Verlauf des Krieges zwischen dem Neuen und dem Alten, wenn jenes ein positives System ist. Die mittelalterliche jüdische Philosophie und der Chassidismus in neuerer Zeit [284—288]. — Der Verlauf des Krieges, wenn das Neue ein negatives System ist. Die Sekte der Karaiten [288—290]. — Der Verlauf des Krieges, wenn das Neue eine Mischung aus Positivem und Negativem darstellt. Die Aufklärungsbewegung unter den Westjuden. „Die Wissenschaft des Judentums." Die Wiederholung der Bewegung in den Ländern des Ostens und ihre Folgen [290—295].

IV. Verfrühte und veraltete Gedanken 296

Verfrühte und veraltete gesetzliche Vorschriften. Verfrühte und veraltete Gedanken. Beide haben Zukunftsaussichten, solange in ihnen ein Fünkchen Leben glimmt. Beispiel eines verfrühten Gedankens. Gedanke des Monotheismus in Israel. Entwicklungsverlauf dieses Gedankens bis zu seinem endgültigen Siege. Beispiel eines veralteten Gedankens: Die Zionsidee. Abschwächungsverlauf dieses Gedankens bis er endlich aufgehört hat, eine wirkende Kraft zu sein. Die verjüngte „Zionsliebe" [296—306].

V. Vergangenheit und Zukunft 306

Die Frage des „Ich". Die einfachste Antwort: Das „Ich" des Menschen ist „die Summe aus der Addition seines Gedächtnisses und seines Willens, aus der Verbindung der Vergangenheit mit der Zukunft". Entwicklungsverlauf des „Ich": von der Zukunft bis zur Vergangenheit [306—309]. — Auch das nationale „Ich" eines jeden Volkes ist dem „Ich" des Individuums in seinem Wesen

und seiner Entwicklung analog. Das jüdische Volk. Erinnerungen an die Vergangenheit und die Zukunftshoffnung während des babylonischen Exils. Das jüdische Volk erhielt sich bis jetzt nur durch die Zukunftshoffnung. Die auf das Land bezüglichen Gebote. Bemühungen jüngerer Zeit, die Existenz unseres Volkes auf eine Vergangenheit ohne Zukunft oder auf eine Zukunft ohne Vergangenheit aufzubauen. Beides muß mißlingen [309—316].

VI. Autonome Provinzen 316

Der gesellschaftliche Hypnotismus. Die Hypnotiseure der fernen Vergangenheit, denen man noch immer gehorcht. „Der Zeitgeist." Der Gegensatz zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart im Geiste der Gesellschaft. Der Gegensatz, offenbart bevor noch die Vergangenheit in den Geheimnissen der Seele zerstört wurde, führt am Ende zum Zustand der „autonomen Provinzen": die Vergangenheit und die Gegenwart bestehen nebeneinander trotz des Gegensatzes zwischen ihnen. Die Religion und das Kopernikanische System. Der italienische Priester Secchi. „'ne alte Geschichte" [316—324]. — Der Judenhaß und die Humanität in den Anschauungen. Der Kampf der Emanzipation hat den Widerspruch zu Tage treten lassen, bevor noch die Kraft der Vergangenheit verschwunden war, und hat die Gesellschaft hinsichtlich der Juden in den Zustand der „autonomen Provinzen" gebracht. Deshalb „ist es also durchaus nicht ausgeschlossen, daß sich im Laufe der Zeit die Humanität immer mehr und mehr verbreiten, Gerechtigkeit und Recht gegenüber allen Geschöpfen — nur nicht gegenüber den Juden — die Welt erfüllen wird" [324—328].

VII. Nachahmung und Assimilation 328

Die Nachahmung als einer der hauptsächlichsten Faktoren in der Entwicklung der individuellen Kultur. Der „Mittelpunkt der Nachahmung" verschiebt sich nach dem Stande der Kultur. Nachahmung in der Form der Selbstentäußerung und in der der Konkurrenz [328—332]. — Die Nachahmung einer Gesellschaft oder einer ganzen Nation im Verhältnis zu einer anderen. Wann führt die Nachahmung zur Assimilation und wann verstärkt sie noch das Gefühl der Eigenexistenz der Nachahmenden? [332—337]. — Warum ist das Judentum, trotz seiner Nachahmungssucht, nicht in den anderen Nationen aufgegangen? „Die Vervollkommnung der nationalen Eigenart durch eine Nachahmung in Form der Konkurrenz." Die Hellenisten in Palästina und Ägypten. Die arabische Periode. Die neuere Zeit. Die Gefahr für die Zukunft unseres Volkes liegt nicht in der Assimilation, sondern in der Zersplitterung. Die Rettung: die Erneuerung „des Nachahmungszentrums von ehedem" [337—343].

VIII. Priester und Prophet 343

Die mittlere Bewegung, die aus zwei Bewegungen verschiedener Richtung resultiert. Harmonie der Sphären. Harmonie der Seele. Die gesellschaftliche Harmonie. „Alles Zusammengesetzte, Schöne und Vielseitige ist nichts weiter als das Resultat des Zusammenstoßes der Elementarkräfte", während diese selbst „einfach und absolut einseitig sind". Priester und Prophet. Der Prophet ist der Träger der elementaren Kraft und der Priester jener der „zusam-

mengesetzten Harmonie“ [343—349]. — Israels Propheten. Ihr Menschheitsideal: die Herrschaft der absoluten Gerechtigkeit. Ihr Volksideal: das Volk zum Träger der in ihrem Menschheitsideal liegenden Kraft zu machen. „O, daß doch das ganze Volk Gottes Propheten wären.“ Aus dem Zusammenstoße des zwiefachen prophetischen Ideals mit anderen Kräften entstand die „Lehre der Priester“. Der Unterschied zwischen der prophetischen „Mission der Juden“ und der „Lehre von der Mission“ bei den westlichen Juden [349—354].

Zur Sprachenfrage

I. Sprache und Literatur *(Erschien im Kalender des „Achiassaf“ 5654)* 355

Die Entwicklung der hebräischen Sprache im Mittelalter an der Hand jener ihrer hauptsächlichen Literatur. „Damals waren gedankliche Bedürfnisse die Beweggründe zur Erweiterung der Sprache und Literatur“ und diese beiden „wurden ein wahrhaft nationales Gut“. Die neue Literatur hat die Stufe eines nationalen Gutes nicht erreicht, weil sie den Gedanken dem ästhetischen Gefühl unterordnete. Der Unterschied zwischen einer Sprache, die im Worte, und einer, die nur in der Schrift lebt. Die lateinische Sprache im Mittelalter. Das Leben der hebräischen Sprache und ihrer Literatur von der Mischnaperiode bis jetzt [356—362]. — Die künstliche Spracherweiterung. Wie auf natürlichem Wege mit der Erweiterung des Denkens auch eine solche der Sprachen sich ergibt. Das poetische Schaffen und sein Verhältnis zum Denken. „Hegt und pflegt den Gedanken, und er wird die Sprache heben.“ [362—373].

II. Die Sprache und ihre grammatische Form *(Erschien im Kalender des „Achiassaf“ 5655)* 373

Wie die Sprache unbewußt in der Seele des Kindes aufgefangen wird. Die Sprache im Unterricht und im Gebrauch. Wie sich die Sprachen im Laufe der Generationen verändern. Nicht durch Grammatiker und Sprachforscher, sondern unbewußt durch das Volk selbst [372—377]. — Die Unzulänglichkeit der hebräischen Sprache nicht nur in stofflicher, sondern auch in formaler Beziehung. Gegensätze zwischen dem modernen Hebräisch und ihrer alten Grammatik. Die Sprache von einst und die von jetzt. Bereits akzeptierte grammatische Fehler hören auf solche zu sein. Beispiele dafür. Die Notwendigkeit, eine neue Grammatik der gegenwärtigen hebräischen Sprache zu schreiben [377—392].

Über eine jüdische Enzyklopädie in hebräischer Sprache

Erster Aufsatz *(5654)* 393

„Die Kenntnis des Judentums ist das notwendigste Fundament unseres Daseins.“ Jederzeit bemühten sich darum in der Not die Großen unseres Volkes, die „Lehre“ vor Vergessenheit zu schützen. In der Gegenwart ist die Kenntnis des Judentums für unser Fortbestehen noch notwendiger als früher. Demgegenüber haben heute die Mittel zur Befriedigung dieses Bedürfnisses noch mehr ab-

genommen. „Wieder einmal brauchen wir ein neues Buch." Das gesuchte Buch ist eine „Jüdische Enzyklopädie". Allgemeine Skizze des Inhalts und der Form der „Enzyklopädie". Ihr erzieherischer und wissenschaftlicher Nutzen. Die Möglichkeit der Ausführung. Der erste Schritt [393—407].

Zweiter Aufsatz *(Erschien im „Hameliz" vom 5. Ab 5654)* . . . 408

Antwort auf einen der Kritiker des vorangehenden Aufsatzes. „Die Erhaltung des Judentums in würdiger Form ist das einzige oberste Ziel unserer Tätigkeit." Die Hauptsache ist der erzieherische Nutzen — der wissenschaftliche ist diesem untergeordnet. Widerlegung der Einwände des Kritikers in bezug auf beides [408—420].

Dritter Aufsatz *(Erschien im „Hameliz" vom 4. Schebat 5655. Hier sind viele Stellen weggelassen, die sich auf einzelne Personen beziehen)* . 420

Vorschlag, zunächst eine jährliche Enzyklopädie als Vorstufe für die allgemeine Enzyklopädie herauszugeben [420—428].

Nachtrag 428

Allgemeines Programm der „Jüdischen Enzyklopädie" [428—433].

Vergilbte Blätter *(Erschien im Sammelbuch „Kawweret" Odessa 5650)* 434

Kritik (im Stile einer Satire) des Verhältnisses der hebräischen Literatur zu den Lebensfragen am Ausgang der Haskalaperiode und zu Beginn der Periode des nationalen Erwachens [434—459].

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 23 14 19 03 014 9